In aller Offenheit.

Zugewandt und herausfordernd

ANSPRACHEN
UND ANDERE TEXTE

von und mit Bischof Dr. Gerhard Feige

2026

Impressum

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Bischöfliches Ordinariat
Max-Josef-Metzger-Straße 1
39104 Magdeburg
Redaktion: Anja Schlender
Coverfoto-Bildrechte: Caritas im Bistum Magdeburg
Gestaltung: El Knackstedt

September 2026

www.bistum-magdeburg.de

VORWORT

Liebe Leserin, lieber Leser,

das vorliegende Buch löst eine gewisse Melancholie in mir aus, denn es ist das letzte Buch, das ich gemeinsam mit Bischof Dr. Gerhard Feige in seiner Amtszeit als Magdeburger Bischof herausgeben darf. Im November 2026 vollendet Bischof Feige sein 75. Lebensjahr. Er hat Papst Leo XIV. bereits um Entpflichtung gebeten. Damit ist diese Sammlung nicht nur eine Auswahl seiner Texte, sondern auch ein Rückblick auf zwei Jahrzehnte bischöflichen Dienstes.

Die Texte sind aus ganz unterschiedlichen Anlässen entstanden: für Gottesdienste, ökumenische Begegnungen, wissenschaftliche Tagungen oder öffentliche Debatten. Sie greifen die Herausforderungen der jeweiligen Zeit auf und machen zugleich deutlich, dass christlicher Glaube nicht losgelöst von der gesellschaftlichen Wirklichkeit gelebt werden kann. Themen wie Ökumene, Demokratie, Menschenwürde, Frieden, Flucht und Migration, die Corona-Pandemie oder die Zukunft der Kirche ziehen sich durch die Sammlung und spiegeln die Entwicklungen der vergangenen beiden Jahrzehnte wider.

Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf der Ökumene. Sie prägt das Wirken von Bischof Feige ganz besonders und wird von ihm immer wieder als Auftrag formuliert, Brücken zu bauen und das gemeinsame christliche Zeugnis zu stärken. Zugleich erzählen seine Beiträge von unserem Bistum und seinen Gläubigen, die als katholische "schöpferische" Minderheit in Ostdeutschland ihren Platz haben und Verantwortung übernehmen.



Bildrechte: Bistum Magdeburg

Auch die unveräußerliche Würde eines jeden Menschen – egal welcher Herkunft – thematisiert Bischof Feige immer wieder. "Das Evangelium ist nicht unpolitisch", ist ein Satz, den ich in zahlreichen Interviews, die ich begleiten durfte, immer wieder gehört habe. Schließlich erzähle das Evangelium vom Zusammenleben der Menschen.

Möge dieses Buch Sie nun also anregen, die Entwicklungen der vergangenen Jahre und die Standpunkte unseres Bischofs nachzuvollziehen. Zudem lade ich Sie ein, sich von der Hoffnung anstecken zu lassen, die das Wirken unseres Bischofs Gerhard Feige von jeher geprägt hat.

Ihre Anja Schlender
Referentin für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit im Bistum Magdeburg

INHALT

13 | Katholisch im Bistum Magdeburg
Predigt zum Pontifikalamt anlässlich der Verabschiedung von Bischof Leo Nowak
am 20. März 2004 *(Eph 1,3-10; Joh 14,1-6)*

17 | Katholische Thesen zur Ökumene (2004)

21 | "Kein Bischof muss sein Bistum neu erfinden"
Im Interview mit Thomas Lazar vom 16. April 2006 zum 1. Jahrestag der Amtseinführung
von Bischof Dr. Gerhard Feige

25 | Priester heute
Predigt zum Dies sacerdotalis am 3. April 2007 *(Jes 61,1-3a.6a.8b-9; Offb 1,5-8; Lk 4,16-21)*

28 | "Offener Brief an die lieben evangelischen Schwestern und Brüder"
Anlässlich der Erklärung der Glaubenskongregation über einige Aspekte des Kirchenverständnisses
vom 22. Juli 2007 (veröffentlicht in 11 Kirchenzeitungen in Deutschland)

30 | Wer das war, ist mir erst später bewusst geworden
Beitrag aus der Reihe "Mein Vorbild" für die *Magdeburger Volksstimme*
vom 20. Februar 2008

32 | Werden wir uns näher oder ferner sein?
Gastkommentar zur Eröffnung der Reformationsdekade
für die evangelischen Zeitungen *Die Kirche*, *Der Sonntag*, *Glaube und Heimat*
vom 21. September 2008

34 | Wir sollten die Reformation ökumenisch betrachten
Im Gespräch mit Bernd Buchner von der *Katholischen Nachrichtenagentur (KNA)*
am 16. Oktober 2008

38 | Eure Eltern hätten vielleicht geschimpft
Brief zur Kinderwallfahrt vom 9. Juli 2008

40 | Über die geistgewirkte Freiheit und Weite der katholischen Kirche
Statement zur Einheit "Wie der Geist wirkt – Geist der Freiheit, Geist der Ordnung"
des Podiums "Die Sache Jesu braucht BeGEISTerte" am 22. Mai 2009
beim Evangelischen Kirchentag in Bremen

44 | Sagen Sie es mit einem Satz …
Antworten zum Fragebogen mehrerer katholischer Kirchenzeitungen von 2009

46 | Einige neue katholische Thesen zur Ökumene
Veröffentlicht zum Reformationstag 2009

52 | "Gleicht euch nicht dieser Welt an …"
Predigt zur Schlussandacht der Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda am 23. September 2010 *(Röm 12,1-12)*

57 | Seelsorger – Pfarrer – Dompropst
Predigt zur Einführung des Kathedralpfarrers Reinhold Pfafferodt (†) am 17. Oktober 2010 in St. Sebastian *(Ex 17,8-13; 2 Tim 3,14-4,2; Lk 18,1-8)*

61 | Ja zur Macht
Predigt beim Ökumenischen Gottesdienst anlässlich der Konstituierung des Landtags von Sachsen-Anhalt am 19. April 2011 *(Mt 5,3-12)*

64 | Priesterliche Wesenszüge
Predigt zum 40jährigen Priesterjubiläum von Domkapitular Ulrich Lieb (†) am 26. Juni 2011 in Magdeburg *(Eph 4,14-16)*

68 | Mit Wurzeln und Flügeln – leben lernen
Predigt zur Bistumswallfahrt am 4. September 2011 *(Kol 2,6-10; Joh 14,1-6)*

72 | Gesandt in den Weinberg des Herrn
Predigt zum Pastoraltag am 26. Oktober 2011 *(Jes 5,1-7; Mt 21,33-44)*

75 | Vom Geist bewegt – 50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil
Predigt zur Bistumswallfahrt am 2. September 2012 *(1 Kor 12,3b-7.12-13; Joh 14,15-16.23b-26)*

80 | Heilsame Herausforderung
Katholische Thesen zum Reformationsgedenken 2017
veröffentlicht zum Reformationstag 2012 (geringfügig aktualisiert im Februar 2014)

86 | Öffentlich Christ sein
Predigt zum Fronleichnamsgottesdienst in Magdeburg
am 30. Mai 2013 *(Gen 14,18-20; 1 Kor 11,23-26; Lk 9,11b-17)*

89 | Persönlicher Wahlaufruf des Bischofs von Magdeburg 2013

90 | Würde- und geistvoll leben
Firmpredigt 2013 *(Apg 2,1-6.14.22b-23.32-33; Röm 8,14-17; Mt 16,24-27)*

94 | Theologie und Geschichte
Einige hermeneutische Überlegungen: Referat bei der 10. Jahrestagung des Gemeinsamen orthodox-katholischen Arbeitskreises *St. Irenäus*
am 14. November 2013 in Thessaloniki

105 | Versachlichung – Versöhnung – Verständigung
Eine katholische Zwischenbilanz auf dem Weg zum Reformationsgedenken 2017
vom 26. Juni 2014

119 | 25. Jahrestag des "Mauerfalls"
Im Interview mit Thomas Lazar zum 9. November 2014

125 | Dem Ungeist widerstehen
Firmpredigt am 15. November 2014 in der Pfarrei Carl Lampert in Halle *(Mt 5,1-12)*

129 | "Herbergssuche"
Predigt zur Christmette 2014 *(Jes 9,1-6; Tit 2,11-14; Lk 2,1-14)*

140 | Aller Welt erschienen
Predigt zu Epiphanie 2015 *(Jes 60,1-6; Eph 3,2-3a.5.6; Mt 2,1-12)*

143 | Worum sollte es uns eigentlich gehen?
Predigt beim Dies sacerdotalis am 31. März 2015 *(Jes 61,1-3a.6a.8b-9; Lk 4,16-21)*

147 | "Ich möchte Brücken bauen"
Im Interview mit Eckhard Pohl für den *Tag des Herrn*
vom 12. April 2015

151 | Ostdeutsche Bistümer eine Praktikumsstelle?
Stellungnahme vom 8. Juni 2015 zum Wechsel des Bischofs Heiner Koch
von Dresden-Meißen nach Berlin

152 | "Ich habe einen Nerv getroffen"
Im Interview mit Agathe Lukassek für *katholisch.de*
vom 12. Juni 2015 über das "Bischofskarussell" in Ostdeutschland

155 | Jeder Mensch hat von Gott seine Würde
Im Interview für die *Torgauer Zeitung* am 13. November 2015

157 | Mit Hochachtung
Grußwort zur Eröffnung eines muslimischen Gebetsraumes in Halle
am 12. Februar 2016

160 | "Das Gift der einfachen Lösungen meiden"
Im Interview mit Nina Schmedding für die *Katholische Nachrichtenagentur (KNA)*
vom 1. März 2016 zur Landtagswahl in Sachsen-Anhalt

163 | Ohne Wut und Hass
Kommentar zum Ausgang der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt am 13. März 2016

164 | "Uns verbindet sehr viel"
Doppelinterview über das kirchliche Miteinander nach 500 Jahren
mit Irmgard Schwaetzer und Gerhard Feige für die *Rheinische Post* vom 31. Oktober 2016

169 | Von der "Lutherdekade" zum 500. Reformationsgedenken.
Ein ökumenischer Lernprozess mit Perspektive?
Vortrag bei der Montagsakademie der Theologischen Fakultät Paderborn
am 30. Januar 2017

185 | "Bleibet hier und wachet mit mir"
Predigt beim Dies sacerdotalis am 11. April 2017

188 | Religion – Opium des Volkes?
Gastbeitrag für die *Mitteldeutsche Zeitung* vom 7./8. April 2018

190 | Konfessionsverbindende Ehen und gemeinsame Teilnahme an der Eucharistie
Ein Zwischenruf zum Verständnis einer "Pastoralen Handreichung"
für *Christ & Welt* am 25. April 2018

194 | Nachruf auf eine unsägliche Entwicklung
vom 6. Juni 2018

196 | "Das Kirchenbild mancher Kritiker erinnert mich an die DDR"
Im Interview mit Daniel Deckers für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
vom 25. Juni 2018

201 | Außer Thesen nichts gewesen?
Ein katholischer "Nachschlag" zu 2017

207 | "Ich hasse nicht zurück"
Kurzstatement beim Podium mit Dr. Gregor Gysi in der Leipziger Propstei
am 13. November 2018

210 | Leitvorstellungen, Reformschritte und andere Wagnisse
Zur Entwicklung des Bistums Magdeburg seit 2004

216 | Osten noch immer gut vernetzt
Im Interview mit Matthias Holluba für den *Tag des Herrn*
vom 13. Oktober 2019

219 | "Ich mache mir Sorgen um den Fortbestand der Demokratie"
Im Interview mit Michael Bock für die *Magdeburger Volksstimme*
vom 5. November 2019

222 | Besonnen und solidarisch bleiben.
Gastbeitrag über die zwischenmenschlichen Beziehungen in der Krise
für die *Magdeburger Volksstimme* vom 25. März 2020

224 | Schöpferische Ideen
Videobotschaft zur Karwoche am 3. April 2020

227 | Zwischen Kontrollverlust und Aktionismus
Beitrag zum Umgang mit der Corona-Pandemie vom 30. März 2020,
verkürzt für *Christ & Welt* vom 16. April 2020

231 | Zwischen Gottesdienstverbot und möglichen Lockerungen
Gastbeitrag für *katholisch.de* vom 20. und für die *Magdeburger Volksstimme*
vom 21. April 2020

233 | Ein Pyrrhussieg?
Stellungnahme vom 26. April 2020

235 | Ermutigende Worte des Bischofs von Magdeburg
Anlässlich der Instruktion der Kongregation für den Klerus vom 20. Juli 2020

238 | Kolumnen unter der Rubrik "Gottes Bodenpersonal: Feige über Mut"
für *Christ & Welt* sowie *ZEIT ONLINE* vom 3. Dezember 2020 bis 2. Juni 2021

246 | "Bin unsicher, ob von diesem ÖKT große Strahlkraft ausgehen wird."
Im Interview mit Steffen Zimmermann für *katholisch.de*
vom 17. Mai 2021

250 | "Die letzten 24 Stunden"
aufgezeichnet von B. Eenboom, in der Rubrik "Salon" für: *Cicero*. Magazin für politische Kultur
vom Juni 2021

252 | Ohne meinen Vollbart wäre ich mir selbst fremd.
Im Interview mit Steffen Zimmermann zum Tag des Bartes, für *katholisch.de*
vom 2. September 2021

255 | "Wes Geistes Kind wir sind"
Kurztext über die Corona-Krise im Zusammenhang mit zwei Porträtaufnahmen, für M. G. Stock
(Interviews von B. Eenboom), *#BEHINDTHEMASK. Menschen hinter Masken. Berührende Einblicke in Zeiten der Pandemie*, München 2021, 12f.

256 | Wachsamkeit
Predigt beim ökumenischen Gottesdienst zum Tag der Deutschen Einheit
am 3. Oktober 2021 in der Pauluskirche zu Halle/Saale *(Lk 12,35-38)*

259 | Wie der Hund von Bischof Gerhard Feige die Festtage verbringt – Willis Weihnachten
Von Karin Wollschläger für die *Katholische Nachrichtenagentur (KNA)*
vom 2. Dezember 2021

261 | Aktuelle Situation zur Aufarbeitung sexuellen Missbrauchs Minderjähriger im Bistum Magdeburg
Statement bei einer Pressekonferenz am 2. Februar 2022

264 | Ökumenische Zeitenwende
Gastkommentar zur Haltung von Patriarch Kyrill anlässlich des russischen Angriffskrieges auf die Ukraine und über die ökumenischen Folgen,
in: *Herder Korrespondenz* 76 (Heft 7/2022) 6

267 | "Verändert hat sich die Kirche nicht nur in Kleinigkeiten"
Beitrag in: Philippa Rath/ Burkhard Hose (Hg.), *Frauen ins Amt! Männer der Kirche solidarisieren sich*, Freiburg 2022, 65-68.

269 | Verhältnis war schon ermutigender und hoffnungsvoller
Im Interview mit Steffen Zimmermann zum schwierigen Verhältnis von Ost und West
für *katholisch.de* vom 2. Mai 2023

276 | Nicht nur überleben
Finanzausgleich für ostdeutsche Bistümer
Beitrag für *Herder Korrespondenz* (Heft 8/2023), 20-22

281 | Status quo genügt nicht
Im Interview zum aktuellen Stand der Ökumene mit Karin Wollschläger
für *KNA-ÖKI* Nr. 44 (31.10.2023), Thema der Woche I-IV

286 | "Dem Rechtsruck widersetzen. Solidarisch. Vielfältig. Demokratisch"
Statement bei der Demonstration des Bündnisses für Demokratie in Magdeburg am 17. Februar 2024

288 | "Für euch bin ich Bischof und mit euch Christ"
Predigt am 14. September 2024 anlässlich des 25jährigen Jubiläums der Bischofsweihe
(Phil 2,6-11; Joh 3,13-17)

292 | Belastbar wie Vater und Mutter.
Im Interview mit Dorothee Wanzek, für *Tag des Herrn*
vom 29. September 2024, 38f.

295 | Antisemitismus
Statement zum 5. Jahrestag des Halle-Attentats am 9. Oktober 2024

298 | " … das tut auch ihnen!"
Predigt bei der Frühjahrsvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz
am 13. März 2025 im Kloster Steinfeld *(Lev 19,13-18)*

302 | Macht, Osten, Verantwortung
Im Interview mit Karin Wollschläger für die *Katholische Nachrichtenagentur (KNA)*
am 16. April 2025 anlässlich der Einführung als Bischof von Magdeburg vor 20 Jahren

305 | Pilger der Hoffnung
Predigt bei der Bistumswallfahrt am 7. September 2025 *(1 Kön 19,3-14 / Lk 4,16-21)*

310 | "Unsagbares wird sagbar"
Im Interview mit Raimund Neuß zu AfD und Christentum
in den neuen Bundesländern für *Kölnische Rundschau* am 15. Oktober 2025, 3.

314 | Volkstrauertag
Gedenkrede im Landtag von Sachsen-Anhalt am 16. November 2025

320 | „Dann ist es mit der Freiheit vorbei“
Im Interview mit Ulrich Waschki für *Tag des Herrn*
vom 4. Januar 2026

328 | Sendung und Beauftragung
Übertragung der missio canonica und Beauftragung der Schulseelsorge
am 20. Februar 2026 *(1 Kor 12,1-11 / Lk 9,1-6)*

331 | "Den Spuren Christi folgen"
Predigt zum Requiem für Bischof Dr. Joachim Wanke am 21. März 2026 *(1 Petr 2,20b-25; Lk 24,13-35)*

336 | "Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt"
Predigt zum Dies pastoralis am 31. März 2026 *(1 Petr 3,8-28 / Lk 8,22-25)*

339 | Wider die Hoffnungslosigkeit
Predigt am Ostersonntag 2026 *(Apg 10,34a.37-43 / Kol 3,1-4 / Joh 20,1-18)*

342 | "Alles in Christus vereinen"
Requiem für Bischof Leo Nowak am 25. April 2026 *(Eph 1,3-10; Joh 14,1-16)*

349 | „Die Empathie geht verloren“
Im Interview mit Ulrike Scheffer und Constantin Wißmann
für *Publik-Forum* vom 10. Juli 2026

352 | Die Kirchen und die AfD
Vor der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt,
für *Stimmen der Zeit 151* (Heft 8/2026) 563-572.

360 | „Jede Zeit kann Bewährungszeit und Heilszeit sein“
Im Interview mit Annika Schmitz
für *Herder Korrespondenz* (Heft 9/2026)

368 | Nach dem Wahlsieg der AFD – Kirchen werden sich weiter mit dem Evangelium zu Wort melden
Gemeinsame Pressemitteilung der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (EKM), dem Bistum Magdeburg und der Evangelischen Landeskirche Anhalts
vom 7. September 2026

Katholisch im Bistum Magdeburg

Predigt zum Pontifikalamt anlässlich der Verabschiedung von Bischof Leo Nowak am 20. März 2004

(Eph 1,3-10; Joh 14,1-6)

Wenn ein Bischof in den Ruhestand verabschiedet wird, ist das kein Begräbnis. Er wird damit auch nicht zur "Persona non grata" oder ins Exil getrieben. Außerdem folgen daraus weder Laisierung noch Privatisierung. Trotz Amtsverzichts geht er seinem Bistum also nicht verloren. So bleibt auch Leo Nowak selbstverständlich Bischof, und wir hoffen, ihn trotz verdienter Entspannung noch lange als "dynamischen Altbischof in Reichweite" – wie manche "i. R." sinnigerweise interpretieren – unter uns zu haben.

Und doch bedeutet das Ende seiner Amtszeit einen Einschnitt in der Geschichte unseres erst 10 Jahre alten Bistums. Manche sind verunsichert und schauen wehmütig zurück. Hinzu kommt die allgemeine Situation unserer Kirche in Deutschland und besonders hier im Osten. Wir betrachten sie recht nüchtern, aber nicht ohne Hoffnung. Außenstehende unterstellen uns dabei – wie kürzlich in einer Zeitung zu lesen war – eine "seltsame Mischung aus Verzagtheit und Übermut, mit der Schrumpfkirchen auf Bedeutungsverlust reagieren". In der Tat: Vieles spricht gegen uns. Das wird nicht geleugnet; aber nur darüber zu jammern, würde nichts verbessern. Stattdessen versuchen wir, uns diesen Herausforderungen in positiver Weise zu stellen. Woher nehmen wir dazu aber die nötige Gelassenheit, den schöpferischen Mut und die unbändige Zuversicht? Darüber nachzudenken und zu sprechen, dürfte dem heutigen Anlass voll und ganz angemessen sein. Die Lesungen aus dem Epheserbrief und dem Johannesevangelium, die Bischof Leo für diesen Gottesdienst ausgewählt hat, bieten dafür eine gute Grundlage.

Herkunft

Kürzlich ist mir ein Münsteraner begegnet, der ganz erstaunt war, dass es in Sachsen-Anhalt überhaupt katholische Christen gibt – sogar ein Bistum mit einem richtigen Bischof. Woher kommen wir? Die meisten von uns sind inzwischen schon hier geboren, viele stammen aber von Flüchtlingen, Vertriebenen und Zugezogenen ab. Schlesier, Sudetendeutsche und Ermländer, auch Westfalen und Eichsfelder, Rheinländer und Bayern, selbst Russlanddeutsche und Polen, Italiener, Kroaten und Afrikaner sind unter uns anzutreffen. Trotzdem können wir an einer alten Geschichte anknüpfen: Vor mehr als 1000 Jahren wurde das Erzbistum Magdeburg mit einigen Suffraganen gegründet; das Bistum Halberstadt begeht in diesem Jahr sogar schon sein 1200jähriges Bestehen. Eine Vielzahl von Zeugen des Glaubens ist uns vorausgegangen; nicht ohne Stolz gedenken

wir einiger von ihnen in einer eigenen Allerheiligenlitanei. Unsere Wurzeln reichen aber noch weiter zurück: in die griechisch-römische Zeit und in die Geschichte des Volkes Israel. Wir sind also Anhänger einer über 2000jährigen Bewegung mit allem "für" und "wider". Einerseits tragen wir schwer unter diesem historischen Ballast und werden als die "Ewig-Gestrigen" bezeichnet; andererseits profitieren wir von den Welterfahrungen einer Gemeinschaft, die wie keine andere schon so lange existiert. Immer noch hat sie – wie ich meine – genügend Puste und Verstand, Rückgrat und Beweglichkeit, Charme und Begeisterungsfähigkeit.

Damit sind wir aber noch nicht am Ausgangspunkt unseres Stammbaums angelangt. Worin liegt der tiefste Grund unserer Existenz? Laut Epheserbrief (1,4 f) ist der bei Gott zu suchen. "Er hat uns in Christus erwählt vor Erschaffung der Welt. ... Er hat uns aus Liebe im Voraus dazu bestimmt, durch Jesus Christus seine Söhne (und Töchter) zu werden ..." Das heißt: Letztendlich kommen wir aus der Ewigkeit Gottes, sind himmlischer Herkunft und leben aus seiner Gnade. Er hat uns gewollt und will uns immer noch – nicht als Marionetten, sondern als Wesen, die verantwortlich mit ihrer Freiheit umgehen. Damit spielen wir in Gottes Heilsplan eine wichtige Rolle. Unsere Heimat ist im Himmel; darum gelten wir manchmal auch als Fremdlinge auf dieser Erde oder als "vaterlandslose Gesellen". Unsere irdischen Verhältnisse zu relativieren, muss aber nicht bedeuten, sie zu verachten. Wir sehen sie und uns vielmehr in einem größeren Horizont und scheuen es nicht, Verantwortung zu übernehmen, uns nötigenfalls auch die Hände schmutzig zu machen. Wir sind Wanderer zwischen den Welten: Wir glauben an den Himmel als unseren tiefsten Herkunfts- und Bezugsraum und lieben die Erde als das herrliche Land, auf das unser Los gefallen ist.

Ausrichtung

Wo wir herkommen, ahnen wir nun; kennen wir aber auch den Weg, der uns weiterführt? Woran orientieren wir uns? Wem können wir vertrauen? Wer oder was trägt uns? Wie andere Institutionen setzen wir zunächst einmal auf möglichst viele Anhänger, ausreichende Finanzen, engagierte Mitarbeiter, überzeugende Leistungen und gesellschaftliches Ansehen. Wie oft erleiden wir dabei aber auch Einbrüche und Rückschläge und teilen mit manchen Parteien, Gewerkschaften und Vereinen ein ähnliches Schicksal. In solchen Situationen sind wir besonders dankbar, nicht allein auf uns selbst angewiesen zu sein: Wir stehen in Gemeinschaft mit unserem Papst in Rom und unzähligen Ortskirchen auf dem ganzen Erdenrund; wir wissen uns eingebunden in die weltweite ökumenische Bewegung christlicher Kirchen, und wir profitieren auch von der Sympathie, Solidarität und Partnerschaft vieler Nichtchristen. Dennoch beschleicht uns manchmal die Sorge, im Nebel zu stehen und nicht mehr so richtig weiter zu wissen. "Seid ohne Angst", sagt uns Jesus. "Glaubt an Gott und glaubt an mich!" (Joh 14,1) Ich bin der Weg zur Wahrheit und zum Leben (vgl. Joh 14,6). Mit "Weg" meint er dabei kein unabänderliches Programm oder eine starre Ideologie; zum Weg erklärt er vielmehr sich selbst als lebendige Person. Wer sich auf ihn einlässt, darf hoffen, menschenwürdig, sinnvoll und trostreich durchs Leben zu kommen und sogar darüber hinaus eine Zukunft zu haben.

Es reicht jedoch nicht, nur den Weg zu kennen; man muss ihn auch gehen. Landkarte und Wegweiser sind wichtig, noch hilfreicher und glaubwürdiger aber sind verlässliche Wegbegleiter. Zu jedem Aufbruch gehören der Mut zum Wagnis, die Hoffnung, erfolgreich zu sein, und die Vorfreude auf das Ziel – aber auch Abschied und Trauer. Als

katholische Christen des Bistums Magdeburg sind wir davon überzeugt, dass vieles zurückgelassen werden muss, um den neuen Herausforderungen gerecht zu werden. Auch wenn wir keine Elitetruppe sind, wollen wir Aufbrüche wagen und in gegenseitiger Vergewisserung den Weg suchen, den uns Gott in Jesus Christus weist. Wir wissen nicht, was uns dabei erwartet. Wird es – biblisch gesprochen – ein Durchzug durchs Rote Meer, ein Murren in der Wüste oder der Einzug ins verheißene Land? Finden wir wie die Weisen aus dem Osten das neugeborene Kind oder müssen wir der Heiligen Familie gleich die Flucht antreten? Wird uns vielleicht zugemutet, Jesus noch intensiver auf dem Kreuzweg zu folgen? Ergeht es uns wie den Frauen, die sich auf den Weg machen, um den toten Jesus zu salben, und mit der Botschaft von seiner Auferstehung konfrontiert werden? Oder erfahren wir ähnliches wie die Jünger auf dem Weg nach Emmaus und dann zurück nach Jerusalem?

Wie sich unsere kirchlichen Verhältnisse auch entwickeln mögen, entscheidend ist, was dieser Jesus Christus für uns existentiell bedeutet; entscheidend ist, ob wir tatsächlich an ihn glauben und auf ihn setzen. Wenn das der Fall ist, braucht uns nicht bange zu sein – dann sind wir auf dem richtigen Weg.

Erwartung

Und wohin soll es gehen? Wie sieht das Ziel aus? Was erhoffen wir? Schwebt uns eine globale und totale Volkskirche vor Augen, vielleicht sogar ein christlicher Gottesstaat auf Erden oder eher eine dem Pluralismus sich stellende lebendige Gemeinschaft von entschiedenen Gläubigen, vielleicht auch nur ein "heiliger Rest" Getreuer? Keine Sorge! Die Kirche ist nicht das Reich Gottes und der Endzweck unseres Glaubens. Ihre Gestalt kann und muss sich wandeln. Sie vereint und bestärkt uns aber in der Hoffnung, dass Gott immer mehr seinen Plan wahrmacht, "in der Fülle der Zeiten" – wie es im Epheserbrief (1,10) heisst – "in Christus alles zusammenzufassen, was im Himmel und auf Erden ist". Darauf gehen wir hoffend zu; dem dürfen und sollen wir uns aber auch selbst mit unserer kleinen Kraft zur Verfügung stellen. Und so hat Bischof Leo dieses Bemühen Gottes ganz zu seinem Wahlspruch gemacht: "Instaurare omnia in Christo." Das All in Christus zusammenzufassen, alles in ihm zu vereinen oder – wie man vielleicht auch übersetzen kann – wieder in die ursprüngliche Beziehung zu ihm als Haupt zu bringen, das meint nicht: vereinnahmen, entmündigen oder gleichschalten. Es bedeutet aber auch nicht alles für wahr, richtig oder gut zu halten. In Liebe soll vielmehr die Aufspaltung der Welt überwunden und die Versöhnung mit Gott und untereinander bewirkt werden.

Dabei ist Christus für uns der Maßstab, der die Geister scheidet und Gegensätze überwindet. Niemand und nichts ist davon ausgeschlossen. Und so wie Gott sich um alle und alles sorgt, verziehen wir uns nicht in bergende Gettos, sektiererische Zirkel oder kuschlige Wohlfühlgruppen. Ebenso lassen wir uns gemäß dem konfessionsübergreifenden christlichen Bekenntnis zur Katholizität der Kirche nicht ins private Abseits drängen; vielmehr mühen wir uns, das Ganze der Welt im Blick zu behalten und Jesus Christus in aller Öffentlichkeit eindeutig und vielfältig zu bezeugen. Letztendlich aber ist die Zusammenfassung und Vollendung der Welt in Christus nicht unser Werk. Dieses Unternehmen steht ganz in Gottes Macht. Und das ist für uns unheimlich befreiend und tröstlich. Bei all unserem Engagement stehen wir nicht unter dem Druck, unbedingt erfolgreich sein zu müssen. Die Hauptverantwortung trägt ein anderer; und der schreibt manchmal auch auf krummen Zeilen gerade. Ihm dürfen wir vertrauen, dass unser Leben tatsächlich eine Zukunft hat und er uns nach allen irdischen Freuden und Mühen – im Bild des Evangeliums gesprochen – eine himmlische Wohnung bereithält.

Lieber Bischof Leo! Viele Jahre bist du mit uns als liebenswürdiger und herausfordernder Zeuge des christlichen Glaubens unterwegs gewesen. Wir danken dir für die nötige Gelassenheit, den schöpferischen Mut und die unbändige Zuversicht, die dich als Gründerbischof unseres neuen Bistums ausgezeichnet haben. Erfreulicherweise hast du dich nicht in den Vordergrund gespielt, sondern bist für den transparent geblieben, der dich und uns in seine Nachfolge gerufen hat. Ihm danken wir heute gemeinsam mit dir in besonderer Weise für den Segen der letzten Jahre. Möge er dich und uns auch weiter auf dem rechten Weg geleiten – zu seinem Lob und zum Heil für viele.



Bischof Leo Nowak (r.) beim öffentlichen Gründungs-Gottesdienst des Bistums Magdeburg 1994 auf dem Magdeburger Domplatz; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Katholische Thesen zur Ökumene (2004)

1.

Gemessen an der über tausendjährigen Entfremdung zwischen Ost- und Westkirche und den infolge der Reformation seit fast 500 Jahren sich abspielenden abendländischen Rivalitäten ist es äußerst erstaunlich und erfreulich, welche positiven Wandlungen die zwischenkirchlichen Beziehungen in den letzten Jahrzehnten genommen haben. Das vor 40 Jahren verabschiedete Ökumenismusdekret des II. Vatikanischen Konzils, die vor 5 Jahren unterzeichnete Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre und viele andere Texte sowie Entwicklungen lassen hoffen, dass die Einigung der Christenheit merklich und zügig voranschreitet.

2.

Das, was Christen trennt, geht nicht bis in die Fundamente und reicht auch nicht bis in den Himmel, belastet aber immer noch sehr und ist nicht von heute auf morgen einfach abzuschütteln. Schließlich ist man in der Vergangenheit nicht im Streit um Bagatellen auseinandergegangen, sondern im Eifer um den wahren Glauben und dessen treue Weitergabe. Die heute manchmal zu hörende Meinung: "Wir glauben eh so wenig; das können wir auch ruhig gemeinsam tun", dürfte keine zukunftsträchtige ökumenische Ausgangsposition sein. Konfessionelle Entwurzelung, schwindender Glaube und zunehmender Relativismus führen nicht weiter. Stattdessen bietet die Beheimatung in einer konkreten Kirche die Möglichkeit, sowohl Identität zu entwickeln als auch zum Dialog befähigt zu werden. Konfessionalität muss nicht Konfessionalismus bedeuten, kann vielmehr zur Bereicherung beitragen und deutlich werden lassen, dass uns mehr verbindet als uns trennt.

3.

Theologische Lösungen früherer Streitpunkte und wachsende Übereinstimmungen müssen noch stärker in Lehre und Leben der Kirchen umgesetzt werden. Daneben ist es aber genauso wichtig, dass die kirchlichen Verhandlungsführer und Entscheidungsträger zur Kenntnis nehmen, was vielerorts schon möglich ist oder leidenschaftlich ersehnt wird. Auf jeden Fall gilt es, die wachsende Kluft zwischen hochoffizieller und basisnaher, akademisch einsichtiger und lebensnotwendiger Ökumene zu überbrücken.

4.

Ökumenisches Denken und Handeln ist weithin trotz aller beschwörenden Worte noch keine Selbstverständlichkeit. Auf allen Ebenen gibt es antiökumenische Vorbehalte,

in Gemeinden manchmal sogar noch viel krasser als in Leitungs- und Theologenkreisen. Ökumene kann und darf nicht das Betätigungsfeld einiger weniger bleiben oder dazu werden. Möglichst viele Gläubige sind von der Notwendigkeit und Dringlichkeit ökumenischer Annäherung zu überzeugen, denn letztendlich ist der Ökumenismus nicht bloß irgendein "Anhängsel", das der traditionellen Tätigkeit der Kirche angefügt wird, er gehört vielmehr zu ihrem Leben und Wirken sogar organisch dazu (vgl. Enzyklika "Ut unum sint" 20).

5.

Eines der größten Hindernisse für die Ökumene scheint der Mangel an existentieller Betroffenheit zu sein. Selbstgenügsamkeit und Desinteresse an anderen Christen sind oft die Folgen fehlender Erfahrungen. Wer nicht in einem konfessionell gemischten Volk oder einer konfessionsverschiedenen Ehe lebt, keinem tiefgläubigen und eindrucksvoll engagierten Christen einer anderen Kirche begegnet und vielleicht auch nicht zufällig durch die Zustände in der Jerusalemer Grabes- bzw. Auferstehungskirche oder andere extreme Beispiele mit der Tragödie christlicher Spaltung konfrontiert wird, dem dringt auch dieser Skandal weniger ins Bewusstsein, geschweige denn unter die Haut oder sogar ins Herz. Ökumenisches Engagement bedarf aber sowohl des Verstandes als auch der Gefühle. Wer nur auf eines von beiden setzt, ist manchmal sehr schnell am Ende.

6.

Viele zwischenkirchliche Schwierigkeiten sind nicht theologischer Art und keineswegs konfessionsspezifisch. Oftmals geht es um die Frage, wie eine Mehrheit mit einer Minderheit umgeht. Und da gibt es weltweit von fast allen Kirchen unrühmliche Beispiele. Historisch gewachsene Rollen und Positionen, staatliche Privilegierung und selbstgerechte Intoleranz oder die Angst, etwas zu verlieren, zu kurz zu kommen und übervorteilt zu werden, können das gegenseitige Verhältnis enorm belasten. Anzustreben wäre, dass man nicht nur an der Freude, sondern auch am Leid, an Schwierigkeiten und Krisen der anderen äußerlich und innerlich Anteil nimmt. Keine Seite dürfte versuchen, aus Schwächen der anderen zu profitieren. Daran würde sich eine wahrhaft ökumenische Gesinnung zeigen.

7.

Ökumenischen Beziehungen hilft es nicht weiter, wenn aus Höflichkeitsgründen Probleme verschleiert oder verschwiegen werden. Stattdessen sollte man diese offen, beharrlich und fair angehen, dabei sich aber von dem Prinzip leiten lassen: "Einheit im Notwendigen, Freiheit im Zweifelhaften und Liebe in allem." Zu einer Kultur ökumenischer Ehrlichkeit gehört es, den anderen mit Achtung und Ehrfurcht zu begegnen, ihnen nicht von vornherein unlautere Motive zu unterstellen, kritische Anfragen nicht zum Anlass einer Selbstprofilierung zu machen und sich nicht – gewollt oder ungewollt – des Beifalls der Öffentlichkeit zu bedienen. Auch bei schwerwiegenden Spannungen sollte keine Seite den Dialog völlig abbrechen.

8.

Oftmals verhindern einfach pragmatische Gründe eine intensivere Zusammenarbeit. Es erscheint unkomplizierter, alles in den üblichen konfessionellen Bahnen zu organisieren als sich aufwendigeren ökumenischen Absprachen zu stellen. Gemeinsame Initiativen sind zumeist beschwerlicher und werden vielfach als zusätzliche Belastung oder



Kontaktgesprächskreis zwischen EKD und DBK 2016 in Magdeburg; Bildrechte: Bistum Magdeburg

entbehrlicher Luxus angesehen. In den Augen Außenstehender wären sie aber glaubwürdiger und überzeugender. Nicht umsonst hat Jesus um die Einheit seiner Jünger gebetet, damit die Welt seine göttliche Herkunft glaubt (vgl. Joh 17,21). Die Glaubwürdigkeit der christlichen Botschaft ist durch die Spaltungen zutiefst beeinträchtigt. Wenn wir wieder mehr Menschen von der Heilsamkeit des Evangeliums Jesu Christi überzeugen wollen, sollten wir dies nicht in schroffer Konkurrenz tun, sondern eher versuchen, sich dabei zu verständigen und zu unterstützen.

9.

Auch wenn im Ursprungsland der lutherischen Reformation die evangelisch-katholischen Beziehungen im Vordergrund stehen, sollte man sich doch vor einer ausschließlichen Fixierung auf die abendländische Konfessionsproblematik und die deutschen Verhältnisse hüten. Wie die Europäische Union braucht auch unser ökumenisches Bewusstsein eine "Osterweiterung" – oder besser: eine Vervollständigung. Ohne die orthodoxen und altorientalischen Kirchen wäre die ökumenische Bewegung ein recht einseitiges Unternehmen und die Christenheit nicht in der Lage, wieder stärker mit ihren beiden Lungen – d. h. den geistlichen Reichtümern der westlichen und der östlichen Traditionen

– zu atmen. Angesichts der Globalisierung muss unser Blick aber noch weiter werden und auch die Christen auf der südlichen Halbkugel einbeziehen. Solche Horizonterweiterungen können manche Verkrampfungen lösen und vor ökumenischem Provinzialismus bewahren. Darüber hinaus stellen die aufeinandergerückten Weltreligionen und Kulturen für die Kirchen eine dringliche Herausforderung dar, im Dienst des gemeinsamen Zeugnisses zu noch größerer Einigkeit zu gelangen.

10.

Alles Bemühen um Einheit und Überzeugungskraft bleibt menschlich und unzulänglich, solange nicht die Einheit in der Gemeinschaft mit Gott und Christus im Heiligen Geist erstrebt wird. In diesem Sinn ist Einheit zuallererst ein göttliches Geschenk, um das man beten muss. Sie lässt sich nicht "von unten" organisieren, sondern muss sich "von oben" einsenken – freilich in aufnahmebereite Herzen, die sich dem göttlichen Anruf nicht verschließen. Ohne Gebet, gegenseitiges Verzeihen, persönliche Bekehrung, demütigen Dienst und selbstlose Liebe würde ökumenischem Engagement die Mitte fehlen.

"Kein Bischof muss sein Bistum neu erfinden"

Im Interview mit Thomas Lazar vom 16. April 2006 zum 1. Jahrestag der Amtseinführung von Bischof Dr. Gerhard Feige

Seit einem Jahr sind Sie Bischof von Magdeburg, was fällt Ihnen unmittelbar ein, wenn Sie die zurückliegenden zwölf Monate Revue passieren lassen?

Zunächst einmal bleibt mir unvergessen, in was für einer bewegten Zeit ich meinen Dienst angetreten habe: Vierzehn Tage vorher war Papst Johannes Paul II. gestorben, und drei Tage nach meiner Amtseinführung wurde überraschenderweise schon ein neuer Papst gewählt, der auch noch aus Deutschland stammt. So interessiert an Kirche waren Medien schon lange nicht mehr. Und das habe ich in jenen Tagen intensiv zu spüren bekommen. Spontan fällt mir natürlich auch der Weltjugendtag mit seinen zwei Phasen ein, den erfrischenden Tagen der Begegnung mit 1800 ausländischen Jugendlichen in unserem Bistum und den gewaltigen – aber nicht weniger herzlichen – Zusammenkünften in Köln. Deutlich erinnere ich mich an die Bistumswallfahrt, bei der ich den Plan zur Umstrukturierung unserer Gemeinden in Kraft gesetzt habe, und an manche Entwicklung, die dadurch schon ausgelöst wurde. Ich denke an eine Reihe festlicher Höhepunkte, aber auch an den nur selten ganz normalen Alltag, an viele Begegnungen und Gespräche, an unzählige Fahrtkilometer und Sitzungen, an sehr erfreuliche und an höchst belastende Erfahrungen. Ein Jahr Bischof von Magdeburg zu sein, das heißt auch, in der Öffentlichkeit für Entscheidungen und Konsequenzen einstehen zu müssen, die ihren Ursprung im Handeln anderer haben...

Das ist in der Kirche ganz normal: Einer sät, ein anderer begießt, wieder ein anderer erntet. Verantwortung wird weitergegeben. Kein Bischof muss in der Regel sein Bistum neu erfinden. Auf diesem Hintergrund möchte ich auch noch einmal meinem Vorgänger, Bischof Leo, und allen anderen, die sich mit ihm und vor ihm für unsere Magdeburger Kirche eingesetzt haben, herzlich danken. Jede Zeit hat ihre besonderen Herausforderungen, und diesen gilt es sich zu stellen. Wurde nach der Wende vieles neu begonnen, gegründet, aufgebaut und eingerichtet, ist es jetzt eher unsere Aufgabe, kritisch Zwischenbilanz zu ziehen, sich für Prioritäten zu entscheiden, manches aufzugeben oder zu "verschlanken" und anderes zu konsolidieren. Vor allem sind angesichts veränderter Rahmenbedingungen neue Formen zu finden, in denen Kirche in unserer Region auch noch nach Jahren lebensfähig und lebendig ihren Auftrag erfüllen kann.

Ihr Vorgänger Altbischof Leo Nowak hat für das Bistum das Motto geprägt "Um Gottes und der Menschen willen". Sie haben dieses Motto übernommen. Was bedeutet es Ihnen?

"Kirche ist", wie Karl Rahner einmal gesagt hat, "kein Ofen, der sich selber wärmt." Sie ist für die Menschen da, muss bei ihnen sein und sich für ihr ganzheitliches – das heißt leibliches und seelisches, irdisches und ewiges – Heil engagieren. Andererseits lebt sie nicht aus sich selbst. Gott hat sie "erfunden", ihm verdankt sie ihre Existenz, ihre Ausstrahlung und ihre Widerstandskraft. Sich dieser doppelten Ausrichtung auf Gott und Menschen bewusst zu bleiben und nicht einseitig nur humanistisch oder nur religiös zu sein, macht das Proprium von Kirche aus. Und das ist für mich ganz selbstverständlich.

Von Ihrem Vorgänger haben Sie auch das Pastorale Zukunftsgespräch (PZG) geerbt. Damit waren vor zwei Jahren viele Erwartungen verbunden. Nicht ohne Grund war der Prozess überschrieben "Den Aufbruch wagen". Was ist aus diesem Aufbruch geworden?

Große Aufbrüche in der Kirchengeschichte waren meistens Folgen von sehr persönlichen Bekehrungen, geistlichen Erweckungen oder tiefgreifenden Reformen. Vergleichbares kann ich momentan bei uns (noch) nicht ausmachen. Vielerorts aber ist schon etwas in Bewegung gekommen, verändern sich nicht nur Strukturen, deutet sich auch mancher Mentalitätswandel an, gibt es kleine Neuanfänge. Solche hoffnungsvollen Entwicklungen zu fördern und geistlich zu vertiefen, sehe ich als eine der wichtigsten Aufgaben der nächsten Zeit an.

Die Zahl katholischer Christen hierzulande sinkt entsprechend dem allgemeinen Bevölkerungsrückgang. Mittlerweile leben im Bistum Magdeburg nur noch rund 100 000 Katholiken. Was bewegt Sie angesichts dieser Zahl? Welche Wünsche haben Sie an die katholischen Christen im Bistum?

Diese Entwicklung erfüllt auch mich durchaus mit Trauer und Sorge. Das verhehle ich nicht. Aber Zahlen sind ja bekanntlich nicht alles.

Ist nicht im Neuen Testament auch vom Sauerteig die Rede, von dem nur wenig genügt, um eine ganze Menge Mehl zu durchsäuern? Eine solche Kraft wünschte ich vielen unserer Gläubigen und Gemeinden. Ideal für unsere Zeit wären Christen, von denen man wüsste, sie seien zugleich menschenfreundlich und gottverbunden, weltoffen und tiefgläubig, mutig und gelassen, kritisch und zuversichtlich. Ich wünschte mir möglichst viele, die wirklich beten, die selbstbewusst zu ihrem Glauben stehen und davon weitererzählen, die aus der Liturgie der Kirche leben und Gemeinde mitgestalten, die von der Not so vieler nicht unberührt bleiben, nach ihren Kräften und Fähigkeiten helfen und auch gesellschaftliche Verantwortung wahrnehmen. Erfreulicherweise gibt es solche Christen schon unter uns; es könnten und sollten aber noch mehr werden.

Auch in der evangelischen Kirche sinkt die Mitgliederzahl. Was können und sollten Christen gemeinsam tun, um ihre Botschaft in die Gesellschaft einzubringen?

Signalwirkung könnte schon der Umgang miteinander haben: Wie groß ist unser Interesse füreinander? Versuchen wir tatsächlich, die anderen zu verstehen? Vertrauen oder misstrauen wir uns? Sind wir auch in der Lage, Konflikte geistvoll zu lösen? Vermögen wir es, in wichtigen

gesellschaftlichen Fragen mit einer Stimme zu sprechen? Darüber hinaus müsste es uns angesichts unserer angeblich "religions-resistenten" Mitbürger ein dringendes Anliegen sein, noch deutlicher den grundsätzlichen Sinn und die befreiende Wirkung des christlichen Glaubens gemeinsam zum Leuchten zu bringen. Dazu bedarf es wirklich überzeugter und begeisterter Christen, denn "nur wer brennt, entflammt auch andere". Jedenfalls sind wir herausgefordert, uns gemeinsam um die "Verlierer" unserer Gesellschaft zu kümmern und uns für die einzusetzen, die keine Stimme haben. Nicht jeder Vorgang braucht unseren Kommentar. Zur Verkümmerung vieler Werte sollten wir aber nicht schweigen, sondern gemeinsam Position beziehen.

Während der vergangenen Monate ist das ökumenische Klima rauer geworden. Das Wort von der "Ökumene der Profile" macht die Runde. Inwieweit teilen Sie diese Ansicht?

Profil zu haben, zeugt von Klarheit und ist angesichts eines zunehmenden Relativismus und einer manchmal "billigen" Ökumene durchaus begrüßenswert. Das überdeutlich hervorzukehren kann aber auch zur "Profilierungssucht" entarten und Abgrenzungen verschärfen. Dieser Gefahr sollte man sich bewusst sein. Die grundlegenden Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen im Glauben dürfen dabei nicht aus dem Blick geraten. Besser wäre es vielleicht, von Stärken oder Schätzen zu reden, die bei den einen mehr bewahrt oder entfaltet worden sind als bei den anderen und heute alle bei der Suche nach einer wahrhaftigen und versöhnten Einheit anregen könnten.

Sie sind Bischof im Ursprungsland der lutherischen Reformation. Welche Bedeutung hat das für Ihre Arbeit?

Seit der Reformation ist zweifellos in unserem Gebiet die Evangelische Kirche – salopp gesagt – der "Platzhirsch". Als Katholiken sind wir – geschichtlich bedingt – mehr die Kirche von Flüchtlingen und Zugezogenen, inzwischen aber auch heimisch, verwurzelt und akzeptiert. Das hat mich geprägt, mindestens von der Oberschulzeit an. Seitdem sind Protestanten für mich keine "unbekannten Wesen", sondern selbstverständliche Mitmenschen, Mitchristen und Mitstreiter. Die tiefe Gläubigkeit mancher beeindruckt mich bis zum heutigen Tag und hat bei mir sicher auch mit dazu beigetragen, ein ökumenisches Gespür zu bekommen. Als Bischof kann ich an vielen gewachsenen Beziehungen zwischen den Evangelischen Kirchen in Sachsen-Anhalt und uns anknüpfen. Dass ich diese besonders in unserer gesellschaftlichen Situation für wichtig halte, bedarf keines Zweifels. Sie in fairer und vertrauensvoller Weise zu entfalten, sollte vielen ein Anliegen sein.

» Ideal für unsere Zeit wären Christen, von denen man wüsste, sie seien zugleich menschenfreundlich und gottverbunden, weltoffen und tiefgläubig, mutig und gelassen, kritisch und zuversichtlich.«

Sie haben das Amt des Bischofs von Magdeburg in einer schweren Zeit übernommen. Sparzwang, Gemeindeverbünde, Bevölkerungsschwund sind nur drei Stichworte. Wie schaffen Sie es, mit all diesen Problemen ein Hoffnung verbreitender Bischof zu bleiben?

Sicher könnte man sich angenehmere Zeiten vorstellen. Ob gegenwärtig aber eine schwere Zeit ist, mögen spätere Historiker beurteilen. Für mich und viele andere ist es nun einmal die Zeit, die uns geschenkt ist, die wir nützen sollen und in der wir uns zu bewähren haben. Aus christlicher Sicht ist übrigens jede Zeit "Heilszeit". Was mir hilft, einigermaßen gelassen zu bleiben, die Freude nicht zu verlieren und mich durchaus zuversichtlich den anstehenden Aufgaben und Problemen zu stellen, ist wohl mehreres. Zum einen habe ich offensichtlich von meinen Eltern eine natürliche Belastbarkeit geerbt, von meiner Mutter mehr eine gewisse Akribie und Ausdauer, von meinem Vater eher den Humor. Zum anderen glaube ich fest daran, dass mit dem Bischofsamt ein besonderes Gnadengeschenk verbunden ist und Gott mich nicht "im Regen stehen lässt". Ich weiß auch, dass viele für mich und unser Bistum beten und sich als Haupt- oder Ehrenamtliche verantwortungsbewusst einbringen. Und schließlich bin ich sehr froh und dankbar, umsichtige und anregende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu haben, die mich tatkräftig unterstützen und wohlwollend – aber nicht unkritisch – begleiten.



Taufe im Magdeburger Dom bei einem Gottesdienst im Vorfeld des Weltjugendtages 2005 in Köln; Bildrechte: Viktoria Kühne

Priester heute

Predigt zum Dies sacerdotalis am 3. April 2007
(Jes 61,1-3a.6a.8b-9; Offb 1,5-8; Lk 4,16-21)

Was macht das Profil eines Priesters aus? Was gehört zu seiner eigentlichen Sendung? Was ist seine wichtigste Aufgabe? Welche Priester braucht unsere Zeit und unsere Kirche? Hochwürdige Herren, clevere Unternehmer oder geistliche Väter? Solche Fragen stellen sich in den letzten Jahren immer häufiger. Sollten wir uns Seelsorger wie den Pfarrer von Ars wünschen, intellektuell nicht unbedingt auf der Höhe der Zeit, aber fromm und mit einem weiten Herzen, offen und hilfreich für alle Nöte, Fragen und Probleme, die Menschen bedrücken? Oder wären Männer wie Romano Guardini geeigneter, die Wissenschaft, Liturgie und Apostolat zu verbinden wissen und für viele fruchtbar machen können? Oder sollten wir eher auf Gestalten wie die französischen Arbeiterpriester setzen, die gesicherte Verhältnisse aufgaben und sich solidarisch unter die Benachteiligten mischten? Oder bräuchten wir Leute, die bereit sind, sich zum "Hans Dampf in allen Gassen" weihen zu lassen?

Viele Priester sind über ihre gegenwärtige und zukünftige Rolle verunsichert. Angesichts der Veränderungen in unserem Bistum und in der Gesellschaft werden auch an euch, liebe Mitbrüder, immer neue Erwartungen herangetragen. Ihr sollt als Gemeindeverbundsleiter oder als Kooperatoren tätig sein; manche sehen in euch "sakral legitimierte Heilsvermittler", andere schreiben euch Manager-Aufgaben zu. Und immer wieder wird auch gefragt: "Und wo bleibt bei alledem die Seelsorge?"

Der gute Nachbar von nebenan?

Ist das nicht eine berechtigte Erwartung, die da zum Ausdruck kommt? Es möge doch einen geben, der immer da ist, der Zeit hat; einen, der geistige und geistliche Anregungen gibt, der begleitet; einen, der das Leben bewältigen hilft.

In der deutschsprachigen Romanliteratur der letzten Jahre erscheint dies fast als die Idealgestalt des Priesters. Nicht mehr der Prophet oder "distanzierte" Heilsverkünder ist gefragt, sondern der Mensch an der Basis – als eine Art Sozialhelfer, Berater oder Therapeut. Der Priester erscheint den Menschen ganz nah; er kennt das Leben mit all seinen Höhen und Tiefen. Er ist nicht mehr der "Hochwürden" vergangener Zeiten, sondern so etwas wie "der gute Nachbar von nebenan".

Zweifellos ist das ein positiver Ansatz. Menschenfreundlichkeit spricht an und macht beliebt. Doch kann dies letztlich

genügen? Reicht das aus, um die Sendung des Priesters heute zu beschreiben? Wird hier nicht etwas nivelliert, was nicht nivelliert werden darf? Muss nicht nachdenklich machen, dass die Priesterthematik zunehmend aus der ernsthaften Literatur in die Unterhaltungs- und Trivialliteratur und in dementsprechende Fernsehserien abgewandert ist? Publikumswirksam werden Lebens- und Schicksalskonflikte von Priestern mit den Zutaten Rührung, Spannung und Sensation inszeniert. Interessant ist die Persönlichkeit des Priesters, seine Attraktivität und sein Sympathiepotential, nicht mehr aber, wofür er eigentlich einsteht und was unabhängig von seiner Beliebtheit gilt.

Ist sein Dienst nicht größer als die menschliche Wirklichkeit, durch die er sich mitteilt? Wo bleibt der Verweis auf das Göttliche, auf den lebendigen Gott Jesu Christi – in dem der Priester verwurzelt sein soll und den er zu bezeugen hat? Zielt der Hunger der Menschen nach Seelsorge nicht letztlich doch vor allem auf diese Dimension – ob es ihnen bewusst ist oder nicht?

Das nachkonziliar verunsicherte Wesen?

"Der gute Nachbar von nebenan" – ein solches Profil scheint also nicht zu reichen. Wo können wir weiter und tiefer graben? Was kann eine priesterliche Existenz im 21. Jahrhundert bedeuten?

Im Rückblick auf das Zweite Vatikanische Konzil zeigt sich, dass die Gestalt des Priesters fast als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Über seinen Dienst und sein Leben sind Aussagen zu finden, kaum aber über ihn selbst. Eine viel größere Aufmerksamkeit richtete sich dagegen auf das ganze Volk Gottes und das gemeinsame Priestertum; das Selbstbewusstsein aller Gläubigen wurde gestärkt und deren Zuständigkeiten erweitert. Andererseits hat das Konzil das Bischofsamt enorm aufgewertet und die Priester ihm noch deutlicher zu- und untergeordnet, als dies zuvor der Fall gewesen war. Außerdem wurde auch das Amt des Diakons wieder neu belebt und als ständiger Dienst in der Kirche etabliert.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, schon vor über 30 Jahren von Professor Otfried Müller, dem alten Erfurter Dogmatiker und Konzilsberater gehört zu haben, ihm sei als Priester im Gefüge der katholischen Kirche vor dem II. Vaticanum eine wesentlich größere Bedeutung zugekommen als nunmehr. Betrachtet man zudem noch die gesellschaftlichen und kirchlichen Verwerfungen der letzten Jahrzehnte, ist es nicht verwunderlich, dass sich manche Priester in diesem ganzen Geflecht als "nachkonziliar verunsicherte Wesen" empfinden, die nicht mehr wissen, wer sie eigentlich sind. Geraten sie angesichts der territorialen Erweiterungen immer mehr in die Rolle von "Mini-Bischöfen" – oder vielleicht auch von "Maxi-Diakonen"? (vgl. Karl Heinz Neufeld)

Und wie ist nun genau das Verhältnis von gemeinsamem und besonderem Priestertum zu verstehen? Was folgt konkret daraus, dass allen Getauften und Gefirmten zugesagt ist, "*Priester des Herrn*" zu sein, "*Könige und Priester vor Gott*", wie es in den beiden möglichen Lesungen der Chrisam-Messe heißt? (Jes 61,6a; Offb 1,6). Was macht das Spezifische des priesterlichen Dienstes aus?

Der begnadete Rufer in der Wüste

Liebe Schwestern und Brüder, um aus solchen nachkonziliaren Verunsicherungen herauszukommen, empfiehlt es sich, an den Ursprung jeglicher christlicher Berufung zurückzugehen. Dieser Ursprung ist Jesus Christus selbst. Er ruft, er sendet, er beauftragt. Er gibt Anteil an seinem Heilsdienst, Anteil an sich selbst. Dies ist zunächst einmal allen zuge-

sagt. Doch gibt es darin auch spezielle Beauftragungen, die zeichenhaft-sakramental auf diese Zusage, auf diese Gnade verweisen. Sie halten die Gnade wach, sie setzen sie immer neu für die anderen gegenwärtig. Geweihte Priester sind damit Zeugen der Gnade, die sie sozusagen amtlich darstellen und verleiblichen dürfen.

Als solche könnte man sie in unserer Zeit auch als "Rufer in der Wüste" bezeichnen. Was macht einen solchen Rufer aus?

• Er ruft in der Wüste: das bringt die Erfahrung vieler Priester zum Ausdruck, auf einsamem Posten zu stehen; eine Botschaft ausrufen zu sollen, die kaum bei all den Menschen Gehör findet, für die sie gedacht ist. Jedenfalls ist äußerlich wahrnehmbar oftmals kein Erfolg beschieden. Bisweilen erfährt man höchstens viel später oder gleichsam nebenbei, etwas Wichtiges ausgelöst zu haben. Bei solcher Vergeblichkeit oder Ungewissheit kann es zu verschiedenen Versuchungen kommen: entweder sich stumm und resigniert zurückzuziehen, weil alles sinnlos zu sein scheint – oder sich an die Erwartungen der Menschen so anzupassen, sie so zu bedienen, dass die Botschaft verdünnt wird. Der Rufer in der Wüste ist jedoch kein Entertainer. Er hat nicht für Unterhaltung zu sorgen, nicht einmal für geistige oder gar geistliche Unterhaltung oder Verschönerung.

• Damit kommt ein Zweites in den Blick. Der Rufer in der Wüste macht sich nicht selbst zum Rufer. Er hat einen Auftrag und ist Zeuge einer Botschaft, die er sich nicht selbst ausgedacht hat. Ihr ist er bedingungslos verpflichtet, für sie wurde er gerufen. Und worin besteht diese Botschaft? Sie ist in kurzen Sätzen im heutigen Evangelium zusammengefasst, im Zitat aus dem Propheten Jesaja, das Jesus sich zu Eigen gemacht hat. Sie besteht darin,

"*den Armen eine gute Nachricht zu bringen,*
den Gefangenen die Entlassung zu verkünden und
den Blinden das Augenlicht,
die Zerschlagenen in Freiheit zu setzen und
ein Gnadenjahr des Herrn auszurufen."

Und Jesus fügt hinzu:

"*Heute hat sich dieses Schriftwort erfüllt.*"

(vgl. Lk 4,18-21).

Liebe Schwestern und Brüder, könnte es nicht genau darum gehen, wenn wir von der Berufung des Priesters sprechen? Richtet sich die Sehnsucht der Menschen nach Seelsorge nicht genau darauf? Dann ist der Priester derjenige, der mit seiner Existenz dafür einsteht, es verkörpert und amtlich bezeugt, dass sich diese Zusage Jesu tatsächlich heute erfüllt. Heute: das heißt, in jeder menschlichen Lebenssituation, für alle Menschen. Heute ist der Tag der Erlösung – Erlösung von jeder noch so drückenden Last, von jeder noch so verfahrenen Situation. Nichts und niemand können uns Menschen von der Gnade trennen.

Wer eine solche Botschaft ausrufen darf und soll, der kann nur ganz demütig und bescheiden sein. Er weiß, dass er zutiefst Dienender ist. Er weiß auch, dass er sowohl die Größe und Tiefe dieser Botschaft als auch seine eigene menschliche Unzulänglichkeit nur ertragen kann, wenn er in lebendiger Verbindung mit dem bleibt, der ihn ruft. In dem Maße, in dem er das tut, wird ihn die Wüste aber auch nicht erdrücken und lähmen. Er wird vielmehr die Kraft erhalten, bei den Menschen und ihren verschlungenen Wegen zu sein und diese ihre Wege zu begleiten.

Liebe Mitbrüder, vertrauen wir in allen Spannungen, die wir durchleiden, dem, der uns in seinen Dienst gerufen hat! Durch seine Gnade sind wir, was wir sind. Verfallen wir weder Identitätsängsten noch Abgrenzungsstrategien! Bleiben wir offen für den Weg, den Christus uns zumutet und abverlangt, und lassen wir uns dahin führen, wohin er uns haben will.

"Offener Brief an die lieben evangelischen Schwestern und Brüder"

Anlässlich der Erklärung der Glaubenskongregation über einige Aspekte des Kirchenverständnisses vom 22. Juli 2007 (veröffentlicht in 11 Kirchenzeitungen in Deutschland)

Liebe evangelische Schwestern und Brüder,

ich kann es verstehen, wenn Sie die jüngste römische Erklärung "Antworten auf Fragen zu einigen Aspekten bezüglich der Lehre über die Kirche" schmerzt. Leider ist damit wieder Salz in eine offene Wunde gestreut worden; warum schon wieder und gerade jetzt, bleibt auch mir verborgen. Andererseits ist die grundsätzliche ökumenische Öffnung, die das II. Vatikanische Konzil gebracht hat, nicht zurückgenommen worden. Und das sollte man mindestens genauso beachten.

Auch wenn die katholische Kirche die eine Kirche Jesu Christi, wie wir sie gemeinsam im Glaubensbekenntnis bekennen, nach wie vor in sich konkret verwirklicht sieht, versteht sie das nicht mehr exklusiv, sie erkennt auch die anderen "Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften" als "Mittel des Heiles" an und weiß sich mit ihnen verbunden. In welcher Beziehung diese zur einen Kirche des Glaubensbekenntnisses stehen, wird katholischerseits danach beurteilt, in welchem Umfang die Fülle des sakramentalen Lebens und der apostolischen Sukzession bewahrt wurde. Durch diese theologische Einordnung wird deren faktische Existenz und Selbstverständnis als Kirche jedoch nicht geleugnet.

Zudem vertritt die katholische Kirche nicht mehr die Meinung, dass die anderen zu ihr zurückzukehren hätten, sie verwirft jedoch eine Ökumene, die sich mit einer einfachen Anerkennung der bestehenden Verhältnisse zufriedengeben will. Sie teilt nicht die Vorstellung, dass die wahre Kirche nur unsichtbar oder aber eine gewisse Summe von Konfessionen sei. Das aber vertreten manche evangelischen Theologen in schroffer Absetzung von altkirchlichen Überzeugungen mit erstaunlich unfehlbarer Gewissheit.

Nachdem man sich in der theologischen Verständigung schon einmal viel näher war, scheint der Abstand inzwischen wieder größer geworden zu sein. Ich verhehle nicht, dass mich dabei auch manche evangelischen Profilierungsbestrebungen in Deutschland mit deutlich antikatholischen Abgrenzungen befremden.

Es hilft nicht, ungelöste Probleme unter den Teppich zu kehren und sich gegenseitig etwas vorzumachen. Wir sollten sie auf allen Ebenen offen, beharrlich und fair angehen, aber mit Achtung und Ehrfurcht voreinander. Dabei bedarf es sowohl des Verstandes als auch der Gefühle und des Herzens. Wer nur auf eines davon setzt, ist manchmal sehr schnell am Ende.

Da wir Christen in Deutschland über Jahrzehnte schon so gute Erfahrungen miteinander gemacht haben, hoffe ich, dass uns kritische Äußerungen – von welcher Seite auch immer – nicht gleich wieder polemisch gegeneinander aufbringen oder gemeinsame Ziele – vor allem das der Einheit – aus den Augen verlieren lassen.

Ich danke allen, die trotz persönlicher Betroffenheit die Kraft haben, besonnen zu bleiben. Lassen Sie sich nicht entmutigen, mit uns weiter nach Wegen zu größerer Gemeinsamkeit in Zeugnis und Dienst zu suchen.

In aufrichtiger Verbundenheit
+ Gerhard Feige
Bischof von Magdeburg



Schlosskirche Wittenberg; Bildrechte: Bischof Gerhard Feige

Wer das war, ist mir erst später bewusst geworden

Beitrag aus der Reihe "Mein Vorbild" für die *Magdeburger Volksstimme* vom 20. Februar 2008

Ich habe kein Vorbild, das ich einfach nachgeahmt oder vergöttert hätte. Aber es gibt mehrere Menschen, die mich angeregt haben, meinen eigenen Weg zu finden und zu gehen. Wer das war, ist mir aber erst später richtig bewusst geworden.

In meiner Jugendzeit gehört vor allem Wolfgang Simon entscheidend dazu. Er war Seelsorger in meiner katholischen Heimatgemeinde in Halle und für uns Jugendliche zuständig. Bei unseren Treffen in seiner Wohnung wurde intensiv gearbeitet und nachgedacht. Das hat mich geistig herausgefordert und meinen Horizont in vielen Bereichen enorm erweitert. Ohne seine Anregungen hätte ich mich damals wohl kaum so vielfältig mit Literatur beschäftigt – Böll, Brecht, Camus, Dürrenmatt, Frisch. All das haben wir gelesen und kritisch besprochen – genau wie das Alte und Neue Testament und manche Philosophen, auch Nietzsche, Marx und Lenin.

Simon war ein Kunstliebhaber. Durch ihn habe ich Zugang zur klassischen Musik bekommen. Im Sommer ist er auch mit uns verreist; ihm verdanke ich meine ersten Auslandserfahrungen. In Warschau haben wir uns in der chinesischen Botschaft die ‚Mao-Bibel' in deutscher Sprache geben lassen. Die steht heute noch in meinem Bücherregal. Wolfgang Simon war authentisch, kritisch, geistvoll, aufgeschlossen. Ein ‚konstruktiver Querdenker', könnte man sagen.

Als ich 1999 den Anruf erhielt, dass ich Weihbischof werden sollte, hatte ich mir eine kurze Bedenkzeit erbeten. Ich wollte mit Wolfgang Simon vertraulich darüber sprechen. Er hat mir weder zu- noch abgeraten, sondern einfach gesagt, welche Herausforderungen er mit diesem Amt verbunden sieht. Vor acht Jahren ist er gestorben. Ich habe Requiem und Ansprache gehalten. Das hatte er in seinem Testament so festgelegt, noch vor meiner Bischofsweihe.

Andere Personen zählen ebenfalls zu meinen Vorbildern. Beeindruckt hat mich Schwester Modesta aus der Elisabeth-Schwestern-Gemeinschaft in Halle. Mit Mundharmonika und Essen ging sie zu einsamen, alten Leuten. Sie hatte einen Riecher, wann jemand zum Sterben kam, und war dann zur Stelle, um beizustehen. Niemand hatte ihr das angeordnet, es war ihre Berufung. Manche nannten sie die Mutter Teresa von Halle.

» [...] es gibt mehrere Menschen, die mich angeregt haben, meinen eigenen Weg zu finden und zu gehen. Wer das war, ist mir aber erst später richtig bewusst geworden.«

Vom damaligen Propst meiner Heimatgemeinde, Dr. Johannes Langsch, habe ich die Liebe zu einer würdig gefeierten Liturgie. Er war ein großer Ästhet, für ihn standen Verkündigung und Kirchenmusik fast gleichbedeutend nebeneinander.

Mein Interesse für die Ostkirchen hat schließlich während meines Studiums in Erfurt besonders Dietmar Hintner geweckt, ein wissenschaftlicher und geistlicher Experte dafür.

Nicht zuletzt möchte ich auch meine Eltern nennen: einfache Leute, aber geistig sehr interessiert. Mich beeindruckt noch immer, wie sie christlich motiviert mit dem Leben umgegangen sind. Ein Beispiel: Gab es Ärger mit irgendeinem Hausbewohner, haben sie an dessen Tür geklingelt und versucht, das Problem aus der Welt zu schaffen. Den Nächsten zu lieben und sich auch wieder zu versöhnen, war für sie nicht nur eine fromme Theorie.



Pfarrer Wolfgang Simon; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Werden wir uns näher oder ferner sein?

Gastkommentar zur Eröffnung der Reformationsdekade für die evangelischen Zeitungen *Die Kirche*, *Der Sonntag*, *Glaube und Heimat* vom 21. September 2008

1617 wurde deutschlandweit das 100jährige Jubiläum von Luthers Thesenanschlag gefeiert. Rom hatte dem ein Sonderjubiläum zur "Ausrottung der Ketzereien" entgegen gesetzt. Ein Jahr später brach der 30jährige Krieg aus. Heutzutage indes begehen mancherorts evangelische und katholische Christen den Reformationstag sogar mit einem gemeinsamen Gottesdienst. Und nun will die Evangelische Kirche in Deutschland zusammen mit staatlichen und kommunalen Partnern auf das 500jährige Jubiläum dieses Ereignisses mit einer Dekade hinführen.

Ich gestehe, meine Gefühle sind gemischt. Selbstverständlich ist es jeder Kirche belassen, Ereignisse oder Personen, die für sie bedeutsam sind, entsprechend zu würdigen. Manchmal – wie beim 800. Geburtstag der heiligen Elisabeth – kommt man dabei auch schon zu zwischenkirchlichen Gemeinsamkeiten. Andere Anlässe hingegen erinnern zu sehr an tragische Entwicklungen und stehen zweifelsohne für konfessionalistische Abgrenzungen. Wie kann und soll man auf diese in einer Zeit ökumenischer Sensibilität eingehen? Das ist für mich auch die entscheidende Frage im Hinblick auf das kommende Reformationsjubiläum. Wird es eine Jubel- und Profilierungsfeier des Protestantismus mit antikatholischen Spitzen? Dazu reichte schon, die Reformation als "Morgenröte der Moderne" oder "Geburtsstunde der Freiheit" hinzustellen. Eine solche Interpretation wäre nicht nur historisch äußerst fragwürdig, sondern auch kaum an Kriterien des Evangeliums orientiert und außerdem noch ökumenisch kontraproduktiv. "Katholisch" zu sein, hätte demnach dann – mindestens indirekt – das Image von "unzeitgemäß" und "hinter der Aufklärung zurückgeblieben".

Vielleicht gelingt es aber in den nächsten Jahren noch, dass evangelische und katholische Theologen zu einer gemeinsamen Interpretation der Ereignisse am Beginn der Reformation und ihrer Wirkungen gelangen. Beide Seiten müssten sich darin freilich ohne Verbiegungen wieder erkennen können. Angeregt ist ein solches Vorhaben vom Kontaktgesprächskreis der Deutschen Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche in Deutschland. Konkrete Überlegungen und erste positive Reaktionen dazu gibt es bereits. Auf jeden Fall wäre das eine gute Grundlage für eine weiterführende ökumenische Würdigung des bevorstehenden Reformationsjubiläums. An was man da noch denken könnte, hängt wohl in erster Linie davon ab, ob evangelischerseits überhaupt eine intensivere katholische Beteiligung erwünscht ist. Bei günstigen Entwicklungen wäre eventuell sogar – ähnlich wie 1996 anlässlich des 450.



Mit Bischöfin Kirsten Fehrs 2016 am See Genezareth; Bildrechte: Katholische Nachrichtenagentur (KNA)

» 'Katholisch' zu sein, hätte demnach dann – mindestens indirekt – das Image von 'unzeitgemäß' und 'hinter der Aufklärung zurückgeblieben'.«

Todestages von Martin Luther – so etwas wie ein ökumenischer Kirchentag möglich, mindestens der mitteldeutschen Region. Schließlich stellt Luther und sein Reformanliegen auch für viele Katholiken eine "geistliche und theologische Herausforderung" dar, an der man auf dem Weg zur Einheit der getrennten Christen nicht vorbeikommt.

Werden wir – evangelische und katholische Christen – uns nach der Dekade und dem Reformationsjubiläum näher sein oder ferner? Für mich bleibt das eine spannende Frage.

Wir sollten die Reformation ökumenisch betrachten

Im Gespräch mit Bernd Buchner von der *Katholischen Nachrichtenagentur (KNA)* am 16. Oktober 2008

Herr Bischof, wie haben Sie die Eröffnung der Lutherdekade erlebt?

Meine Eindrücke waren gemischt. Sehr erfreut hat mich die Predigt des Präsidenten des Lutherischen Weltbundes, Bischof Hanson aus Chicago. Es war eine sehr geistliche Predigt, in der ich eine Grundlage erkannte, auf der wir Katholiken und Protestanten uns gemeinsam mit Luther und unserer Situation beschäftigen könnten. Interessant waren für mich auch die differenzierten Äußerungen von Sachsen-Anhalts Ministerpräsident Böhmer, Bundesinnenminister Schäuble und auch Bischof Huber zu Luther und der Reformation. Ich hatte den Eindruck, alle hatten den Artikel von Hartmut Lehmann gelesen, der vor einiger Zeit in einer deutschen Zeitung erschienen war und der sich sehr kritisch mit Reformationsjubiläen und mit Luther auseinandergesetzt hatte. Lehmann hatte darin viele Fragen gestellt und unter anderem darauf hingewiesen, dass in jedem Jahrhundert aus Luther ein anderer gemacht worden war – je nach den Zeitinteressen. Das alles spiegelte sich in den Reden wider, man war also sehr differenziert und vorsichtig. Erfreulich fand ich auch, dass Innenminister Schäuble besonders die ökumenische Herausforderung erwähnt hat und dazu aufrief, dass in den nächsten Jahren auch auf diesem Gebiet etwas geschehen solle. Nachdenklich hingegen hat mich gemacht, dass ich als offizieller Vertreter der Deutschen Bischofskonferenz zwar in der ersten Reihe saß, im Rahmen dieser Veranstaltung jedoch in keiner Weise erwähnt wurde. Inzwischen sieht man aber wohl ein, dass das ein Versehen war, das nicht hätte vorkommen dürfen.

Prälat Stephan Dorgerloh, der Repräsentant der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in Wittenberg, hat die Gäste begrüßt. Haben Sie mit ihm nach der Veranstaltung sprechen können?

Nein, ich hatte dazu keine Gelegenheit mehr.

Es gab ja schon im Vorfeld Irritationen um die katholische Beteiligung an den Vorbereitungen der Dekade. Wie ist der aktuelle Stand?

Diese Lutherdekade wird ja auf verschiedenen Ebenen angegangen. Eine offizielle Einbindung der katholischen Kirche ist bisher nicht zu sehen. Aber es gibt verschiedene Aktivitäten. So plant beispielsweise das katholische Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik in Paderborn zusammen mit dem Institut für ökumenische Forschung des Lutherischen Weltbundes in Straßburg eine gemeinsame Kommentierung der 95 Ablassthesen. Das Möhler-Institut bereitet zudem mit dem Konfessionskundlichen Institut in Bensheim für den Ökumenischen Kirchentag 2010 in München eine Veranstaltung zum Thema "Luther und die Reformation" vor. Für 2012 ist ein wissenschaftliches Symposiun vorgesehen, das der Reformationsdekade gewidmet werden soll. Und im Jahr 2014 feiert die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Paderborn den 400. Jahrestag ihres Bestehens – bei der Gelegenheit soll auch die Rolle der Jesuiten und der Reformationszeit thematisiert werden. Das sind Dinge, die mir bislang bekannt sind. Vielleicht erfahre ich in Kürze mehr, wenn sich wieder der Kontaktgesprächskreis zwischen EKD und Deutscher Bischofskonferenz trifft. Da steht dieses Thema auch an.

Sie hatten sich schon im Vorfeld der Eröffnung der Lutherdekade kritisch geäußert und sich gegen eine mögliche antikatholische Stoßrichtung gewandt.

Meine Befürchtungen beziehen sich auf die Profilierungsbestrebungen der evangelischen Kirche, die ja seit einiger Zeit thematisiert werden, und dass hier eventuell wieder eine deutlichere Abgrenzung von der katholischen Kirche erfolgen könnte. Da ist es wichtig, wie man die Reformation interpretiert. Wenn sie tatsächlich auf der Welle von "Morgenröte der Moderne" und "Geburtsstunde der Freiheit" gesehen wird, können wir katholischerseits nicht mitziehen. Da sind die Sichten auf das, was Reformation war und hervorgebracht hat, sehr unterschiedlich. Wenn die Reformation samt der weiteren Geschichte fast nur noch positiv dargestellt würde, als kulturgeschichtliche Leistung, und die ganze dahinterstehende Tragik überhaupt nicht mehr im Blick ist, wäre das eine Richtung, die ich nicht vertreten könnte. Es ist doch auch eine schmerzliche Trennungs- und Entfremdungsgeschichte, die es zu verarbeiten gilt.

Sie haben neulich bei der 150-Jahrfeier der katholischen Gemeinde in Eisleben gepredigt – Ihr Leitwort hieß "Katholisch – reformerisch – ökumenisch". Was kann gerade die katholische Ortskirche in den von Luther und der Reformation geprägten Gebieten in Sachsen-Anhalt leisten, um die Ökumene voranzubringen?

Erfreulicherweise können wir bereits auf recht positive ökumenische Erfahrungen auf der Ortskirchenebene zurückschauen, vor allem zu DDR-Zeiten, aber auch danach. Das macht uns Mut und Hoffnung. In letzter Zeit habe ich auch einige Gespräche mit Pastoren, dem evangelischen Bischof oder dem Kirchenpräsidenten gehabt, die mich zuversichtlich stimmen, dass wir auf der Ortsebene unseren Weg angesichts der Herausforderungen unserer Gesellschaft weiter gut beschreiten können. Neulich habe ich schon einmal darauf verwiesen, dass es 1996 anlässlich eines Lutherjubiläums sogar einen regionalen ökumenischen Kirchentag gegeben hat. So weit waren wir also schon. In dieser Richtung könnte ich mir durchaus einiges vorstellen. Und ich freue mich besonders, dass die katholischen Gemeinden in den beiden Lutherstädten, die in unserem Bistum liegen, Wittenberg und Eisleben, sehr gute Beziehungen zu den evangelischen Gemeinden haben.

Eine Frage zur Begrifflichkeit 2017: Da ist von Reformationsfeier die Rede, auch die Worte Jubiläum oder Gedenken werden verwendet. Innenminister Schäuble warnte in Wittenberg vor dem Begriff "Jubiläum", weil man dann zu leicht in Jubel ausbreche. Wofür würden Sie sich aussprechen?

Mir wäre Gedenken am liebsten, weil es auch die tiefere und innere Dimension zum Ausdruck bringt, während "Feier" und "Jubiläum" doch sehr viel mit Äußerem gepaart sind. Recht äußerlich zeigt sich etwa das Interesse an touristischer Vermarktung; vermutlich ist es der evangelischen Kirche gar nicht so lieb.

Kommen wir zur Theologie. Wir haben die Einigung bei der Rechtfertigungslehre, sie gilt als nicht mehr kirchentrennend. Wie könnte eine katholische Haltung zu Luther im 21. Jahrhundert aussehen, wie stellt sich die Kirche zu einer so starken protestantischen Figur?

Das katholische Lutherbild hat sich im letzten Jahrhundert wesentlich gewandelt. Joseph Lortz oder Erwin Iserloh sind Namen, die für diejenigen stehen, die einen anderen Zugang vermittelt haben. Und sogar im offiziellen Dialog, in der katholisch-lutherischen Kommission auf Weltebene, ist eine gemeinsame Sicht Luthers zum Ausdruck gebracht worden, die man in die Worte fassen kann: Er ist Zeuge des Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur geistlichen Erneuerung. Das sind Aussagen, die ich nachvollziehen kann. Selbstverständlich hat Luther Ecken und Kanten, und Hartmut Lehmann hat auch auf Dinge hingewiesen, die ihn nicht unbedingt zu einem Vorläufer des modernen Menschen machen, die heute auf starke Abwehr stoßen würden. Aber er war ein geistlicher Mann, der auch noch sehr stark in katholischen Traditionen verhaftet war. Von daher haben wir Zugänge zu ihm. Er ist auch für uns eine geistliche und theologische Herausforderung – bei allem Ärgernis, das man mit manchen seiner Äußerungen und Reaktionen verbindet.

Katholische Theologen haben jüngst vorgeschlagen, der Vatikan könnte Luther zum Kirchenlehrer ernennen. Wie stellen Sie sich dazu?

Das halte ich für etwas überzogen.

Bischof Huber hat mehrmals den Vorschlag unterbreitet, katholische und evangelische Theologen sollten sich mit Blick auf 2017 zusammensetzen und eine gemeinsame Sicht auf Vorgeschichte und Wirkungen der Reformation entwickeln. Gab es darauf schon eine katholische Reaktion?

Darüber wird bereits beraten. In Deutschland gibt es ja einen ökumenischen Arbeitskreis von Theologen, den sogenannten Jäger-Staehlin-Kreis. Da wird diskutiert, ob man in den nächsten Jahren zu einer solchen Arbeit kommen kann, das Reformationsereignis unter ökumenischer Perspektive zu betrachten. Das ist aber erst einmal diesem Kreis vorbehalten. Ich könnte mir vorstellen, dass so etwas zukunftsträchtig wäre. Dann hätte man eine gemeinsame Grundlage, auf der man weiteres aufbauen könnte.



Bischof Gerhard Feige (l.) und Landesbischof Friedrich Kramer der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (EKM); Bildrechte: Viktoria Kühne

Sie haben den regionalen Kirchentag von 1996 angesprochen, der positive Akzente gesetzt hat. Den ersten bundesweiten Ökumenischen Kirchentag gab es 2003 in Berlin, der nächste folgt 2010 in München. Könnten Sie sich vorstellen, dass es 2017 – also genau 500 Jahre nach der Reformation – einen Ökumenischen Kirchentag gibt, möglicherweise in Sachsen-Anhalt?

Von evangelischer Seite habe ich schon einmal solche Gedanken gehört, wobei aber dann gleich auf organisatorische Aspekte verwiesen wurde. In unserer Region gibt es keine so große Stadt für eine solche Veranstaltung. Man könnte sie höchstens dezentral an verschiedenen Lutherorten organisieren. Aber ich bin da vorsichtig und zurückhaltend – und würde sagen: Begehen wir erst einmal den Ökumenischen Kirchentag 2010 in München. Dann könnten eventuell weitere Überlegungen folgen. Neun oder zehn Jahre sind eine lange Zeit. Was in zehn Jahren sein wird, lässt sich heute noch nicht sagen.

Welche Bilanz würden Sie gerne am 1. November 2017 aus katholischer Sicht ziehen, zum Abschluss des Reformationsgedenkens?

Das mindeste wäre, dass wir katholische und evangelische Christen uns nicht ferner geworden sind. Ich hoffe aber, dass wir uns in diesen Jahren näherkommen. Ich wünschte, dass die katholische Seite einen unverkrampfteren Zugang zu Luther bekommt und dass die evangelische Seite sich der katholischen Verwurzelung Luthers wieder deutlicher erinnert und bewusst wird.

Eure Eltern hätten vielleicht geschimpft

Brief zur Kinderwallfahrt vom 9. Juli 2008

Liebe Kinder, lieber Schwestern und Brüder, leider kann ich in diesem Jahr bei den vier Kinderwallfahrten unseres Bistums nicht mit dabei sein. Ich bedauere das sehr, bin aber dankbar, dass Ordinariatsrat Lieb sofort bereit war, mich zu vertreten und mit euch die Eucharistie zu feiern.

Warum kann ich nicht selbst kommen? Vielleicht wisst ihr es schon: Ich habe mir vor einigen Tagen das rechte Schultergelenk gebrochen und bin seitdem erst einmal in vielem auf die Hilfe anderer angewiesen. Inzwischen geht es mir aber schon wesentlich besser als in den ersten Tagen danach. Ich habe keine Schmerzen und kann sogar schon wieder mit der rechten Hand etwas schreiben, muss aber noch sehr vorsichtig sein.

Manche rätseln, wie es zu meinem Sturz und dem Gelenkbruch gekommen ist? Wie kann einem Bischof so etwas passieren? Euch kann ich es ja verraten. Das hängt mit einem kleinen Freund zusammen, der mich seit einiger Zeit immer mal wieder besucht; einem kleinen Jagdhund mit Namen Felix, der sehr zutraulich, aber auch voller Energie und Tatendrang ist. Andererseits hat er manchmal aber auch große Angst: bei Gewitter oder wenn ein Feuerwerk veranstaltet wird. Mit ihm war ich spazieren, und irgendwann sind wir beide aus Jux und Tollerei einem Hasen nachgerannt. Dabei bin ich gestolpert und hingefallen.



Bischof Gerhard Feige mit Jagdhund Felix; Bildrechte: privat

Wenn einem von euch so etwas passiert wäre, hätten eure Eltern vielleicht geschimpft: Wie kannst du nur so unvernünftig und leichtfertig sein? Vielleicht sagen das jetzt auch einige über mich. Aber es ist nun einmal geschehen. Ich muss mit den Folgen leben und versuche demnächst, etwas ruhiger durch die Gegend zu laufen.

Ich wünsche euch allen einen anregenden Wallfahrtstag, eine erlebnisreiche RKW (Religiöse Kinderwoche) und erholsame Ferien. Geht mit offenen Augen durch die Welt. Sie ist Gottes gute Schöpfung. Staunt über die wunderschönen Landschaften und freut euch über die vielen Tiere, die es gibt. Vielleicht habt ihr darunter auch einen kleinen Freund, mit dem ihr so manches unternehmt. Nutzt vor allem aber die Gelegenheit, um mit Verwandten und Freunden wieder einmal mehr Zeit gemeinsam zu verbringen. Auf dem Hintergrund meiner jüngsten Erfahrungen wünsche ich euch aber auch, dass ihr euch nichts brecht und möglichst auch sonst nicht krank werdet. Und wenn es jemanden doch erwischt, seid nicht allzu traurig. Es geht bestimmt auch wieder vorbei.

Ich danke allen, die sich mit euch, liebe Kinder, auf den Weg gemacht haben und euch begleiten. Ich danke besonders Herrn Slowik und seinem Team für die sicher wieder gute Vorbereitung und Gestaltung der Wallfahrten.

Ich fühle mich mit euch verbunden und erbitte euch Gottes reichen Segen
euer Bischof + Gerhard Feige

Über die geistgewirkte Freiheit und Weite der katholischen Kirche

Statement zur Einheit "Wie der Geist wirkt – Geist der Freiheit, Geist der Ordnung" des Podiums "Die Sache Jesu braucht BeGEISTerte" am 22. Mai 2009 beim Evangelischen Kirchentag in Bremen

",Evangelisch im 21. Jahrhundert'. Christliche Freiheit ist dafür das Losungswort. Als Kirche der Freiheit will sie wirken und wahrgenommen werden." So heißt es in einem Plädoyer von Bischof Wolfgang Huber für eine Ökumene der Profile; und noch weiter: "Es ist gerade diese Unterscheidung und Verbindung zwischen Grund und Gestalt der Kirche, zwischen Konzentration und Weite, zwischen göttlichem Wirken und menschlicher Verantwortung, welche die evangelische Kirche in einem spezifischen Sinn zu einer Kirche der Freiheit macht."

Und was ist dann – so frage ich mich – die katholische Kirche? Ist darin die Freiheit verloren gegangen oder unterdrückt? Wird hier alles zentralistisch und uniform nur durch Lehrentscheidungen, Gesetze und Vorschriften geregelt? Ist absoluter Gehorsam und systemgerechte Anpassung die katholische Lebensform? Sind wir eine Kirche von starrköpfigen Ideologen, lebensfremden Moralisten, klein karierten Schwarz-Weiß-Malern, ängstlichen Duckmäusern und verklemmten Neurotikern?

Ich muss gestehen, meine Kirche bisher in einer solchen Einseitigkeit nicht erfahren zu haben und wahrzunehmen. Vielleicht ist das ja evangelischerseits so auch nicht gemeint. Was aber dann? Billigt man der katholischen Kirche ebenfalls zu, von christlicher Freiheit geprägt zu sein – vielleicht nur etwas anders?

Ich erlebe meine Kirche in einer spannungsvollen Einheit als recht vielfältig. Es ist eine Weltkirche, in der unzählige Völker und Nationen, Rassen und Klassen, Kulturen und Parteien, Lebensweisen und Meinungen ihren Platz haben. Die katholische Kirche ist durchaus kein erratischer Block; und ich staune immer wieder darüber, wie diese Gemeinschaft überhaupt zusammengehalten werden kann. Sie ist nicht etwa nur römisch und lateinisch ausgerichtet; es gibt viele Riten in ihr, sogar recht eigenständige Ortskirchen östlicher Traditionen, deren Bischöfe nicht direkt vom Papst ernannt werden und in denen neben ehelosen Geistlichen auch verheiratete Priester selbstverständlich sind. Wie viele Orden und geistliche Bewegungen sind zudem innerhalb unserer Kirche entstanden, mit sehr unterschiedlichen Ansätzen, Motiven und Ausprägungen. Auch wenn man zum Beispiel die Volksfrömmigkeit betrachtet, die Rolle der Laien oder das Verhältnis zur Ökumene, kann deutlich werden, wie ungleich katholische Kirche doch in den verschiedenen Regionen erscheinen kann. Und dann sollte auch beachtet werden, dass das II. Vatikanische Konzil wieder

hervorgehoben hat: "Ecclesia semper reformanda". Die Kirche muss von Zeit zu Zeit reformiert werden, um ihrem Auftrag gerecht zu bleiben. In fast allen Jahrhunderten hat es solche Aufbrüche und Erneuerungen gegeben und auch heute mühen wir uns darum. Das alles zeigt mir schon äußerlich, dass auch in der katholischen Kirche Freiheit im Spiel sein muss.

Was aber ist mit Freiheit gemeint? Heutzutage erscheint dieser Begriff als Reizwort, in dem alle menschlichen Bedürfnisse und Wünsche, Ziele und Ideale zusammenlaufen. Daher ist er auch für die theologische Auslegung der christlichen Heilsbotschaft von zentraler Bedeutung.

Die Kirche als wirksames Zeichen der Freiheit

Keine Frage, in den vergangenen Jahrhunderten ist in der katholischen Kirche mehr von Ordnung und Autorität, von Geboten und Gehorsam die Rede gewesen, als von Freiheit. Und doch hat man nicht vergessen, wovon die Bibel spricht: Gott befreit den Menschen von äußeren und inneren Zwängen, aus Nöten und Ängsten. Das bedeutet besonders: Die Liebe des Vaters, die in der Menschwerdung seines Sohnes offenbart wurde, diese "Wahrheit" macht frei (Joh 8,32), weil dort, wo sein Geist weht, die Freiheit ist (2 Kor 3,17), denn zur Freiheit hat uns Christus befreit (Gal 5,1). "Durch seine Gnade" – so formuliert es der neueste katholische Katechismus (Nr. 366) – "führt uns der Heilige Geist zur inneren Freiheit, um uns zu seinen freien Mitarbeitern in der Kirche und in der Welt zu machen." Neutestamentlich bezeugt sind glaubende und getaufte Menschen damit grundsätzlich von der Sünde (z. B. Röm 6,18-23), vom Gesetz (z. B. Röm 7,3 f.) und vom Tod (z. B. 6,21 f.) befreit. Sie gehören als Kinder Gottes zu seinem Volk und nehmen an dessen Würde und Freiheit teil (vgl. Katechismus Nr.154).

Nach katholischem Verständnis ist die Kirche als Volk Gottes, Leib Christi und Tempel des Heiligen Geistes das in der Geschichte greifbare und wirksame Zeichen wahrer Freiheit. Diese wird durch die Verkündigung des Wortes Gottes, die Spendung der Sakramente und ein Leben in Liebe zu Gott und den Menschen proklamiert und vermittelt. Nach Karl Rahner (Schriften zur Theologie II, 104) ist die Kirche – insofern der Geist Gottes in ihr wirkt – sogar der alleinige Ort, von dem gilt: Wo der Geist des Herrn, da ist die Freiheit. Damit wird die Kirche nicht nur als eine Hüterin menschlicher Freiheitsrechte verstanden, sondern darüber hinaus als eine Wirklichkeit, in der man der eigentlichen, wahren und letzten Freiheit begegnen kann. Auch für Katholiken hat Kirche also zutiefst und unlösbar mit Freiheit zu tun.

Die Freiheit in der Kirche

Wie sieht es aber nun mit der Freiheit aus, die ein katholischer Christ als solcher in seiner Kirche und ihr gegenüber genießt? Es ist nicht zu bezweifeln, dass die katholische Kirche die Freiheit des Menschen oftmals gegen deterministische Tendenzen verteidigt und wie ein Dogma geschützt hat (z. B. DS 3245). Einige wichtige Konsequenzen dieser Freiheit wie die Gewissens- und Religionsfreiheit sind ausdrücklich aber erst durch das II. Vatikanische Konzil gezogen worden (z. B. GS 26; 41; 73).

Warum erscheint die katholische Kirche manchmal als nicht freiheitlich genug? Solange die Wiederkunft Christi noch aussteht, ist diese Kirche ja auch eine Gemeinschaft von Sündern, irdisch verfasst und rechtlich geordnet. Darum lebt sie in der Spannung zwischen Freiheit und Bindung. Sie hat den Auftrag, die göttliche Offenbarung – was Glaube und sittliche Normen betrifft – treu zu bewahren, immer aufs Neue zu verkünden und verantwortungsbewusst auf die wechselnden geschichtlichen Verhältnisse anzuwenden.

Darum ist sie auch – sogar der paulinischen Freiheitslehre gemäß – verpflichtet, irrige Meinungen und Verhaltensweisen abzuwehren und den subjektiv beanspruchten Freiheitsraum mancher ihrer Glieder einzuschränken. Dabei kann sie leicht nach außen und innen den Eindruck erwecken, totalitär zu handeln, aber auch der Gefahr erliegen, gegen ihre eigenen Prinzipien zu verstoßen und geistgewirkte Freiheit zu verletzen.

Zu beachten ist freilich, dass die katholische Kirche oftmals nur Grenzen zieht, ohne dem Einzelnen grundsätzlich und in jedem Fall sagen zu können und zu wollen, was genau zu tun und vor Gott richtig sei. "Damit aber" – so sagt Karl Rahner (Schriften zur Theologie II, 112) – "ist eine Zone der Freiheit gegeben, die zwar nicht die Freiheit der Willkür und des vor Gott Gleichgültigen ist, wohl aber eine Zone der Freiheit, in der der einzelne Christ von der Kirche sich, seinem Gewissen und der Führung des Heiligen Geistes … so sehr überlassen bleibt, dass der Einzelne die Last und Verantwortung dieser Freiheit gar nicht auf die Kirche abwälzen kann." Und so verstehen sich katholische Christen auch nicht als Befehlsempfänger und Vollzieher von bis ins kleinste Detail gehenden Geboten. Ebenso ist in vielen anderen Bereichen Eigenverantwortung und Eigeninitiative gefragt: im religiösen Leben und in der persönlichen Frömmigkeit wie im innerkirchlichen und gesellschaftlichen Engagement. Niemand dürfte bezweifeln, dass es in der katholischen Kirche leidenschaftliche Diskussionen und so etwas wie eine öffentliche Meinung gibt. In der Theologie ist im Rahmen des Dogmas und verpflichtender Lehren durchaus Raum für Forschung, Schulen und Richtungen. Und auch das Charismatische und Prophetische hat Möglichkeiten, sich Gehör zu verschaffen und einiges zu bewirken.

Kriterien innerkirchlicher Meinungsäußerung

Gelegentlich habe ich schon einmal in unserer Kirche sagen hören: "Inzwischen gibt es nicht nur einen Papst, sondern viele, die meinen, Unfehlbares verbreiten zu müssen." Und noch salopper ist der Spruch: "Nicht jeder Vogel, den irgendjemand hat, ist der Heilige Geist." Schon nach Paulus sind die Gaben des Geistes nicht zur "Selbstdarstellung" und "Selbstverwirklichung" gegeben, sondern um den Leib Christi, die Gemeinde der Gläubigen, aufzubauen und zu bereichern. Daran wird ihre Echtheit erkannt. Und für Karl Rahner ist von vornherein klar, dass innerkirchlich zunächst nichts zu Wort kommen darf, was dem Dogma der Kirche und ihrer Verfassung göttlichen Rechts widerspricht (Gesammelte Werke 150). Auch ein demokratischer Staat lässt Bestrebungen, die sich gegen seine Grundlagen richten, nicht zu. Seine Toleranz endet, wenn verfassungsfeindliche Tendenzen wie z. B. Links- und Rechtsextremismus aufkommen. In der Kirche wacht das Lehr- und Hirtenamt darüber. Andererseits dürfen die Grenzen aber auch nicht zu eng gezogen werden. Es muss genügend Raum und Möglichkeiten geben, um die vielfältigen Meinungen im Gottesvolk zu hören und zu bedenken.

Sich kritisch zu äußern, kann nicht nur berechtigt, sondern unter Umständen sogar verpflichtend zu sein. Dabei kommt es aber darauf an, in welcher Weise das geschieht. Eine wichtige Voraussetzung dafür, sinnvoll mitzureden, besteht schon einmal darin, über entsprechende religiöse und theologische Kompetenzen zu verfügen. Zugleich gehört auch eine "gesunde" Kirchlichkeit dazu, um sich tatsächlich geist- und verantwortungsvoll einmischen zu können und sich nicht verbittert oder gehässig gegenüber anderen zu äußern. Sicher ist außerdem auf Seiten der Amtsträger wie der Laien viel Geduld erforderlich, um im Geiste Jesu Christi gemeinsam zu erkennen, wohin Gott seine Kirche führen will und welche Verantwortung jede und jeder Einzelne dafür hat.

Von Ernst Troeltsch stammt der Satz: "Die Kirchen sind Schalen, welche allmählich den Kern verholzen, den sie schützen." Das möge Gott verhüten. Und so betet die katholische Kirche am 5. Sonntag der Osterzeit nach der Eröffnung der Eucharistiefeier auch: "Gott, unser Vater, du hast uns durch deinen Sohn erlöst und als deine geliebten Kinder angenommen. Sieh voll Güte auf alle, die an Christus glauben, und schenke ihnen die wahre Freiheit und das ewige Erbe." Auch für meine Kirche bleibt die gottgewollte Freiheit ein zentrales Thema und eine prickelnde Herausforderung.



Kerzen in der Kathedrale St. Sebastian Magdeburg; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Sagen Sie es mit einem Satz …

Antworten zum Fragebogen mehrerer katholischer Kirchenzeitungen von 2009

Welche Überschrift sollte ein Porträt über Sie tragen?
"Immer noch unvollkommen"

Ihr liebster Geruch?
Faszinierend finde ich mediterrane Düfte im Übergang vom heißen Tag zur kühlen Nacht; ganz besonders mag ich aber bestimmte orientalische Weihrauchmischungen.

Wenn Sie nicht Bischof geworden wären, was dann?
Ich wäre Priester und Theologieprofessor geblieben; eine andere Alternative als den geistlichen Dienst habe ich nie ernsthaft in Betracht gezogen.

Was würde Ihre Mutter über Sie sagen?
"Hoffentlich mutet er sich nicht zuviel zu!"

Die Kirche, die Sie privat am liebsten mögen?
Die "Hagia Sophia" in Konstantinopel (Istanbul).

Ihr liebstes religiöses Lied?
"Großer Gott, wir loben dich".

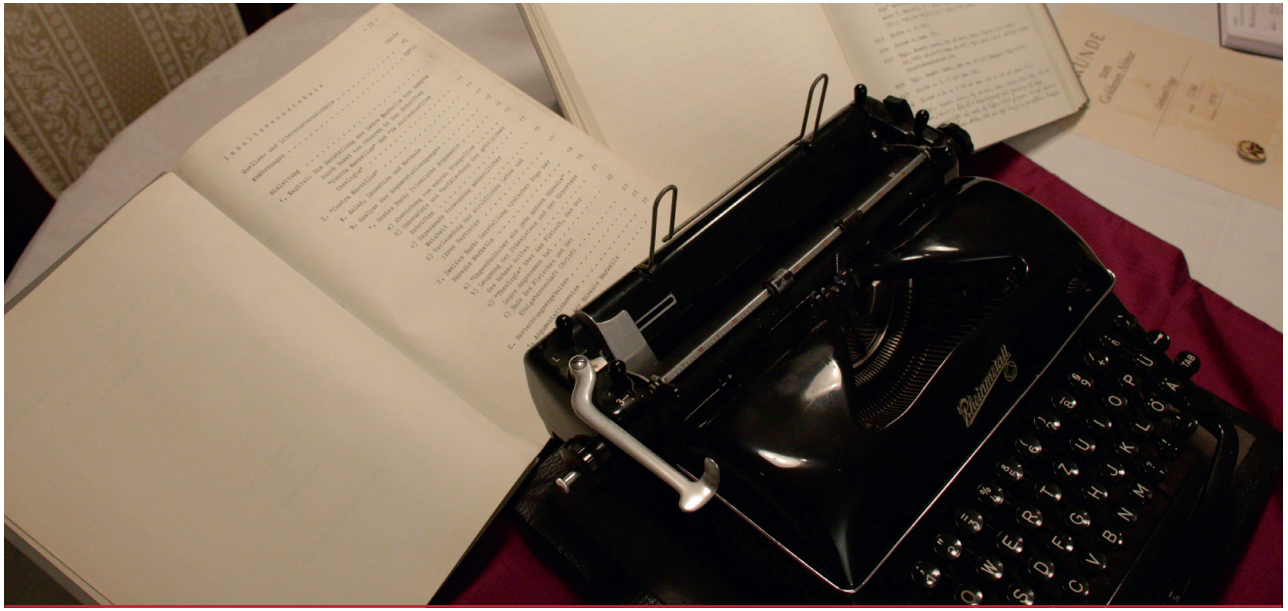
Eine Bibelstelle, die Ihnen Kopfzerbrechen bereitet?
Davon gibt es sehr viele, wenn man sie Nichtchristen – mitunter aber auch Christen – verständlich machen will.

Das Einzigartige am Christentum ist …?
… die endgültige und unüberbietbare Offenbarung der Liebe und Barmherzigkeit Gottes in Jesus Christus durch Menschwerdung, Kreuz und Auferstehung.

Ein aktueller Buchtipp vom Nachttisch?
Momentan beschäftigt mich "Der Flieger", ein tragikomischer Roman, den ich geschenkt bekommen habe, verfasst von dem Niederländer Maarten ´t Hart, dem Sohn eines eigensinnigen Totengräbers.

Für einen Tag würden Sie gerne wer sein?
Ich sage es mit Eugen Roth: "Oft führ man gern aus seiner Haut, doch wenn man suchend um sich schaut, erblickt man ringsum lauter Häute, in die zu fahren auch nicht freute."

Ihre erste Liebe?
Galt sicher meiner Mutter.



Schreibmaschine von Bischof Feige; Bildrechte: Susanne Sperling

Welches Bild sehen Sie von Ihrem Schreibtisch/Arbeitsplatz aus?
Zunächst fällt mein Blick auf zwei gotische Heiligenfiguren aus Holz, Mauritius und Katharina, dann aber auch durch das Fenster auf den "evangelischen" Dom – immer wieder anregend, ökumenisch ausgerichtet zu bleiben.

Was können Sie nicht ausstehen?
Unverschämte Briefe, wie man sie von Christen nicht erwarten würde, und kleinkarierte Wichtigtuer, die meinen, "Unfehlbares" verbreiten zu müssen.

Was gefällt Ihnen an sich besonders?
Aus einfachen Verhältnissen zu stammen und sich – so glaube ich – sowohl Bodenhaftung und Realitätssinn wie einigen Humor bewahrt zu haben.

Was mögen Sie an sich gar nicht?
Oftmals zu dünnhäutig zu sein.

Auf welche Leistung sind Sie besonders stolz?
Auf meine Dissertation, die ich noch zu DDR-Zeiten unter erschwerten Bedingungen – was zum Beispiel Literaturbeschaffung und fachspezifischen Austausch betrifft – erarbeitet und dann mit einer "Rheinmetall-Schreibmaschine" fertig gestellt habe; und – etwas globaler gedacht – darauf, "mit Leib und Seele" im vereinten Deutschland angekommen zu sein.

Einige neue katholische Thesen zur Ökumene

Veröffentlicht zum Reformationstag 2009

1.

Nicht immer wird unter "Ökumene" dasselbe verstanden. Während katholischerseits sich damit fast ausschließlich die zwischenkirchlichen Bemühungen um die Einheit der Christen und die Überwindung der Konfessionsgrenzen verbinden, gebraucht man evangelischerseits diesen Begriff auch oder sogar mehr für rein innerprotestantische Partnerschaftsbeziehungen über die Grenzen der eigenen Landeskirche hinaus und im Hinblick auf das vielfältige Engagement für die "Eine Welt". Dazu gehören dann solche Themen wie Migration und interreligiöser Dialog, Entwicklung und Umwelt sowie Friedensarbeit. So kann z. B. ein Ökumene-Zentrum eröffnet werden, ohne dass das mit anderen Kirchen irgendetwas zu tun hat. Darum unterhält man in manchen Regionen auch für die Kontakte zur katholischen Kirche ein eigenes "Catholica"-Referat. Es ist also nicht ganz unbedeutend zu wissen, was gemeint ist, wenn von "Ökumene" gesprochen wird, und welchen Stellenwert man ihr in der jeweiligen Kirche bezüglich des interkonfessionellen Verhältnisses beimisst.

2.

Meistens pflegen solche Christen ökumenische Kontakte, die schon ein Gespür für die Denk- und Lebensweise der jeweils anderen Kirche haben. Bei theologischen Gesprächen hat das manchmal zur Folge, dass man schon in relativ kurzer Zeit erfreuliche Übereinstimmungen erkennt und zu wegweisenden Ergebnissen kommt, diese aber von anderen Vertretern der beteiligten Kirchen nicht unbedingt akzeptiert werden. Dieses Dilemma divergierender Richtungen in ein und derselben Kirche verhindert manchen Fortschritt und führt gelegentlich zu regelrechten Zerreißproben. Zugleich verunsichert es die Dialogpartner und Entscheidungsträger der anderen Kirche und lässt fragen: Was gilt nun? Wer ist repräsentativ? Auf wen kann man sich noch verlassen? Andererseits gibt es neuerdings Gruppierungen aus verschiedenen Kirchen, die bislang durchaus nicht ökumenisch gesinnt waren, die aber hinsichtlich bestimmter ethischer Anliegen inzwischen über Konfessionsgrenzen hinaus mit ähnlich denkenden Kreisen Zweckbündnisse eingehen. Schon seit längerem hingegen sehen sich auch verschiedene geistliche Bewegungen dazu herausgefordert, auf sehr persönliche Weise die christliche Einheit zum Ausdruck zu

bringen und zu vertiefen. Ökumenisch bedeutsam sind außerdem so viele konfessionsverschiedene oder -verbindende Ehen und Familien, die unter der Trennung leiden, Aktionsgruppen, die sich für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung einsetzen, Theologen mit einem weiten Horizont und einem Gespür für die Zeichen der Zeit, christliche Politiker, die sich den weltanschaulich veränderten Bedingungen unserer Gesellschaft zu stellen haben, soziale Einrichtungen, Schulen, Kindertagesstätten und Verbände in schon lange nicht mehr konfessionell homogener Zusammensetzung sowie die Kirchenleitungen und die Gemeinden vor Ort mit ihren unterschiedlichen zwischenmenschlichen und institutionellen Erfahrungen von Ökumene. Auf allen Ebenen findet man also Christen, die ökumenisch aufgeschlossen sind, eine größere Einheit herbeisehnen und dafür einiges bewegen. In allen Kirchen sind es aber immer noch zu wenig.

3.

Neben ökumenischen Sammlungsbewegungen gibt es fast überall auch antiökumenische Kräfte und auseinanderstrebende Gruppierungen. Für viele ist Ökumene immer noch ein Fremd-, Reiz-, Phantasie-, Füll- oder sogar Unwort. Mancherorts – wie in Jerusalem – kann man höchstens von einer "Mietshaus-Ökumene" sprechen, einem notdürftig pragmatisch geregeltem, aber oberflächlich bleibendem Nebeneinander. Im Bild gesprochen ist geklärt, wer zu welcher Zeit den Hausflur reinigt und die Tür abschließt, und es gibt auch kurze Treppengespräche – aber mehr nicht, keine wirklich gemeinsamen Überzeugungen und Anliegen oder Gebete und Gottesdienste. Dagegen sollte recht verstandene Ökumene weder Diplomatie noch Technik sein, sondern vielmehr "die Kunst, Misstrauen zu überwinden, Vertrauen aufzubauen, Freunde zu gewinnen und Freundschaften zu stiften" (Walter Kardinal Kasper). Dies gilt es noch stärker zu beherzigen und bei aller regionalen Ungleichzeitigkeit ökumenischer Entwicklungen situationsgerecht zu entfalten.

4.

Verschiedene Verwerfungen und Feindbilder der Vergangenheit haben sich als Klischees und Vorurteile so eingefleischt, dass sie trotz gegenteiliger theologischer Klärungen und kirchlicher Reformen in den letzten Jahrzehnten aus Unkenntnis oder anderen Motiven hartnäckig weitertradiert werden (z. B. Katholiken würden nach wie vor Heilige anbeten, sich von Sünden freikaufen oder nicht den so genannten Laienkelch erhalten). Auch stimmen die Vorstellungen, die viele sich von außen über die anderen Christen machen, oftmals nicht mit der innerkirchlichen Wirklichkeit überein. So lesen Protestanten z.B. römische Papiere manchmal viel schneller und begieriger, weil das ihrem Bild von einer "zentralistischen Papstkirche" entspricht, während Katholiken selbst differenzierter und "familiärer" damit umgehen können. Um ökumenisch voranzukommen, sollte man keine Mühe scheuen, sich gegenseitig noch besser auf dem jeweils neuesten Stand von Lehre und Praxis wahrzunehmen. Das gilt besonders auch im Blick auf die Orthodoxen Kirchen, über die in unseren Breiten z. T. nur verschwommene Vorstellungen kursieren und gegenüber denen manche ihre Vorbehalte haben, vor allem, was deren Verhältnis zur Moderne und Postmoderne betrifft. Eine gute Übung ist es da bei gemeinsamen Gesprächen, wenn jede Seite erst einmal versucht, die Position der anderen darzustellen.

5.

Von großer ökumenischer Bedeutung ist die Beantwortung der Frage: In welchem Verhältnis sehen sich die einzelnen Kirchen zur "una sancta catholica et apostolica ecclesia" des allen gemeinsamen Glaubensbekenntnisses? Die einen beanspruchen exklusiv, diese eine und einzige Kirche zu sein; andere meinen inklusiv, diese sei bei ihnen verwirklicht, man erkenne die anderen aber auch als "Mittel des Heiles" an und sehe sich mit diesen verbunden; und dann gibt es noch die pluralistische Sicht, nach der in allen Kirchen die Kirche Jesu Christi in gleicher Weise in Erscheinung trete. Diese unterschiedlichen Positionen werden jeweils durchaus selbstbewusst vertreten, ob durch theoretische Erklärungen oder im praktischen Verhalten. Sich über das eine oder andere ekklesiologische Selbstverständnis und dessen Auswirkungen z. B. auf das Problem der Eucharistie- oder Abendmahlsgemeinschaft zu entrüsten, führt nicht weiter. Vielmehr sollte man sich zunächst erst einmal zugestehen, eigene theologische Überzeugungen auch offen sagen zu können, ohne sofort, wenn diese als unangenehm erscheinen, moralisch abgewertet und populistisch in eine antiökumenische Ecke gestellt zu werden. Der Mut zum freien Wort darf nicht nur ein evangelisches Privileg sein. Daraus könnten dann, ohne sich gegenseitig unter Druck zu setzen, fruchtbare Gespräche und zukunftsträchtige Lösungsmöglichkeiten erwachsen.

6.

Momentan haben wir keine gemeinsame Vision einer anzustrebenden Kircheneinheit. Während die katholische Seite sich schon lange von einer "Rückkehrökumene" verabschiedet hat, aber eine sichtbare Einheit nach vorheriger Lösung der klassischen Kontroversthemen (gegenwärtig vor allem des Kirchen- und Amtsverständnisses) anstrebt, propagiert die evangelische Seite inzwischen immer stärker eine wechselseitige Anerkennung bei bleibenden Differenzen. Auf einmal scheint Einheit unter dem Verdacht von Vermassung, Uniformierung, Zentralismus und Entmündigung in Verruf gekommen und fast zu einem Schreckgespenst geworden zu sein. Stattdessen wird Verschiedenheit neuerdings als das Ideal gepriesen, werden Sonderwege immer mehr zur Normalität gerechnet, sieht man in der Entfremdungs- und Spaltungsgeschichte der Christenheit kaum noch eine Tragik, sondern eher sogar die erfreuliche Entwicklung zu einer größeren "Buntheit". Ohne Zweifel ist "Einheit in Vielfalt" ein zukunftsträchtiges Modell und erstrebenswert. Es stellt sich aber die Frage: Wie viel Verschiedenheit ist möglich, ohne die Einheit zu gefährden? Wie viel Einheit ist nötig, damit Vielfalt nicht zur Beliebigkeit verkommt? Welche Unterschiede sind komplementär und welche trennen? Schon jetzt verstehen sich manche Kirchen als "Einheit in Vielfalt" und sehen sich doch nicht in Einheit mit den anderen.

7.

Immer wieder einmal wird in "Sonntagsreden" das so genannte Lund-Prinzip (bezieht sich auf die 3. Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung 1952), wie es auch von der "Charta oecumenica" (2001) aufgegriffen wurde, beschworen, wonach die Kirchen möglichst gemeinsam handeln sollten, und nur darin getrennt, wo tiefe Unterschiede der Überzeugung sie dazu zwingen. Bedauerlicherweise zeigt sich in der Praxis aber, dass gemeinsames Handeln vielfach doch noch eher zu den Ausnahmen gehört. Vielleicht verbindet sich damit auch eine Überforderung. So stellt sich z. B. angesichts gravierender kirchlicher Umstrukturierungen auf regionaler Ebene und vor Ort die Frage, wie der Kontakt bei größeren Flächen, weiteren Entfernungen, kleineren Gemeinden und weniger Personal noch lebendig gehalten oder auf andere Weise überzeugend gestaltet werden kann. Gelegentlich hat man aber auch den Eindruck, dass manchmal nicht unbedingt ein Interesse an mehr Gemeinsamkeiten besteht, weil dies eventuell der eigenen Profilierung abträglich sein könnte. Gerade angesichts solcher Ernüchterungen sollte man sich der Herausforderung, soviel wie möglich gemeinsam zu tun, aufs Neue kreativ stellen und nach umsetzbaren Formen Ausschau halten.

8.

Profil zu haben, zeugt von Klarheit und ist angesichts eines zunehmenden Relativismus und einer manchmal "billigen" Ökumene durchaus begrüßenswert. Das überdeutlich hervorzukehren, kann aber auch Abgrenzungen verschärfen und konfessionalistische Verhaltensweisen wieder aufleben lassen, vor allem, wenn man sehr ausschließlich argumentiert oder sich durch den Widerspruch zum anderen definiert. Irrig wäre es dabei z. B. zu meinen, die eine Seite gründe auf dem Evangelium und die andere habe sich ihre Lehre irgendwie willkürlich ausgedacht. Katholische und orthodoxe wie evangelische Christen gehen gemeinsam auf die Heilige Schrift zurück, deuten sie aber dann im Licht ihrer jeweiligen "Gewährsmänner" (Kirchenväter oder Reformatoren). Besser wäre es darum vielleicht, von Stärken oder Schätzen zu reden, die bei den einen mehr bewahrt oder entfaltet worden sind als bei den anderen und heute alle bei der Suche nach einer wahrhaftigen und versöhnten Einheit anregen könnten.

9.

Angesichts des 2017 anstehenden Gedenkens an die Reformation vor 500 Jahren und der schon begonnenen "Lutherdekade" stellt sich erneut die Frage nach der geschichtlichen Deutung dieses Ereignisses und der Person Martin Luthers. Glorifizierten ihn evangelische Christen früher häufig als "Glaubenshelden"; "Heiligen der Nation" oder "neuen Kirchenstifter", sahen katholische Christen in ihm den "abgefallenen Mönch" und "halsstarrigen Häretiker". Schon seit längerem sind beide Seiten zu einer differenzierteren Sicht gekommen. Dazu gehört auch, dass



v.l.: Ev. Landesbischof Christoph Meyns (Braunschweig), Ev. Landesbischöfin Ilse Junkermann (EKM), ehemaliger bayerischer Landtagspräsident Alois Glück (†), Bischof Gerhard Feige, Kirchenpräsident Joachim Liebig (Evangelische Landeskirche Anhalts) beim Ökumenischen Jahresempfang der Kirchen 2016; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Luthers ursprüngliche Intention nicht die Spaltung der Kirche gewesen sei, sondern deren tief greifende Reform an Haupt und Gliedern. Dass es dann aber doch zu jener unheilvollen Entwicklung kam, ist nicht allein ihm anzulasten. Die ökumenische Bewegung der letzten Jahrzehnte mit ihren theologischen Gesprächen und praktischen Annäherungen hat es schließlich sogar möglich werden lassen, Luther evangelischer- wie katholischerseits gemeinsam als "Zeugen des Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur geistlichen Erneuerung" sehen zu können. Damit ist Luther für Katholiken nicht etwa sprunghaft zum Heiligen geworden; er stellt aber inzwischen auch für sie eine geistliche und theologische Herausforderung dar, an der man auf dem Weg zur Einheit der getrennten Christen nicht vorbeikommt. Auf dieser Grundlage könnte sich in den nächsten Jahren ökumenisch noch mehr entwickeln: vielleicht auch eine gemeinsame Interpretation der damaligen Vorgänge und ihrer Wirkungsgeschichte. Dies aber hängt von beiden Seiten ab. Wünschenswert wäre dabei auch, evangelischerseits noch deutlicher zu klären, in welchem Verhältnis man sich heutzutage zur Kirche der ersten anderthalb Jahrtausende sieht: in deut-

lichem Widerspruch dazu als eine Neugründung oder in gewisser Kontinuität als die "durch die Reformation hindurchgegangene katholische Kirche" (so Bischof Wolfgang Huber). Nach wie vor bleibt die spannende Frage: Werden evangelische und katholische Christen sich nach der Dekade und dem Gedenkjahr 2017 näher oder ferner sein?

10.

Nach euphorischen Aufbrüchen in der Ökumene und beachtlichen Erfolgen ist es schon seit längerem fast in Mode gekommen, bei Stagnationen oder Irritationen immer wieder eine "ökumenische Eiszeit" zu diagnostizieren oder herbeizureden. Sicher ist eine "heilige Ungeduld" vonnöten, damit man nicht in konfessionalistische Verhaltensweisen zurückfällt oder krampfhaft auf dem Status quo beharrt. Zugleich sollte aber auch bedacht werden, wie schwer sich viele – nicht nur etwa kirchliche Entscheidungsträger und Theologen – mit tief greifenden Reformen und einschneidenden Veränderungen tun. Das dürfte jedoch nicht daran hindern, sich selbst auf geistvolle Weise der Herausforderung nach einer überzeugenderen Einheit der Christen zu stellen. Vor Ort "sitzen wir oftmals im selben Boot" und teilen Freud und Leid gleichermaßen. Da liegt es an uns, ob wir auf Distanz gehen oder im "Dialog der Liebe und der Wahrheit" kreativ voranschreiten. Dabei gilt für alle die entscheidende Frage: Sind wir tatsächlich zugunsten einer größeren Einheit bereit, von manchem Abschied zu nehmen, vertrauten Ballast abzuwerfen und uns vom Geist Gottes neue Wege führen zu lassen? Wollen wir das wirklich? Jede Zeit ist zugleich Bewährungs- und Heilszeit.

» Eine gute Übung ist es da bei gemeinsamen Gesprächen, wenn jede Seite erst einmal versucht, die Position der anderen darzustellen.«

"Gleicht euch nicht dieser Welt an …"

Predigt zur Schlussandacht der Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda am 23. September 2010

(Röm 12,1-12)

Am 27. September 1990, also vor fast genau zwanzig Jahren – alle Bischöfe aus der noch bestehenden DDR waren erstmals hier in Fulda bei einer Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz mit dabei – gab deren Vorsitzender, Bischof Karl Lehmann, am Beginn der Schlussandacht bekannt: "Wir haben zusammen einen Antrag der Berliner Bischofskonferenz zur Kenntnis genommen, dass die Berliner Bischofskonferenz aufgelöst wird … und künftig wieder eine einzige Deutsche Bischofskonferenz sein wird. Wir Bischöfe in der Deutschen Bischofskonferenz haben dies einstimmig und nachdrücklich von Herzen begrüßt."[1] Und am Ende der Schlussandacht konnte er noch hinzufügen: "Soeben ist uns von Rom mitgeteilt worden, dass der Heilige Vater (davon) positiv Kenntnis genommen hat … Wir werden noch unsere Statuten und unsere Satzungen, die wir bereits beschlossen haben, nachreichen und dürfen dann bald und rasch mit einer formellen Genehmigung rechnen. Ich … danke dem Heiligen Vater, dass er uns noch vor dem 3. Oktober, dem Tag der Einheit Deutschlands, es ermöglicht hat, dies hier mitzuteilen."[2]

Damit war die Einheit der katholischen Kirche in Deutschland gewissermaßen schon vor dem Beitritt der DDR zum Geltungsbereich des Grundgesetzes zustande gekommen. Nunmehr aber drängte es, sie und den gesamten deutschen Vereinigungsprozess weiter zu gestalten und mit Leben zu erfüllen. Treffend – für Enthusiasten damals freilich zu nüchtern – bemerkte Bischof Karl Lehmann beim Ökumenischen Gottesdienst am 3. Oktober 1990 in Berlin dazu: "Wir brauchen ein neues Denken und Fühlen, um uns wirklich wechselseitig anzunehmen."[3]

Inzwischen sind schon wieder zwei Jahrzehnte vergangen. Dramatische Entwicklungen liegen hinter uns, mit großartigen Erfolgen, aber auch maßlosen Enttäuschungen. Einerseits erfüllt wohl die meisten immer noch Freude und Dankbarkeit, ist selbstverständlich zusammengewachsen, was willkürlich getrennt war, halten sich Solidarität und gegenseitiges Interesse; andererseits bleibt vieles kritisch anzufragen, erscheint die "Freiheit grauer als der Traum von ihr", gelingt es zwischen Ost und West nicht immer, sich wirklich zu verstehen oder verständlich zu machen.

1 Karl Kardinal Lehmann, Katholische Kirche im geeinten Deutschland. Bemerkungen zum Vereinigungsprozess. Eröffnungsreferat bei der Tagung der Kommission für Zeitgeschichte am 23. Oktober 2009 in Erfurt (Ms.), 16f.
2 Ebd. 17.
3 Ebd.

Inmitten dieser spannungsreichen Erfahrungen hören wir Paulus heute im Brief an die Römer (12,2) sagen: "Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch und erneuert euer Denken, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist, was ihm gefällt, was gut und vollkommen ist." Was könnte das aus ostdeutscher Perspektive bedeuten, vor allem auf dem Hintergrund dessen, was wir "DDR-Katholiken" mit in die deutsche Einheit eingebracht und was wir seitdem erlebt haben?

"widerständig"

Im Wort der Berliner Bischofskonferenz vom 18. September 1990 zur deutschen Wiedervereinigung hieß es dazu: "Wir haben versucht, an Gott und seiner Kirche in einer atheistischen Gesellschaft festzuhalten. Viele von uns haben Nachteile um des Glaubens willen auf sich genommen. Wir bringen mit unsere ökumenischen Erfahrungen, die uns als Christen in der Bedrängnis und Anfechtung geschenkt wurden."[4] Tatsächlich galt es für bewusste Christen, mehr oder weniger widerständig zu sein, sich nicht der herrschenden Ideologie anzupassen und mit der Masse mitzuschwimmen. Eine solche Herausforderung brachte sowohl Gefahren als auch Chancen mit sich. Viele hatten nicht die Kraft und den Mut, lange dem marxistisch-leninistischen Druck zu widerstehen; sie sind aus der Kirche ausgetreten oder haben sie lautlos verlassen. Andere sind dadurch in ihrem christlichen Glauben und ihrer Treue zur Kirche gewachsen.

Und wie ergeht es uns heutzutage? Zahlreiche Erfahrungen mit unserer modernen Gesellschaft legen den Eindruck nahe: In diktatorischen Zeiten kann es manchmal leichter sein, sich deutlich beziehungsweise eindeutiger zu Jesus Christus und seiner Kirche zu bekennen. Schwieriger wird es da schon, wenn uns inmitten einer nicht mehr überschaubaren Meinungsvielfalt Gleichgültigkeit entgegenweht oder wir der Täuschung erliegen, es reiche für uns, nette und freundliche Menschen zu sein, sich eher mit der Welt zu arrangieren als ihr immer wieder auch den kritischen Spiegel christlicher Wahrheiten vor Augen zu halten.

Sich der Welt nicht anzugleichen, bedeutet für Paulus in erster Linie aber, sich selbst wandeln zu lassen und immer wieder zu prüfen, was Gott gefällt und für uns Menschen heilsam ist. Manche – so mein Eindruck – folgern daraus freilich, sich abkapseln und einschließen zu müssen. Dagegen war schon in einem ostdeutschen Predigtbuch von 1978 zu lesen: "Der Rückzug ins Getto ist verbunden mit der Ausrufung des Verteidigungszustandes für die angeblich reine, unverfälschte Lehre. Wer nicht mit ins Getto will, wer weiterhin prüfen will, wird zum Ketzer erklärt … Die Frage nach Identität zwingt, alles in Paragraphen niederzulegen. Man gerät über … Nebensächlichkeiten in Streit. Die wenigen noch vorhandenen Kräfte werden von innerbetrieblichen Querelen aufgezehrt."[5] Und Kardinal Julius Döpfner warnte schon zuvor: "Christliches Selbstbewusstsein, das sich in pharisäischer Überheblichkeit und in der Verurteilung der ‚bösen Welt' äußert, ist ein Zerrbild christlicher Berufung."[6] Ohne Zweifel brauchen wir als Kirche und als einzelne Christen Profil, sollten wir erkennbar und selbstbewusst auftreten, gewissermaßen – wie es im Italienischen heißt – "al dente", "mit Biss", aber nicht bissig, zwischen Weltvergötzung und Weltverachtung, zwischen Weltsucht und Weltflucht, als solche, die in Freiheit Verantwortung übernehmen und sich selbst zur Ehre Gottes als lebendiges Opfer einbringen. Dazu gehört es auch,

4 Katholische Kirche – Sozialistischer Staat DDR. Dokumente und Äußerungen 1945-1990, hg. v. G. Lange u. a., Leipzig 1992, 411.

5 Das Wort an die Gemeinde. Predigthilfen zu den Perikopen der neuen Leseordnung. Matthäusjahr II, Zweite Lesungen. Pfingsten bis Ende des Kirchenjahres, hg. v. K. Lange, Leipzig 1978, 220.

6 Julius Kardinal Döpfner, Fastenhirtenbrief des Jahres 1973, in: Die Feier des Stundengebetes. Lektionar II/7, Einsiedeln u. a. 1980, 55.

trotz mancher zwischenkirchlichen Spannungen ökumenisch nicht zu resignieren, sondern die Einheit der Christen weiter voranzutreiben: beharrlich und fair, nüchtern und hoffnungsvoll, mutig und kreativ, mit Herz und Verstand.

"freiheitlich"

"Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt." In diesen Worten aus Psalm 66 kommt auch zum Ausdruck, was viele Christen vor zwanzig Jahren dachten, als die innerdeutsche Mauer gefallen war und die politischen Verhältnisse sich radikal veränderten. "Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt." Als glaubende und getaufte Menschen – so verkündet uns Paulus – sind wir durch Christus grundsätzlich sogar von der Sünde (Röm 6,18-23), vom Gesetz (7,3f) und vom Tod (6,21) befreit. Wir sind wer! Gott hat uns nicht gnadenlos festgelegt oder eine Sklavenseele eingehaucht; wir sind keine Marionetten, sondern sein Ebenbild, zur Freiheit berufen und befähigt. "Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt." Das gilt entsprechend von der Gemeinschaft, der wir als Christen angehören: der Kirche. "Wo der Geist" Jesu Christi "wirkt" – so sagt Paulus – "da ist Freiheit" (2 Kor 3,17b). Dabei versteht Kirche sich nicht nur als eine Hüterin menschlicher Freiheitsrechte, sondern auch selbst als eine Wirklichkeit, in der man der eigentlichen, wahren und letzten Freiheit begegnen kann. Und so haben viele in der DDR Kirche immer wieder als einen Zufluchtsort erfahren, an dem es möglich war, sich freimütig auszutauschen, in seinem Gewissen ernst genommen und in seiner Würde bestärkt zu werden. "Kirche" – so schrieb kurz nach der Wende der ostdeutsche Theologe Franz-Georg Friemel – "war eine Stätte der Freiheit, des freien Wortes, sie war eine Gegenwelt zum verordneten Sozialismus … Sie war ein Schutzraum für das Menschliche."[7]

7 … wie die Träumenden. Katholische Theologen zur gesellschaftlichen Wende, hg. v. F.-G. Friemel, Leipzig 1990, 70f.

Keine Frage, so ideal erschien Kirche auch damals bei uns nicht immer und überall. Aber heute bedrückt es mich, wenn der Eindruck stärker wird, Kirche sei auch nur eine Ideologie: ein geschlossenes System mit "Wagenburgmentalität" und sektiererischen Zügen oder ein "Allerwelts-Tummelplatz" von Willkür und Beliebigkeit. Kleinkarierte Machtkämpfe finden statt. Viele beanspruchen rigoros im Recht zu sein. Fronten verhärten sich. Den einen ist man zu links, den anderen zu rechts. Manche fordern zu härterem Durchgreifen auf, einige dagegen sehen notwendige Entscheidungen schon als autoritär an. Auch boshafte Unterstellungen und ehrenrührige Verdächtigungen sind darunter. Wenn ich alles bedenke, was mich inzwischen aus Deutschland und darüber hinaus erreicht, komme ich mir manchmal vor, als sei ich Bischof "von Absurdistan".

» Sich nicht dieser Welt anzugleichen, heißt [...] mit allen Kräften um den Geist Christi zu ringen und wenigstens achtungs-, wenn nicht gar liebevoll miteinander umzugehen. Konstruktive Gespräche sind vonnöten, Mut und Barmherzigkeit, ein weiter Horizont und eine geistliche Tiefe.«

Sind das aber nicht genau die engstirnigen Methoden dieser Welt, die wir Christen meiden sollten? Worin unterscheiden wir uns dann noch von den anderen, wenn wir genauso wie sie agieren? Paulus hingegen regt uns an, geistvoller mit dem göttlichen Geschenk der Freiheit umzugehen. Selbstverständlich gibt es unter uns unterschiedliche Gaben, Auffassungen und Dienste. Als Glieder des Leibes Christi aber gehören wir zusammen. Und darum hält er für wichtig: "Strebt nicht über das hinaus, was euch zukommt, sondern strebt danach, besonnen zu sein … Verabscheut das Böse, haltet fest am Guten! Seid einander in brüderlicher Liebe zugetan, übertrefft euch in gegenseitiger Achtung!" Das muss man sich einmal angesichts mancher erbitterter und gehässiger Auseinandersetzungen auf der Zunge zergehen lassen! Aber nur so kann Kirche wahrhaft als Raum göttlicher Freiheit erfahren werden. Sich nicht dieser Welt anzugleichen, heißt darum auch weiterhin, mit allen Kräften um den Geist Christi zu ringen und wenigstens achtungs-, wenn nicht gar liebevoll miteinander umzugehen. Konstruktive Gespräche sind vonnöten, Mut und Barmherzigkeit, ein weiter Horizont und eine geistliche Tiefe.

"hoffnungsvoll"

Und was könnte es noch bedeuten, sich nicht von der Welt gefangen nehmen zu lassen, sondern aus Gottes Geist zu leben?

"Wir wagen den Aufbruch", so wurde es vor einigen Jahren im Bistum Magdeburg formuliert: "Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. Seine Botschaft verheißt den Menschen ‚das Leben in Fülle', auch dann, wenn die eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Deshalb" – so heißt es schließlich noch – "nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft."[8]

Ich gestehe, dass das manchen vielleicht etwas zu markig klingt oder wie das Pfeifen ängstlicher Kinder im dunklen Wald. In der Tat stellt sich unsere Situation – äußerlich betrachtet – nicht unbedingt rosig dar. Schon unsere Lage im Osten ist – wie wir jüngst erst wieder bei der Suche nach einer speziellen Fachkraft zu hören bekamen – ein "Standortnachteil". Auch in den neuen Verhältnissen sind wir nicht mehr und nicht frömmer geworden. Als Katholiken "im Lande Luthers" leben wir inzwischen in einer doppelten Diaspora: zusammen mit den evangelischen Christen inmitten von über 80 % Konfessions- und Religionslosen, und dann noch als eigene extrem kleine Minderheit. Obwohl es durchaus suchende und interessierte Menschen außerhalb unserer Kirchen gibt, trifft man doch weithin auf eine Art "ererbter Gottlosigkeit", die in anderen Regionen Deutschlands kaum vorstellbar ist. Die Gestalt von Kirche hat sich schon – auch aufgrund der demographischen Entwicklung – rasant gewandelt. Wir sind keine Volkskirche, wie es sie mancherorts vielleicht noch gibt; wir sind auch nicht mehr die Diasporakirche, wie wir sie aus DDR-Zeiten kennen. Vieles vergeht.

Andererseits findet Jahr für Jahr eine erfreuliche Zahl von Erwachsenen neu oder wieder zum christlichen Glauben. Ebenso zeigt sich, dass immer mehr Gläubige begreifen, aufgrund von Taufe und Firmung selbst eine geistliche Mitverantwortung zu tragen. Jede und jeder kann das Antlitz der Kirche verdunkeln oder ihr Leuchten verstärken. Auch sehe ich manche Chancen, unsere nichtchristlichen Mitbürger noch mehr mit dem Evangelium in Berührung zu bringen. Dazu muss man aber auch zuhören

8 Um Gottes und der Menschen willen – den Aufbruch wagen. Dokumentation des Pastoralen Zukunftsgesprächs im Bistum Magdeburg, hg. v. A. Schleinzer u. R. Sternal, Leipzig 2004, 38.

» Ist es nicht gerade unser Auftrag, im Sinne Jesu zu verdeutlichen, dass niemand aufgegeben wird [...]?«

können, was sie bewegt, woraus sie bisher leben, was ihnen Mut macht und worunter sie leiden. Dazu wäre es insgesamt auch nötig, unsere kirchliche Einstellung gegenüber Menschen mit "gebrochenen Biographien" zu überprüfen und nach Wegen zu suchen, ihren oftmals tragischen Gegebenheiten gerechter zu werden. Wie viele Geschiedene und Wiederverheiratete gibt es doch in unserer Gesellschaft, auch in unseren Gemeinden. Immer mehr Katholiken gehen bei uns, wenn sie denn überhaupt kirchlich heiraten, verständlicherweise Ehen mit konfessionslosen Partnern ein. Und wenn Erwachsene sich taufen lassen wollen, konvertieren oder wieder in die Kirche zurückkehren, zeigt sich, dass verschiedene von ihnen nicht dem "katholischen Ideal" entsprechen und auch das Kirchenrecht nicht weiterhelfen kann. Zwei Drittel der Kinder im Osten wachsen zudem in Lebensverhältnissen auf, die nicht in das herkömmliche Bild katholischer Ehe und Familie passen. Müssten wir nicht – ohne unsere Grundüberzeugungen aufzugeben – differenzierter und herzlicher auf diese Menschen und ihre Probleme eingehen? Ist es nicht gerade unser Auftrag, im Sinne Jesu zu verdeutlichen, dass niemand aufgegeben wird, sondern jede und jeder immer wieder zu neuer Hoffnung aufbrechen kann?



Predigt bei der Schlussandacht der DBK-Vollversammlung 2010; Bildrechte: DBK

Worauf gehen wir zu? Wird es – biblisch gesprochen – ein Durchzug durchs Rote Meer, ein Murren in der Wüste oder der Einzug ins verheißene Land? Wird uns vielleicht zugemutet, Jesus noch intensiver auf dem Kreuzweg zu folgen, oder ergeht es uns wie den Frauen, die sich auf den Weg machen, um den toten Jesus zu salben, und mit der Botschaft von seiner Auferstehung konfrontiert werden? Wie auch immer sich unsere kirchlichen Verhältnisse entwickeln mögen, entscheidend ist, dass wir wach und sensibel sind, um auch unter neuen Bedingungen Gottes Willen zu erkennen und ihm gerecht werden zu können. Haben wir den Mut, uns den Problemen verantwortungsvoll zu stellen und nach geistvollen Lösungen zu suchen. Und seien wir dabei – wie Paulus es uns ans Herz legt – "fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Bedrängnis, (und) beharrlich im Gebet!"

Seelsorger – Pfarrer – Dompropst

Predigt zur Einführung des Kathedralpfarrers Reinhold Pfafferodt (†) am 17. Oktober 2010 in St. Sebastian

(Ex 17,8-13; 2 Tim 3,14-4,2; Lk 18,1-8)

Ein neuer Pfarrer wird eingeführt, beginnt offiziell seinen Dienst an anderer Stelle als bisher, dazu in einer Zeit vielfältiger und spannungsreicher Veränderungen – und dann auch noch an einer Bischofskirche. Welche Zumutungen oder Erwartungen verbinden sich damit? Wie kann er dem gerecht werden, zugleich Seelsorger, Pfarrer und Dompropst zu sein? Und worauf darf er sich verlassen oder wenigstens hoffen?

Seelsorger

Mein früherer Heimatpfarrer soll vorschulpflichtige Kinder aus der Gemeinde einmal gefragt haben: "Wisst ihr denn, wer ich bin?" Die Antwort war: "Ja, der Pfarrer." Und auf die weitere Frage: "Wisst ihr auch, was ich so mache?", bekam er von einem kleinen Jungen zu hören: "Ja, predigen. – Aber sag mal, kannst du nichts anderes?"

Du, lieber Dompropst und Mitbruder, kannst durchaus auch anderes. Das hast du in den inzwischen 33 Jahren priesterlichen Dienstes an mehreren Orten unseres Bistums eindrücklich gezeigt. Viel wird von Seelsorgern erwartet, manchmal auch zuviel. Am besten sollten sie eine Mischung unterschiedlichster Berufe sein: vom Verwaltungsleiter, Bauherren, Denkmalschützer, Manager und Politiker bis zum Lehrer, Sozialarbeiter, Psychologen und Unterhaltungskünstler. Tatsächlich kann manche Qualifikation über das Theologiestudium hinaus hilfreich sein; einiges erscheint sogar notwendig. Und doch sollte ein Priester über all dem, womit er sich zu beschäftigen hat, nicht seine eigentliche Berufung vergessen: Menschen zu Jesus Christus hinzuführen und ihnen damit Wahrheit, Liebe und Sinn zu erschließen.

Hat unsere Gesellschaft heute nicht vielleicht sogar mehr denn je solche Menschen nötig,

- die anderen helfen, im Gewühl des Alltags nicht ihr Gewissen zu verlieren;
- die inmitten einer säkularisierten Welt die Spuren Gottes in der Geschichte und im eigenen Leben aufzeigen;
- deren Lebensstil geistige Unruhe schafft und zum Nachdenken provoziert?

Sind nicht nach wie vor priesterliche Menschen gefragt,

- die der Versöhnung dienen und die Gemeinschaft untereinander und mit Gott fördern;
- die Mut machen, der eigenen Berufung zu leben, gegen den Strom zu schwimmen und sich selbstlos zu engagieren;
- die anderen Barmherzigkeit erweisen, Trost spenden und Auswege aufzeigen?

"Kannst du nichts anderes als predigen?" "Doch", so würde wohl jeder Priester antworten, "aber darin besteht eine meiner wichtigsten Aufgaben". Danach wird auch bei der Priesterweihe gefragt: "Bist du bereit, in der Verkündigung des Evangeliums … den Dienst am Wort Gottes treu und gewissenhaft zu erfüllen?" Davon spricht auch der Apostel Paulus – wie wir heute gehört haben – in seinem zweiten Brief an Timotheus: "Verkünde das Wort, tritt dafür ein, ob man es hören will oder nicht, weise zurecht, tadle, ermahne, in unermüdlicher und geduldiger Belehrung." Das ist für Prediger eine immer wieder neue Herausforderung, selbst erst einmal gläubig zu verstehen, was Gott uns durch die heiligen Schriften sagen will, und dann auch noch, nicht nur andere klug und leidenschaftlich darüber zu belehren, sondern zugleich das eigene Leben danach auszurichten.

"Kannst du nichts anderes als predigen?" "Doch", so müsste ich auf diese Frage eingehen, "wesentlich gehört zum Beruf eines Priesters sogar mindestens noch dazu, die Eucharistie zu feiern, Sakramente zu spenden und – wie Jesus es seinen Jüngern im heutigen Evangelium nahelegt – allezeit zu beten und darin nicht nachzulassen. Auch Mose mit seinen erhobenen Armen in der Lesung aus dem Buch Exodus könnte als Sinnbild für diese priesterliche Aufgabe angesehen werden, Vorbeter aller und im guten Sinn "Anstifter" zum Gebet zu sein.

Das alles und noch viel mehr verbindet sich schon mit jedem Priester, der als Seelsorger seinen Dienst tut. Was aber kommt nun bei einem Pfarrer noch dazu?

Pfarrer

Nüchtern heißt es dazu im Codex des kanonischen Rechtes unserer Kirche (CIC 1983, Can. 519): "Der Pfarrer ist der eigene Hirte der ihm übertragenen Pfarrei; er nimmt die Seelsorge für die ihm anvertraute Gemeinschaft unter der Autorität des Diözesanbischofs wahr, zu dessen Teilhabe am Amt Christi er berufen ist, um für diese Gemeinschaft die Dienste des Lehrens, des Heiligens und des Leitens auszuüben, wobei auch andere Priester oder Diakone mitwirken sowie Laien … mithelfen."
Einem Pfarrer obliegt es grundsätzlich also erst einmal, auf dem ihm vom Bischof zugewiesenen Territorium die Leitung wahrzunehmen: zu organisieren, zu verwalten, zu koordinieren. Zusammen mit anderen Haupt- und Ehrenamtlichen trägt er Verantwortung für die Weitergabe des Glaubens, die Feier der Gottesdienste und das diakonische Handeln. Er hat zu motivieren, zu fördern, zu vernetzen, zu repräsentieren, zu entscheiden. Seine Sorge darf nicht nur den sogenannten treuen Katholiken gelten, er sollte auch die im Blick haben, die andere Wege gehen und sich vielleicht nicht so selbstverständlich mit unserer Kirche identifizieren. Auch ökumenische Beziehungen und gesellschaftliche Kontakte müssten ihm ein Anliegen sein.

Dass alles freilich nicht mehr genauso wahrgenommen werden kann wie früher, dürfte vielen inzwischen bewusst sein. Ein Pfarrer kann schließlich nicht all das weiterführen, wofür einmal – wie im Fall unserer jetzigen Kathedralpfarrei – vier Pfarrer zuständig waren. Andererseits sind neue Akzente zu setzen, um den veränderten Herausforderungen gerecht zu werden und lebensfähig



Reinhold Pfafferodt (†) im Jahr 2004; Bildrechte: Bistum Magdeburg

beziehungsweise lebendig in Erscheinung treten zu können: als Pfarrei und auch als "Kirche vor Ort". Dazu muss sicher überlegt werden, wie man künftig noch dichter zusammenrückt. Dazu gehört ebenso, sich als Angehörige der Pfarrei noch mehr für die sozialkaritativen Einrichtungen auf dem eigenen Gebiet verantwortlich zu fühlen. Sind diese als Orte der Begegnung zwischen Christen und Nichtchristen nicht eine besondere Chance, das Evangelium Jesu Christi zu bezeugen?

Viel Mut, Fantasie und Überzeugungskraft sind nötig, um akzeptable und zukunftsweisende Lösungen für die Entwicklung unserer Pfarreien und den Einsatz pastoraler Kräfte zu finden. Kein Pfarrer wird mehr allem gerecht werden können. Darum müssen Prioritäten gesetzt werden. Dazu könnten oder sollten auch solche gehören, wie sie schon der 1994 verstorbene Aachener Bischof Klaus Hemmerle für den priesterlichen Dienst formuliert hat. "Wichtiger" – so lautet eines seiner Kriterien – "ist, die Mitarbeiter geistlich zu begleiten, als möglichst viele Aufgaben selbst und allein zu machen." Dann heißt es auch: "Wichtiger ist die Offenheit fürs Ganze (also für die ganze Gemeinde, fürs Bistum, für die Weltkirche) als das noch so wichtige partikuläre Interesse." Und schließlich empfiehlt er noch: "Wichtiger ist, dass allen der Glaube bezeugt wird, als dass alle herkömmlichen Ansprüche befriedigt werden." Mehr denn je wird einem Pfarrer zusammen mit dem ihm Anvertrauten in unserer Region also abverlangt, umzudenken und neue Wege zu beschreiten. Mangel an Priestern und übrigen Gläubigen gelten weithin als Ursache. Vielleicht will uns Gott durch solche Herausforderungen aber auch von manchen Verkrustungen befreien und zu einer Lebendigkeit verhelfen, die überzeugender ist.

Dompropst

Schließlich ist der neue Pfarrer zugleich auch noch Dompropst und damit in besonderer Weise für die Kathedrale St. Sebastian zuständig. Hier ist – wie die Kathedra, der mit Wappen geschmückte Sitz hinter dem Altar zum Ausdruck bringt – der Bischof zu Hause. Hier trifft sich nicht nur die ansässige Gemeinde, hierher kommen auch andere Magdeburger oder Auswärtige, Gläubige aus unserem Bistum und darüber hinaus, Gäste und Touristen aus dem In- und Ausland. Neben ganz normalen Gottesdiensten finden bisweilen auch sehr feierliche statt. Für viele ist diese Kir-

che eine vertraute Heimstatt; oftmals bietet sie aber auch Suchenden und Interessierten eine erste Anlaufstelle. Immer wieder treffen unterschiedliche Voraussetzungen und Erwartungen aufeinander, gibt es auch Spannungen und Enttäuschungen. Man kann diese Multifunktionalität der Kirche St. Sebastian als schwierig oder sogar als belastend beklagen, man kann sie aber auch als Chance begreifen, um miteinander konkret etwas von dem Wirklichkeit werden zu lassen, was wir uns ja bei unserem Pastoralen Zukunftsgespräch auf die Fahne geschrieben haben: "Wir wagen den Aufbruch. Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. … Deshalb" – so heißt es dann auch noch – "nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft." Wenn das nicht nur eine hehre Erklärung oder ein frommer Wunsch bleiben soll, müsste sich an unserer Mentalität und unserem Verhalten noch manches ändern. Pfarrei wie Kathedralkapitel und Bischof sind hier gefragt, gemeinsam nach Möglichkeiten zu suchen, das Evangelium noch zugänglicher zu machen. Und der Dompropst und neue Pfarrer könnte dabei vielleicht hilfreich vermitteln.

Zumutungen und Erwartungen sind nun genannt. Wie aber kann jemand all dem gerecht werden? Statt einer Antwort finde ich hilfreich, was ein Priester und Dogmatikprofessor unserer Tage (K.-H. Menke) als Gebet einmal so formuliert hat:

"Herr Jesus Christus, ich weiß, dass nicht wichtig ist, ob ich ankomme, ob ich gelobt werde, ob ich Erfolg und Anerkennung ernte; ich weiß, dass nur eines wichtig ist: dass ich Dir nicht im Wege stehe, dass ich Dein Werkzeug bin, dass ich die Menschen nicht zu mir, sondern zu Dir führe. Herr Jesus Christus, bewahre mich vor dem Wahn, ich selbst müsste die Welt retten. Lass mich nie vergessen, dass Du sie schon gerettet hast … Ich bin das Fenster, Du das Licht. Du kannst durch mich hindurch, was ich nicht kann. Du fädelst Dich ein in diese Welt durch mich armseliges dünnes Nadelöhr hindurch. Das macht mich frei von der Last, etwas bewirken zu müssen, was meine Kraft übersteigt. Das macht mir Mut zu der Vollmacht, die Du in mich, in meine Schwäche und Armseligkeit gelegt hast. Ja, Du in mir! So froh, so unverkrampft und echt wird mein Leben, wenn ich mich entschieden habe zu Dir in mir."

Lieber Kathedralpfarrer und Dompropst, lieber Reinhold, mögest du dich mutig und gelassen dem stellen, wozu du berufen und beauftragt bist. Ich hoffe auf eine gute Zusammenarbeit und wünsche dir von Herzen Gottes Segen.

Ja zur Macht

Predigt[1] beim Ökumenischen Gottesdienst anlässlich der Konstituierung des Landtags von Sachsen-Anhalt am 19. April 2011

(Mt 5,3-12)

Was ist Macht?

Kürzlich erst hat das Meinungsforschungsinstitut Allensbach wieder einmal repräsentativ ermittelt, welches die angesehensten Berufe in unserer Gesellschaft sind. Auf jeden Fall gehören Pfarrer und Politiker nicht dazu. Beide Gruppen haben in den letzten drei Jahren sogar recht deutlich an Beliebtheit eingebüßt. Pfarrern sollen inzwischen noch 28 % der Deutschen besondere Achtung entgegenbringen, Politikern sogar nur 6 %. Irgendwie scheint uns – kirchlichen wie politischen Verantwortungsträgern – ein ähnliches Schicksal beschieden zu sein.

Keine Frage, das gibt uns allen zu denken. Sicher sind die Gründe für diesen Vertrauensverlust vielfältig und durchaus auch unterschiedlich, eines aber, woran wir gemeinsam gemessen werden, dürfte der Umgang mit Macht sein. Macht ist zu allen Zeiten schon immer umstritten gewesen. Viele Menschen sind begierig nach Macht, andere empfinden sie eher als Last und schrecken davor zurück. Manche nehmen gar nicht wahr, dass sie Macht haben und diese unbewusst auch ausüben.

Ursprünglich bedeutet das Wort in unserer Sprache: "einen Teig kneten", dann aber auch "können" und "vermögen". Wer Macht ausübt, drückt sozusagen einem Gebilde den eigenen Stempel auf. In unseren gesellschaftlichen Zusammenhängen bedeutet das dann, dass jemand andere Menschen, eine Gruppe, ein Land oder einen ganzen Staat zu formen versucht. Das kann nach bestem Wissen und Gewissen geschehen, zugleich aber auch in einer Art und Weise, die die Freiheitsrechte anderer einschränkt. Macht ist also durchaus ambivalent. Der, der sie hat, empfindet sie anders, als der, der sie nicht hat. Darum wird sie in einer Demokratie auch begrenzt und kontrolliert.

Gibt es darüber hinaus aber auch positive Kriterien, in welcher Gesinnung man selbst sinnvoll Macht ausüben kann?

---

1 Angeregt durch S. Kiechle, Macht ausüben (Ignatianische Impulse 13), Würzburg 2005.

Biblische Anregungen

Wir haben eben die sogenannten Seligpreisungen gehört. Mit ihnen eröffnet Jesus seine Bergpredigt, einen der bekanntesten biblischen Texte. "Selig, die keine Gewalt anwenden", heißt es darin zum Beispiel, "Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit", "Selig die Barmherzigen" oder "Selig, die Frieden stiften". Der Form nach sind es Glückwünsche, der Sache nach aber Bedingungen, um in das Reich Gottes zu gelangen.

Wie praxistauglich sind diese Seligpreisungen? Wie ernst kann man vor allem die radikale Ethik der weiteren Bergpredigt nehmen? Da steht unter anderem nicht nur: "Du sollst nicht töten!", sondern sogar: "Liebet eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen!" Kaum etwas scheint uns Menschen unmöglicher zu sein; kaum etwas steht in größerem Widerspruch zu unseren Erfahrungen. Darum gibt es seit der frühen Kirche auch sehr unterschiedliche Meinungen darüber, wie diese erste öffentliche Rede Jesu zu verstehen sei.

- Martin Luther war zum Beispiel davon überzeugt: Im Privatleben müsse man das alles wörtlich nehmen – wenn man aber ein öffentliches Amt habe, könne man nicht nach den Maßstäben Jesu leben. Anders ausgedrückt: Mit der Bergpredigt könne man keine Politik machen.
- Wieder andere gehen davon aus, dass deren Umsetzung gerade in der Politik notwendig sei, um eine gerechte und friedliche Gesellschaft herbeiführen zu können. Davon waren sogar Marxisten wie Ernst Bloch oder Schriftsteller wie Leo Tolstoi überzeugt.

Doch die Bergpredigt ist nicht das, was vorschnell aus ihr gemacht wird: ein Tugendkatalog oder ein Rezeptbuch für das alltägliche Handeln. Sonst müsste ja – wenn nur die Politiker menschenfreundlicher wären, die Christen authentischer und überhaupt alle Menschen friedlicher – das Paradies auf Erden zu schaffen sein.

So einfach ist das aber nicht. Wer aufmerksam auf die Seligpreisungen hört, wird merken: der Grundton ist ein anderer. Da wird nicht mit ethischen Forderungen begonnen, sondern verheißen, dass wir gut handeln können, weil es eine tiefere Wirklichkeit gibt, die uns trägt. Gerade wenn wir arm, traurig oder verfolgt sind, ist Gott uns nahe. Das bedeutet: Du Mensch kannst Frieden bewirken, du kannst Gerechtigkeit anstreben, du kannst barmherzig sein, weil du nicht dauernd um dich selbst Angst haben musst. Du kommst nicht zu kurz. Du bist geborgen und gehalten – und deshalb kannst du auch über deinen eigenen kleinen Horizont hinaus für andere da sein, kannst du dich sogar überschreiten. Mit wenigen Worten gesagt: Gottes Liebe befreit uns zum Handeln.

Umgang mit Macht

a) Macht ist gut

Das gilt auch Ihnen, die Sie nunmehr in Regierungsverantwortung oder Opposition mit Macht umgehen. Macht ist zunächst einmal gut. Sie kann ein geeignetes Instrument dafür sein, die Interessen anderer Menschen zu vertreten, sich für deren Würde einzusetzen und deren Lebensbedingungen zu verbessern. Manchmal muss Macht auch eingesetzt werden, um Schaden abzuwenden und die Freiheit zu verteidigen. Es wäre dann sogar fatal, wenn Verantwortungsträger ihre Macht nicht wahrnehmen würden. Schnell könnte bei einem Machtvakuum Willkür um sich greifen und ein Chaos entstehen Deshalb ist es wichtig, Macht anzunehmen, wenn man sie übertragen bekommt, zugleich aber auch verantwortet mit ihr umzugehen. Und das ist gar nicht so leicht.

b) Macht korrumpiert

Wie schnell kann Macht auch korrumpieren. Das ist ihre Schattenseite. Treffend hat Abraham Lincoln dazu einmal bemerkt: "Willst du den Charakter eines Menschen kennenlernen, gib ihm Macht". Jeder und jede hat auch persönliche Bedürfnisse und Interessen, will Freude bei der Arbeit empfinden, Anerkennung bekommen und auch noch genügend Raum für das eigene Leben haben. Das ist durchaus legitim, wird nur gefährlich, wenn die errungene Position dazu missbraucht wird, sich privat zu bereichern oder auf Kosten anderer in der Öffentlichkeit zu inszenieren. Nur wenige Menschen sind von Natur aus ganz frei davon, sich von den Privilegien und Symbolen der Macht nicht verführen zu lassen.

c) Macht gut ausüben

Was kann da helfen, nicht dem korrumpierenden Sog der Macht zu erliegen? Wichtig ist dabei sicher, nicht nur aufmerksame und kritische Mitbürger um sich zu haben, sondern auch Menschen vertrauen zu können, bei denen man sein darf, wie man ist. Gerade Mächtige brauchen vertraute Personen, die sie vorbehaltlos annehmen und auch freundlich korrigieren. Eine solche Geborgenheit schafft den nötigen Freiraum, sich über die eigenen Motive und Ziele immer wieder klar zu werden und entsprechend zu handeln. Im Sinne der Seligpreisungen heißt das aber auch: Wer auf Gott vertraut und sich ihm verantwortlich weiß, müsste genügend motiviert sein, so zu handeln, dass es dem Frieden, der Gerechtigkeit und dem Wohle vieler dient.

Liebe Schwestern und Brüder, mit Worten von P. Stefan Kiechle, einem Jesuiten, möchte ich Sie ermutigen: "Nehmen Sie Ihre Macht an und üben Sie sie aus. Sie ist ein gutes Mittel, um Gutes zu tun. Sagen Sie ja zur Welt. Je mehr Macht Sie haben, desto mehr haben Sie Verantwortung für das Gute. Üben Sie Ihre Macht mit Mut und Vertrauen aus, mit Freude und Dank, aber auch mit Achtsamkeit und Respekt, mit Sorge und Furcht. Nehmen Sie auch die Ohnmacht an, in Geduld und Demut, und akzeptieren Sie das Leiden, das aus ihr folgt. Tun Sie, was nötig und möglich ist: nicht mehr – Sie würden sich und andere überfordern -, aber auch nicht weniger – Sie würden Ihrer Verantwortung nicht gerecht werden."[2]

Von Herzen wünsche ich Ihnen allen, die Sie wieder neu – oder auch auf neue Weise – die Geschicke unseres Landes entscheidend mitbestimmen werden: Möge es Ihnen mit Gottes Hilfe gelingen, zum Segen für viele zu werden.

2 Ebd. 75.

Priesterliche Wesenszüge

Predigt zum 40jährigen Priesterjubiläum von Domkapitular Ulrich Lieb (†) am 26. Juni 2011 in Magdeburg

(Eph 4,14-16)

Heute vor 40 Jahren wurdest du, lieber Ulrich, zusammen mit Klaus Gaden in der Propsteikirche in Halle zum Priester geweiht. Ich selbst war zugegen, ebenso bei deiner Primiz.

1971, das war:

- 26 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, nach Vertreibung und Flucht;
- 22 Jahre nach der Proklamation der DDR;
- 10 Jahre nach dem Mauerbau;
- 18 Jahre vor der Wende oder gewaltlosen Revolution im Osten Deutschlands,
- und sechs Jahre nach dem Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils;
- dasselbe Jahr, in dem ich als Priesteramtskandidat mein Theologiestudium in Erfurt aufnahm.
- Paul VI. war Papst, Johannes Braun war Bischof in Magdeburg und Propst Dr. Johannes Langsch war Ulrich Liebs und mein Heimatpfarrer in Halle. Vikare hatte unsere Gemeinde damals noch je zwei.

Es war eine bewegende Zeit: geprägt durch viele innerkirchliche Aufbrüche und Reformen, aber auch manche Auseinandersetzungen und Turbulenzen. Schon lange vorher hatten die Jugend- und die Bibelbewegung breite Kreise erfasst; auch die liturgische und die ökumenische Bewegung brachten große Veränderungen mit sich. Auf neue Weise erwachte die Kirche in den Seelen der Gläubigen. Zu unseren gemeinsamen Erfahrungen gehörten eine lebendige und vielfältige Gemeinde, gläubige Eltern, engagierte Familienkreise, geistvolle und anregende Seelsorger, gute Freunde und Weggefährten und schließlich auch das Vorbild einiger, die sich von Gott besonders angesprochen fühlten und auf den Weg gemacht hatten, Priester zu werden oder einer anderen geistlichen Berufung zu folgen.

Dennoch war nicht alles "golden", was heute so wirkt; es gab auch genügend Probleme und Herausforderungen. Auch damals galt noch oder wieder, was der große Theologe Karl Rahner schon einige Jahre zuvor (1955) in einer Primizpredigt an mehrere Neupriester so beschrieben hatte: "Dieser Ruf ist in einer seltsam zwielichtigen Zeit an Euch ergangen, in einer Zeit, in der man nicht weiß, ob ihre verdächtige Ruhe der Anfang einer wirklich friedlichen Zeit oder die Ruhe vor dem Sturm ist, in dem Gott auf der Tenne der Weltgeschichte noch ganz anders als bisher seinen Weizen worfeln wird."

Manche Stürme sind seitdem über uns hinweggezogen. Vieles hat sich verändert: in den gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnissen, den Lebenseinstellungen und der eigenen Biographie. Das wirst du, lieber Ulrich, sicher auch anhand der verschiedenen Stellen und Aufgaben, die du seit deiner Priesterweihe wahrzunehmen hattest, bestätigen können: als Vikar in Dessau und Schönebeck, als Studentenseelsorger in Magdeburg und Halle, zwischenzeitlich für Neu-Olvenstedt zuständig, dann als Pfarrer von Schönebeck und Dechant des Dekanates Magdeburg und schließlich seit 2005 als – wie es früher hieß – Seelsorgeamtsleiter, als Ordinariatsrat und Domkapitular. Auch das Priesterbild war und ist von solchen Veränderungen betroffen. Selbstverständlich gab es auch schon früher ganz verschiedene Typen, heute jedoch sollen die Unterschiede nicht nur zwischen Älteren und Jüngeren, sondern auch zwischen Gleichaltrigen noch grundsätzlicher sein. Das aber provoziert die Frage: Müsste es nicht eigentlich Wesenszüge geben, die allen Priestern gemeinsam sind? Und wenn ja, welche könnten das sein?

Diener, nicht Herren

In seiner damaligen Primizpredigt betont Karl Rahner: "Eure neue Ehre von unbegreiflicher Erhabenheit ist die schwere Ehre, Euren Brüdern (wir würden heute noch ergänzen: und Schwestern) in der Kirche und in der Welt im Namen Christi zu dienen. Sonst nichts. Denn das ist die größte Ehre; berufen seid ihr sonst zu nichts."

Tatsächlich sind Priester Gesandte an Christi statt, seine Repräsentanten, berufen und mit Auftrag und Vollmacht ausgestattet – aber keine Herren, sondern Diener des Glaubens. Nicht über den "Schafen" zu stehen, ist der Auftrag des "Hirten"; er wird vielmehr dazu eingesetzt, nach dem Vorbild Jesu Christi den Menschen zu dienen, ihren Glauben zu wecken, zu stärken und zu begleiten. Hirt und Herde bilden eine Schicksalsgemeinschaft, in der beide Seiten aufeinander angewiesen sind. Als ein Bruder aller unterliegt der Priester wie die anderen aber auch manchen Zweifeln und Anfechtungen und bleibt auf die Gnade Gottes angewiesen. "Heuchelt" – so sagt Rahner auch – "keinen unangefochtenen, beruhigten Glauben, wenn Ihr keinen solchen habt, zeigt lieber demütig und unbefangen den anderen, wie Ihr wirklich seid, zeigt ihnen, wie man inmitten der auf Euch lastenden Finsternis dieser gottlosen Welt einer sein kann, den der Glaube in Gnade trägt, indem er den Glauben in der tapferen Freiheit eines zitternden Herzens lebt."

"In Gnade von Gott getragen zu sein": das gehörte für Dich, lieber Ulrich, zur Basis deines priesterlichen Dienstes. Das erst macht es möglich – wie es im Epheserbrief (vgl. 4,15) und in deinem Primizspruch zum Ausdruck gebracht ist – von der Liebe geleitet der Wahrheit zu dienen und so immer stärker auf Christus ausgerichtet zu sein. Er ist letztlich das Haupt, derjenige, der den ganzen Leib zusammenfügt und festigt. Jedes einzelne Glied oder Gelenk aber darf mit der ihm eigenen Kraft daran mitwirken. Angesichts dieser Leitworte wurde ich auch an das Prinzip erinnert, das Papst Johannes XXIII. so formuliert hat: "Einheit im Notwendigen. Freiheit im Zweifelhaften und Liebe in allem." Das könnte auch von Ulrich Lieb stammen und drückt aus, in welchem Geist er bis heute unterwegs ist.

Geistliche, nicht Funktionäre

Welcher Wesenszug gehört neben der Dienstbereitschaft noch zum priesterlichen Amt? Auch hier können uns Worte aus Rahners Primizpredigt weiterweisen. "Fürchtet nicht" – so heißt es darin schon vor über 50 Jahren – "die Müdigkeit, die Angst und die bleierne Schwere der erfolglosen Ohnmacht in Eurem Seelsorgerleben. Auch sie sind Gnade, weil sie Euch Anteil geben an der Agonie Eures Herrn am Ölberg, die in der ganzen Weltgeschichte ausgelitten werden muss."

In der Nachfolge Christi geht es also nicht nur um äußere Erfolge, sondern auch und vor allem um die geistliche Dimension unseres Lebens.

Wie verkraftet ein Priester Erfolglosigkeit und worin sieht er seine hauptsächliche Aufgabe? Es stimmt durchaus und sollte noch viel mehr Gläubigen bewusster werden, dass wir alle mit Taufe und Firmung den Geist Gottes geschenkt bekamen und alle zu "Geistlichen" geworden sind. Und doch ist es wohl nicht verfehlt zu sagen, dass das Wichtigste für einen Priester sei, nicht als Funktionär einer Organisation zu agieren, sondern in besonderer Weise ein Geistlicher zu sein: tiefer zu schauen, zu glauben und zu leben; die Spuren Gottes in dieser Welt zu entdecken; alles im Lichte Gottes zu deuten; sich selbst vom Geist Gottes leiten zu lassen; den Menschen das Evangelium Jesu Christi zu erschließen und ihnen zu helfen, das Herz für Gottes Anruf zu öffnen.

Wie viele Menschen sind doch "müde und erschöpft", auf Erbarmen und Mitleid angewiesen. Ist es da nicht eine der wichtigsten priesterlichen Aufgaben, zu trösten, zu heilen und zu stärken? Das vollzieht sich vor allem in der personalen Begegnung, bedeutet Wagnis und Nähe, und muss behutsam und freilassend geschehen. Nach wie vor braucht unsere Welt wirkliche Seelsorger, die ein Gespür für Gott und die Menschen haben und mit leisen Tönen umzugehen wissen.

Dabei könnte nach vielen Priesterjahren hilfreich sein, was Paulus in seinem Brief an Timotheus schreibt: "Entfache die Gnade Gottes wieder, die dir durch die Auflegung meiner Hände zuteilgeworden ist. Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit." (2 Tim 1, 6f.)



Ulrich Lieb (†) im Jahr 2007; Bildrechte: privat

Wegbereiter, nicht Nachlassverwalter

Worin sollte sich jeder Priester aber noch auszeichnen? In seiner Primizpredigt sagt Rahner auch: "Bedenkt, Eure Zeitgenossen sind Menschen von gestern, Menschen von heute und Menschen von morgen. Alle diese drei Klassen haben unsterbliche Seelen, die gerettet werden müssen und aller Sorge dreimal wert sind. Wenn es aber wahr ist, dass im Himmel mehr Freude ist über einen Sünder, der Buße tut, als über 99 Gerechte, … dann darf man auch sagen: Wenn Ihr einen Heiden zum Christen macht, der heute schon von morgen ist, dann habt Ihr mehr getan, als wenn Ihr drei von denen betreut, die doch bloß Christen sind, weil ihre Eltern es waren. Ihr müsst nicht ein Trachtenvereinschristentum konservieren, sondern ein neues Heidentum erobern."

In der Tat: Auch wenn es wichtig ist, volkskirchliches Erbe zu pflegen und Traditionen am Leben zu erhalten, so dürfen sich Priester doch letztlich nicht in die Rolle von Nachlassverwaltern drängen lassen. Wir leben in gewaltigen Umbrüchen, und manche Ängste machen sich breit. Hat sich schon in den letzten Jahrzehnten viel verändert, so werden uns demnächst noch weitere Umstellungen und Entscheidungen abverlangt werden. Entscheidende Blickwechsel sind nötig, wie du, lieber Ulrich, gerade in letzter Zeit immer wieder deutlich gemacht hast, um auf die Herausforderungen unserer Situation kreativ einzugehen.

Jede Zeit ist Heilszeit; und so gilt es auch weiterhin, diese Chance zu ergreifen. Dabei sollten gerade die Priester entscheidende Wegbereiter sein. Wie oft hat Gott einen neuen Anfang gemacht. Da wäre es geradezu makaber, krampfhaft an alten Verhältnissen festzuhalten. Immer wieder will der Herr ankommen: in unseren Herzen, in unseren Gemeinden, in unseren Kirchen, in unserer Gesellschaft, in unserer ganzen Welt. Da gilt es bereit zu sein, Hindernisse aus dem Weg zu räumen und neue Möglichkeiten zu suchen. "Denn Gott hat uns nicht den Geist der Verzagtheit gegeben."

Voller Dankbarkeit feiern wir heute mit Ulrich Lieb sein 40jähriges Priesterjubiläum. Unser Dank gilt Gott, unser Dank gilt aber auch dem Mitbruder, der seinem Primizspruch und seinem Nachnamen als Seelsorger alle Ehre gemacht hat: in Liebe der Wahrheit zu dienen.

Wir vertrauen darauf, dass Gott nach wie vor junge Männer zu Priestern beruft – "denn die Ernte ist groß": Priester, die sich nicht als Herren, sondern als Diener, nicht als Funktionäre, sondern als Geistliche und nicht als Nachlassverwalter, sondern als Wegbereiter verstehen.

Wir bitten Gott um seinen Segen für den Jubilar und seine Angehörigen, für alle, die ihm herzlich verbunden sind, für unsere Pfarreien, unser Bistum und unsere ganze Kirche. Mögen uns daraus Hoffnung und Zuversicht erwachsen.

Mit Wurzeln und Flügeln – leben lernen

Predigt zur Bistumswallfahrt am 4. September 2011
(Kol 2,6-10; Joh 14,1-6)

Viele von Ihnen werden sich noch daran erinnern, dass die Kirchen zu DDR-Zeiten aus marxistischer Sicht – wie Walter Ulbricht es formuliert hat – als "bürgerlich-kapitalistische Verdummungsanstalten" angesehen wurden. Der Glaube an Gott – so meinte man – sei längst wissenschaftlich widerlegt. Kurioserweise sind inzwischen solche Töne manchmal wieder zu hören. Da steht es fast im Widerspruch dazu, dass wir als katholische Kirche derzeit in Sachsen-Anhalt der größte freie Schulträger mit etwa 2900 Schülerinnen und Schülern und ca. 250 Lehrerinnen und Lehrern sind. Auch die evangelische Kirche engagiert sich in diesem Bereich enorm. Schon vor zwanzig Jahren – also noch vor der Gründung unseres Bistums – hat mein Vorgänger, Bischof Leo Nowak, drei katholische Gymnasien errichtet. Inzwischen sind noch vier Grundschulen und eine Sekundarschule hinzugekommen. Darüber hinaus gibt es zahlreiche Kindergärten in unserer Trägerschaft und auch vielfältige kirchliche Bildungsangebote für Erwachsene bis hin zur Akademie unseres Bistums. Betreiben wir das alles, um Menschen zu verdummen, oder zeigt sich darin nicht, dass Glaube und Vernunft durchaus zusammengehören und sich gegenseitig befruchten können?

Interesse am Menschen

Alle unsere Schulen sind gegründet worden, weil es eine große Nachfrage gab; und das ist bis heute so geblieben. Viele Eltern – nicht nur katholische – haben sich dafür eingesetzt. Fast selbstverständlich werden auch Kinder anderer Glaubensrichtungen oder aus konfessionslosen Familien diesen Schulen anvertraut.

Die Nachfrage allein begründet allerdings noch nicht, warum es katholische Kindergärten, Schulen und Einrichtungen der Erwachsenenbildung gibt. Das wäre zu kurz gegriffen. Wir beabsichtigen damit nicht, irgendwelche "Kaderschmieden" zu betreiben, um uns Nachwuchs zu sichern, oder aber elitären Bedürfnissen bestimmter Bevölkerungskreise entgegenzukommen.

Nein, dass Kirche sich überhaupt in dieses Feld der Erziehung und Bildung hineinbegibt, hat vielmehr zutiefst mit dem Auftrag zu tun, den sie gegenüber der ganzen Gesellschaft hat. Und dieser besteht nicht nur darin, Gottesdienst zu feiern und sich sozial-karitativ zu engagieren, sondern auch aus dem Glauben heraus sich um eine gediegene Bildung zu mühen und Suchenden die Augen für

entscheidende Werte des Lebens und entsprechende Haltungen zu öffnen. Als Christen sind wir davon überzeugt, "dass Gott jeden Menschen aus Liebe einzigartig erschaffen hat". Darum ist es uns auch ein Anliegen, Kinder und Jugendliche "bei der Entwicklung und Entfaltung ihrer Persönlichkeit zu unterstützen".[1] Das belegen verschiedene Klöster und Ordensgemeinschaften, die schon seit Jahrhunderten Schulen betreiben. Auch in manchen Gemeinden des damaligen Bischöflichen Kommissariats Magdeburg gab es im 19. und 20. Jahrhundert katholische Schulen. Einzelne Gebäude erinnern noch daran.

Bildung ist ein grundlegendes Menschenrecht. Jeder Mensch ist darauf angelegt, zu lernen und sich zu entfalten, um sein Leben in dieser Welt verantwortlich gestalten zu können. Daran, ob ihm die Möglichkeit gewährt oder verwehrt wird, sich in Freiheit zu bilden, entscheidet es sich geradezu, wie menschlich eine Gesellschaft ist. Ein Diktator oder ein totalitäres Regime sind nicht daran interessiert, dass Menschen eigenständig denken lernen und die Dinge hinterfragen. Darum haben die Nationalsozialisten, als sie in Deutschland an die Macht kamen, christliche Schulen auch verboten und aufgelöst. Und ihre kommunistischen Nachfolger haben verhindert, dass kirchliche Schulen oder Kindergärten neu entstehen konnten.

Wenn uns als Kirche das Wohl der Menschen am Herzen liegt, gehört es zutiefst auch zu unserem Auftrag, uns aktiv für das menschliche Grundrecht auf Bildung einzusetzen. Dementsprechend müssen unsere Bildungsangebote grundsätzlich auch für Menschen aller sozialen Schichten sowie anderer Konfessionen, Religionen und Weltanschauungen offen sein.

1 Die deutschen Bischöfe, Nr. 90, Qualitätskriterien für Katholische Schulen, 7.

Jesus als guter Pädagoge

Was aber ist das Besondere unserer eigenen Bildungsangebote? Schließlich engagieren sich in diesem Bereich auch andere. Was macht unser Profil aus? Welche Ziele verfolgen wir? Welche Inhalte vertreten wir? Und wie lassen sie sich vernünftig begründen?

Keine Frage, dass Jesus Christus dabei für uns Vorbildfunktion hat. Wie aber versucht er, Menschen etwas nahezubringen? Im heutigen Evangelium gibt er uns eine dreifache Zusage: "Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben". Nicht umsonst gilt er deshalb in der frühen Kirche auch als guter Pädagoge. Klemens von Alexandrien, der vom 2. zum 3. Jahrhundert lebte, bezeichnet ihn sogar ausdrücklich so.

Bei Jesus sehen wir, dass er ganz individuell auf die Menschen eingeht. Er erzählt Gleichnisse, er lehrt, er tröstet, er rüttelt auf, er berührt Menschen, er heilt sie, er isst mit ihnen, er bedient sich ganz unterschiedlicher Gesten und Zeichen. Er will nicht nur die Köpfe erreichen, sondern auch die Herzen. Und auch dabei belässt er es nicht, sondern ruft dazu auf, sich zu verändern, sich zu entscheiden und zu handeln, gegebenenfalls umzukehren und neu zu beginnen. Man könnte das, was Jesus tut, modern so ausdrücken: seine Pädagogik ist ganzheitlich.

Außerdem beruht sie auf einer ganz wesentlichen Grundlage: auf seinem Menschenbild. Jesus denkt sehr groß vom Menschen. Er hält ihn weder für einen blinden Zufall der Natur noch für ein verwertbares Serienprodukt. Vielmehr sieht er in jedem Menschen das Ebenbild Gottes. Nicht Stärke und Macht, Reichtum und Schönheit sind das, worauf er setzt, sondern die göttliche Würde, die allen Menschen innewohnt. Für ihn ist jede und jeder zur Freiheit berufen, ein unendliches Geheimnis mit einer eigenen Geschichte, Sehnsucht und Zukunft.

Seine Pädagogik hat schließlich auch ein klares Ziel. Er will, dass die Menschen mit dem wahren Leben in Kontakt kommen: mit dem, was sie erfüllt und glücklich werden lässt. Für Jesus steht außer Frage, dass es hier um Leben und Tod geht. Leben kann für ihn letztlich nur gelingen, wenn der Mensch sich für die Liebe Gottes und für die Liebe zu seinen Mitmenschen öffnet.

Eine Bildung, die den ganzen Menschen anspricht, die vom Menschen unendlich groß denkt und deren Ziel es ist, dass der Mensch über sich hinaus wächst und das wahre Leben findet: das ist alles andere als "Volksverdummung". Was Jesus aufzeigt, ist vielmehr in sich schlüssig und einleuchtend. Mit einem solchen Bildungskonzept können wir uns als Kirche sehr wohl sehen lassen.

Wurzeln und Flügel

Als Christen haben wir ein festes Fundament, auf dem der Mensch wachsen kann, und eine hoffnungsvolle Perspektive, die Mut macht, sich kreativ zu entfalten. Oder anders gesagt: Wir sind in Christus verwurzelt (vgl. Kol 2,7) und durch ihn "zur Freiheit befreit" (Gal 5,1). Bei Johann Wolfgang von Goethe klingt das – freilich säkularer gemeint – so: "Zwei Dinge sollen Kinder von ihren Eltern bekommen: Wurzeln und Flügel". Das ist für ihn gewissermaßen der Kern jeder Pädagogik: Wurzeln und Flügel bewusst zu machen oder zu vermitteln. Um beides – nur eben noch tiefer betrachtet – geht es unserem christlichen Glauben schon von jeher.

Wir leben aus einer langen und reichen Tradition. Dazu gehören die Botschaft der Bibel und die Lehre der Kirche, dazu gehören viele Überlieferungen und Bräuche, dazu gehört das beeindruckende Lebenszeugnis unzähliger Christen. Unser tiefstes Fundament aber ist Jesus Christus selbst. In ihm – so glauben wir – "wohnt wirklich die ganze Fülle Gottes" (Kol 2, 9). Durch ihn ist uns einzigartig und endgültig offenbart, wer Gott ist und was er mit uns vorhat. Er lässt uns erkennen, woher wir kommen und wohin wir gehen. Unsere Heimat ist im Himmel. Letztendlich kommen wir aus der Ewigkeit Gottes und sind seine Kinder. Und wir gehen dahin, wohin Jesus vorausgegangen ist, um uns eine Wohnung zu bereiten (vgl. Joh 14, 2). Wer aber um seine Herkunft und sein Ziel weiß, kann angesichts der Gegenwart einen langen Atem haben und muss nicht auf jeden Zug aufspringen, der gerade fährt.

Ja, wir haben dieses feste Fundament – aber sind damit beileibe keine sogenannten Fundamentalisten. Als Kirche sind wir kein geschlossenes System, sondern vom innersten Wesen her immer offen für das Wirken des Heiligen Geistes. Das verleiht uns Flügel. Denn der Heilige Geist ist die schöpferische Macht allen Lebens. Er schafft Neues, wo etwas zu erstarren droht. Er schenkt Frieden, wo Unfriede ist. Er drängt uns Menschen dazu, nach den Maßstäben Jesu zu leben: unseren Egoismus zu überwinden, Gutes zu tun und uns für Gerechtigkeit einzusetzen. Und schließlich ist es auch eine Gabe des Heiligen Geistes, darauf vertrauen zu lernen, dass unser Leben mit dem Tod nicht zu Ende ist, sondern wir – wie Jesus uns zusagt – tatsächlich einmal dort sein werden, wo er angekommen ist: in der Herrlichkeit Gottes. Wer darauf setzt, dass es in diesem Sinne eine Vollendung unseres irdischen Lebens gibt, wird vielleicht nicht nur beruhigter sterben, sondern auch anders leben. Eine solche Hoffnung entfremdet uns nicht dieser Welt, sondern weitet unseren Horizont und lässt vieles entkrampfter sehen und tiefer verstehen.



Bistumswallfahrt 2010; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Derart – verwurzelt und beflügelt – zu leben, halte ich für ziemlich spannungsreich, nicht aber für infantil oder weltfremd. Schließlich versteht sich unser Glaube nicht als irrationale Träumerei, sondern stellt sich der Vernunft und der Welt, wie sie ist: mit ihren Möglichkeiten und Bedrohungen, Faszinationen und Grausamkeiten, Freuden und Leiden. Er ist weder Opium für Arme noch Luxus für Betuchte. Auch wenn er oft in der Geschichte bis heute instrumentalisiert oder missbraucht wurde, ist er keine militante Ideologie, die Hass und Gewalt rechtfertigt. Christlicher Glaube ist auf Gemeinschaft angelegt und erschöpft sich nicht in religiösen Gefühlen. Gegen allen Egoismus und alle Gleichgültigkeit drängt er zum Handeln: zum Einsatz für die Menschenwürde und das Gemeinwohl, für soziale Gerechtigkeit und einen barmherzigen Umgang miteinander. Was aber könnte vernünftiger und realistischer sein als ein solcher Weg, eine solche Wahrheit und ein solches Leben? Als Kirche haben wir damit einen Schatz anzubieten, der nicht nur attraktiv ist, sondern viele Menschen auch zu einem erfüllteren Leben führen könnte. Warum sollten wir ihn den anderen vorenthalten? Bringen wir ihn auch weiterhin auf vielfältige Weise in unsere Gesellschaft ein, mit Fantasie und Elan, Ausdauer und Zuversicht – um Gottes und der Menschen willen.

Gesandt in den Weinberg des Herrn

Predigt zum Pastoraltag am 26. Oktober 2011
(Jes 5,1-7; Mt 21,33-44)

Der Weinbergaltar des Lucas Cranach

Im Danneil-Museum in Salzwedel befindet sich ein Gemälde, das den Titel trägt: "Der Weinberg des Herrn". Es stammt aus der Werkstatt Lucas Cranachs d. J. und verbindet mehrere Bilder miteinander: die Beschreibung des Weinbergs, wie sie beim Propheten Jesaja zu finden ist, sowie das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg und das von den bösen Winzern.

Schon im Alten Testament war der Weinberg ein geläufiges Bild für das Volk Gottes: Gott selbst hat ihn gepflanzt, indem er sein Volk erwählt, befreit und immer wieder begleitet hat. Doch dieser Weinberg bringt nicht die erwarteten Früchte. Im heutigen Gleichnis aus dem Matthäusevangelium sind es die Winzer, die diese Früchte verweigern.

Das Bild von Lucas Cranach greift dieses Motiv auf und schildert die Kampfsituation zwischen Reformation und Papstkirche. Auf der einen Seite des Bildes werden die Amtsträger der römischen Kirche gezeigt, wie sie den Weinberg verwüsten und so verhindern, dass er die erwartete Frucht bringt. Auf der anderen Seite werden dagegen die Reformatoren dargestellt, die den Weinberg hegen und pflegen, so dass alles bestens wächst und gedeiht. In klarem Schwarz-Weiß-Kontrast wird hier der Anspruch erhoben, dass die "alte Kirche" wie die bösen Pächter nun abtreten und ihren Platz den Reformatoren überlassen muss, weil sie keine Früchte gebracht hat.

Gott sei Dank ist eine solche Polemik zwischen evangelischen und katholischen Christen weitgehend ausgestorben. Gott sei Dank steht inzwischen das, was uns verbindet, stärker im Vordergrund als das rechthaberische Gebaren, wer nun den Weinberg im Sinne Gottes bearbeitet und Früchte bringt. Heute haben wir uns vielmehr alle dem Anspruch Gottes zu stellen und uns zu fragen, ob wir Frucht bringen oder versagen.

Heutige Polarisierungen

Doch mir scheint, dass auch unsere Zeit nicht frei davon ist, Kontrastbilder von den Arbeitern im Weinberg des Herrn zu zeichnen. Da soll es Konservative und Progressive geben, Traditionalisten und Liberale, Papsttreue und solche, die nicht mehr richtig katholisch sind. Oftmals wird

die je eigene Position für die einzig heilsame und fruchtbare gehalten und den anderen vorgeworfen, die Kirche in einen Abgrund zu treiben. Manche maßen es sich auch selbstgerecht an, in aller Öffentlichkeit anderen Glaubensgenossen unchristliches Verhalten zu unterstellen.

Angesichts dessen erscheint es fast als harmlos, wenn wir uns am heutigen Pastoraltag mit den Veränderungen im Rollenverständnis von Priestern und Laien, von Haupt und Ehrenamt in unserer Kirche auseinandersetzen wollen. Dennoch – so habe ich den Eindruck – ist auch das nach wie vor ein spannungsreiches Thema. Das Zweite Vatikanische Konzil hat zwar alle Getauften in dem einen Volk Gottes zusammengeführt; und es hat – noch vor jeder Differenzierung – von einer "wahren Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi" (LG 32) gesprochen, doch im Bewusstsein vieler – ob das nun Laien oder Priester sind – ist das noch nicht im vollen Maße entfaltet. Das kann auf unterschiedliche Weise zum Ausdruck kommen:

- Die einen fühlen sich zur "Arbeit im Weinberg des Herrn" weder befugt noch dafür ausgerüstet. Sie möchten sie gerne an die delegieren, die – so glauben sie – besser dafür ausgebildet sind und hoffen, dass ein Priester oder eine andere hauptamtliche Person diese Weinbergs-Arbeit für sie übernimmt.
- Darunter leiden dann diejenigen, die andere gern verantwortlich beteiligen möchten, aber weiterhin auf die Rolle des "Alleinzuständigen" festgelegt werden.
- Andere wiederum trauen es ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen auch tatsächlich manchmal gar nicht zu, dass sie selbst verantwortlich im Weinberg arbeiten können. Sie lassen sie höchstens bei dieser oder jener Tätigkeit mitarbeiten.
- Das führt wiederum dazu, dass sich Laien, die in ihrem profanen Leben ihre Frau oder ihren Mann stehen, im kirchlichen Leben nicht ernst genommen fühlen.
- Wieder andere befürchten, dass das eigene Profil unklar werden könnte, wenn alle für die Arbeit im Weinberg tauglich sein sollen. "Was ist dann" – so mögen sich vielleicht manche fragen – "unsere Rolle als Priester, als Diakone oder als Gemeindereferentinnen und -referenten, wenn die Laien nun auch alles machen können"?

Unsere gemeinsame Arbeit im Weinberg des Herrn

Solche Fragen und Empfindungen spiegeln etwas von unserer derzeitigen Situation wider. Wir befinden uns als Kirche in einem Umbruch, der sich auch in unserer Gesellschaft seit längerem vollzieht. Dazu gehört es, dass wir uns als Kirche seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil bewusst als "Volk Gottes" verstehen. Das bedeutet, dass alle Getauften zunächst einmal und grundlegend die gleiche Berufung haben. "Ihr aber seid" – so heißt es im 1. Petrusbrief (2,9) – ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein Volk, das sein besonderes Eigentum wurde, damit ihr die großen Taten dessen verkündet, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat." Im Bild des Weinbergs gesprochen: wir alle zusammen sind dieser Weinberg, den Gott angelegt hat und von dem er Früchte erwartet. Der Weinberg, den wir zu pflegen haben: das ist nicht die Außenwelt; das sind wir selbst. An uns ist es, reiche Frucht zu bringen, indem wir am Reich Gottes mitarbeiten.

Diese Erwartung richtet Gott an alle Getauften gleichermaßen. Das heißt, dass wir seinen Weinberg auch nur im Miteinander recht bebauen können, nicht im Gegeneinander. Wie beim Miteinander von uns Christen in den verschiedenen Konfessionen geht es auch hier darum, in erster Linie das zu sehen, was uns alle verbindet. "Es geht um das beglückende Wissen des Volkes Gottes, wer es in Christus ist und welchen Wert und welche Bedeutung es

vor Gott und in der Welt und für die Welt hat" (Elmar Mitterstieler SJ).

Auf dieser Grundlage kann dann in den Blick kommen, dass es in diesem einen Volk Gottes natürlich auch Unterschiede gibt und geben darf. Da ist die Vielfalt von Gaben – den Charismen – die den Getauften gegeben ist. Da sind die verschiedenen Dienste und Funktionen. Dass wir alle gemeinsam den Weinberg des Herrn "beackern", heißt ja nicht, dass wir das alle auf genau die gleiche Weise zu tun haben. Im Bild gesprochen: die einen bearbeiten den Boden, die anderen befestigen die Reben, wieder andere bringen den Arbeitenden etwas zu essen und zu trinken; und schließlich braucht es auch diejenigen, die danach schauen, dass alle gute Arbeitsbedingungen vorfinden, um Frucht bringen zu können.

So gesehen bringt jede Aufgabe ihre eigene Verantwortlichkeit mit sich. Jede ist unverzichtbar – und das gilt dann eben vor allem auch für den Dienst der Hauptamtlichen in der Kirche: der Priester, der Diakone und der Gemeindereferentinnen und -referenten. Auch wenn sich das Verständnis dessen, was dieser Dienst bedeutet, in unserer Zeit wandelt, so bleibt er doch auch in Zukunft unverzichtbar.

Dass alle zur Arbeit im Weinberg beauftragt sind und dass Gott von allen auch Früchte erwartet: das bedeutet ja keine Gleichmacherei. Es fordert vielmehr gerade uns Hauptamtliche dazu heraus, uns auf je eigene Weise in Dienst nehmen zu lassen – in tiefem Respekt vor der Berufung der anderen und in der Sorge dafür, dass sie diese ihre Berufung auch wahrnehmen können. Gemeinsam sind wir dazu da, die Ankunft des Reiches Gottes zu verkünden und zu vergegenwärtigen; das sind die Früchte, die von uns erbeten werden.

Halten wir uns deshalb nicht mit der Frage auf, wer nun den Weinberg besser oder schlechter bearbeitet, wer die bessere oder schlechtere Ausrüstung hat oder welche Aufgabe die wichtigere ist. Begreifen wir vielmehr, dass der Dienst im und am Weinberg des Herrn unser aller Anliegen sein muss. Jede und jeder möge sich auf eigene Weise mit einbringen. Und unterstützen wir uns dabei gegenseitig, damit wir tatsächlich Frucht bringen.

Vom Geist bewegt – 50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil

Predigt zur Bistumswallfahrt am 2. September 2012

(1 Kor 12,3b-7.12-13; Joh 14,15-16.23b-26)

Vor 50 Jahren – 1962 – war John F. Kennedy amerikanischer Präsident und Nikita Chruschtschow sein sowjetischer Gegenspieler. Der Staatsratsvorsitzende der DDR hieß Walter Ulbricht. Und in Rom versah Johannes XXIII. – im 81. Lebensjahr stehend und deshalb von vielen schon seit seiner Wahl 1958 als Übergangslösung unterschätzt – den Dienst als Papst. Die "Zeit des deutschen Wirtschaftswunders" begann. Waschmaschinen und Fernsehgeräte – letztere vorerst jedoch in West wie Ost jeweils nur mit einem einzigen Programm – zogen als neue technische Errungenschaften allmählich in die Haushalte ein. Elvis Presley eroberte die Hitparaden, während die Beatles von den Plattenfirmen noch abgelehnt wurden.

Politisch und kirchlich gesehen war 1962 ein ganz besonderes Jahr. Die sogenannte "Kuba-Krise" drohte sich zu einem Atomkrieg auszuweiten. Die Welt stand am Rande eines Abgrunds. Nur durch intensive Verhandlungen zwischen den Supermächten konnte eine solche Katastrophe noch um Haaresbreite vermieden werden. Dabei sollen auch die Bemühungen von Papst Johannes XXIII. eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben. Nachträglich war jedenfalls von Chruschtschow zu hören: "Was der Papst für den Frieden getan hat, (…) wird in die Geschichte eingehen."

In die Geschichte eingegangen ist Papst Johannes XXIII. freilich dann vor allem durch ein kirchliches Jahrhundertereignis, mit dem niemand gerechnet hatte. Auf sein Bestreben hin kam es am 11. Oktober 1962 zur feierlichen Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils. Über zweieinhalbtausend Bischöfe zogen an diesem Tag in eindrucksvoller Prozession in den Petersdom ein; auch Weihbischof Friedrich Maria Rintelen aus Magdeburg gehörte dazu. Die Bilder davon gingen um die ganze Erde und haben viele Menschen bewegt, auch mich als damals fast Elfjährigen. Dieses Ereignis gehörte sogar zu den allerersten Sendungen, die ich überhaupt – bei einer benachbarten evangelischen Familie – im Fernsehen verfolgen konnte. Christen verschiedener Konfessionen, aber auch Nichtchristen schauten mit Spannung darauf, welche Erneuerung der Kirche von diesem Konzil ausgehen würde.

Manche von Ihnen haben die Jahre des Konzils bewusst miterlebt und sind davon geprägt. Doch viele von Ihnen waren zu dieser Zeit noch Kinder oder noch gar nicht geboren. Wie soll man dann aber auch eine Vorstellung davon haben, welche gravierenden Veränderungen das Konzil für das gesamte kirchliche Leben gebracht hat! So ist es nicht verwunderlich, dass die wegweisenden Beschlüsse,

die damals mit überwältigender Mehrheit gefasst wurden, heutzutage vielen Katholiken – Laien und Priestern – fremd sind. Ja, fünfzig Jahre danach gibt es auch skeptische oder sogar bissige Stimmen, die meinen, dass dieses Konzil an vielem schuld sei, was wir jetzt erleben – und dass es doch heilsam wäre, wieder an die "gute alte Zeit" vor 1962 anzuknüpfen.

Dem gegenüber glaube ich zutiefst, dass das II. Vatikanische Konzil ein wahrhaft geistgewirktes Ereignis war. Verantwortungsbewusst und mutig hat es entscheidende Weichen dafür gestellt, wie das Evangelium Jesu Christi in unserer heutigen Zeit hörbar und verstehbar gemacht werden kann, hat es Maßstäbe gesetzt, hinter die wir nicht mehr zurückkönnen, hat es eine Reform eingeleitet, die weitergehen muss. Darum ist es mir auch ein großes Anliegen, dass wir alle uns von diesem "Weltereignis Konzil" (Manfred Plate) wieder mehr bewegen lassen.

Was ist ein Konzil?

Doch zunächst einmal: Was ist katholischerseits überhaupt ein Konzil? Manchmal kann es lange – sogar einige Jahrhunderte – dauern, bevor ein solches wieder einberufen wird. Im Gegensatz zu Diözesan- oder Regionalsynoden betrifft es die ganze Kirche. Auf Einladung des Papstes versammeln sich dann die Bischöfe und andere Verantwortliche aus aller Welt, um gemeinsam in höchster Vollmacht wichtige Probleme zu besprechen und notwendige Beschlüsse zu fassen. Bis zum II. Vatikanischen Konzil war der Anlass für solche bedeutenden Zusammenkünfte zumeist, dass Irrlehren verurteilt oder strittige Glaubensfragen geklärt werden sollten. Zur Überraschung aller hat Papst Johannes XXIII. aber einen ganz anderen Typ von Konzil vor Augen gehabt. Als er einmal gefragt wurde, was er denn davon erwarte, hat er die Fenster seines Arbeitszimmers weit geöffnet und gesagt: "Wir erwarten vom Konzil, dass es frische Luft hineinlässt". Denn, so betonte er in seiner berühmten Eröffnungsrede, er sei völlig anderer Meinung als die vielen "Unglückspropheten, die in den heutigen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft nur Unheil und Untergang … erkennen". Vielmehr sehe er in der Entwicklung unserer Zeit sogar einen "verborgenen Plan der göttlichen Vorsehung". Deshalb war es sein Herzensanliegen, die Kirche mit der modernen Welt ganz neu in Verbindung zu bringen und sich zu fragen: Wie kann der Schatz des Glaubens auch heutigen Menschen so vermittelt werden, dass sie spüren: Hier ist eine Quelle, die uns Kraft und Hoffnung für unser Leben erschließt; hier finden wir ein Fundament, das uns in den vielen Veränderungen unserer Zeit Orientierung gibt.

Weichenstellungen des Konzils

Als Johannes XXIII. dann 1963 – ein Jahr nach dem Beginn des Konzils – starb, hat sein Nachfolger, Papst Paul VI., den begonnenen Weg kreativ fortgesetzt und das Konzil schließlich 1965 feierlich abgeschlossen. Was aber hat es gebracht? Worum ging es ihm im Wesentlichen? Welche Entwicklungen sind dadurch in Gang gesetzt worden? Der Jesuit und Publizist Mario von Galli meinte dazu, drei Grundlinien erkennen zu können.

Eine erste: *"Vom rechtlichen zum lebendigen Sein"*. Gerade im Bereich der Liturgie zeigten sich schon während des Konzils deutliche Veränderungen. Ich selbst habe als Ministrant anfangs noch den alten Ritus erlebt und weiß, wie ehrfürchtig es da zuging, erinnere mich aber auch, dass da vieles nicht immer so golden war, wie manche es heute beschwören. Vielfach "las" – wie es hieß – der Priester die Messe am Altar in Latein mit dem Rücken zum Volk, und nur die Ministranten antworteten ihm. Die anderen Gläu-

bigen beteten stattdessen den Rosenkranz, verfolgten das Geschehen in handlichen Messbüchern oder sangen dazu Lieder. Es gab auch sogenannte "Winkelmessen", die still und privat nur vom Priester allein vollzogen wurden und oftmals nur wenige Minuten dauerten. In großen Kirchen konnten sogar mehrere Priester gleichzeitig an den verschiedenen Altären ihre je eigene Messe feiern. Die Hochämter am Sonntag waren natürlich feierlicher. Doch vielerorts wurde auch dabei den Gläubigen nicht die Kommunion ausgeteilt.

Auf dem Hintergrund solcher Erfahrungen hat die Liturgiereform des Konzils wieder neu ins Bewusstsein gehoben, dass es in der Eucharistiefeier nicht nur um persönliche Frömmigkeit geht, sondern zutiefst auch darum, dass alle Mitfeiernden als Gemeinschaft mit dem zentralen Geheimnis unseres Glaubens in Berührung kommen: dem Tod und der Auferstehung Jesu Christi. Wenn die Gläubigen davon aber wirklich erfasst werden sollen, dann müssen sie an diesen Gottesdiensten auch bewusst und tätig teilnehmen können und verstehen, was da gefeiert wird. Deshalb war die Ermöglichung der Muttersprache eine der ersten Konsequenzen, die begeistert aufgegriffen wurde. Aber auch die anderen Veränderungen, die nicht willkürlich erfolgten, sondern sich an der gesamten Tradition der Kirche – nicht nur der der letzten Jahrhunderte – orientierten, zeigten: Wo es vorher eher darum ging, dass die Messe "gültig" gelesen wurde, indem die Worte und Gesten bis in alle Einzelheiten hinein rechtlich geregelt waren, lag nun der Akzent vor allem auf der lebendigen Begegnung der gläubigen Gemeinde mit Jesus Christus.

Was hatte sich noch tiefgreifend verändert? Eine zweite Grundlinie könnte – wie Mario von Galli formuliert – lauten: *"Von der Verteidigung zum Dialog"*. Wer hätte sich vor fünfzig Jahren z.B. Ökumenische Kirchentage oder allein schon Ökumenische Gottesdienste vorstellen können? Zu dieser Zeit waren für die katholische Kirche alle anderen Christen noch Häretiker oder Schismatiker. Nichtkatholische Kirchen und erst recht deren Gottesdienste waren zu meiden. So wird auch verständlich, wie jemand in einem Witz bei der Beichte als Sünde bekennt: "Ich habe evangelisches Glockengeläut mehrmals mit Wohlgefallen angehört." Und im Blick auf die Einheit des Christentums herrschte die Auffassung, dass die anderen zur katholischen Kirche zurückzukehren hätten. Mit dem Konzil aber trat auch unsere Kirche offiziell in die ökumenischen Bemühungen ein. Im "Dialog der Liebe und der Wahrheit" suchte sie vor allem statt des Trennenden mehr die Gemeinsamkeiten, erinnerte an die Verbundenheit aller Christen durch die Taufe und erkannte die anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften durchaus als "Mittel des Heils" (UR 3) an. Deutlich vollzog sich also eine Bewegung von ängstlicher Abgrenzung und Verteidigung zu einem aufrichtigen und konstruktiven Dialog. Das hat sich dann auch auf das Verhältnis unserer Kirche zu den anderen Religionen, ja zur Welt überhaupt ausgewirkt. Dafür steht besonders die bedeutende Pastoralkonstitution, die mit den Worten beginnt: "Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände." In diesem Text wird höchstamtlich zum Ausdruck gebracht, dass die Kirche zutiefst daran interessiert ist, auch mit allen, die ihr nicht angehören, zu einem Gespräch auf Augenhöhe zu kommen.

Und schließlich benennt Mario von Galli noch eine dritte Grundlinie: *"Vom starren Begriff zum geschichtlichen Fluss"*. Auf diesem Konzil hat die Kirche sich selbst in Besinnung auf ihre Ursprünge und ihre zweitausendjährige Geschichte wieder ganz neu verstanden: vor allem als pilgerndes Volk Gottes, das immer wieder auch der Erneue-

rung bedarf. Darin gibt es zwar verschiedene Gnadengaben, Dienste und Kräfte, allen Getauften wird aber – wie wir es vorhin in der Lesung aus dem ersten Korintherbrief gehört haben – "die Offenbarung des Geistes geschenkt, damit sie anderen nützt"; alle gehören zu dem einen Leib Christi. Das war ein gewaltiger Perspektivwechsel, erschien die römisch-katholische Kirche doch gerade in den letzten Jahrzehnten zuvor vielen inner- wie außerhalb von ihr eher als eine erstarrte absolute Monarchie. Wie sehr sich da etwas verändert hat, ist mir schon rein äußerlich einmal an zwei fast gegensätzlichen Fotos aufgegangen. Das eine zeigte den wohl mehrere Meter hohen prächtigen Aufbau, auf dem 1958 der Sarg mit Papst Pius XII. öffentlich präsentiert wurde, das andere zwanzig Jahre später den schlichten Holzsarg mit Papst Paul VI., den man zum Requiem einfach auf den Petersplatz gestellt hatte. Und schon von Papst Johannes XXIII. werden viele Begebenheiten erzählt, die ihn als Mensch unter Menschen zeigten. Viele spürten unmittelbar, dass in unserer Kirche, in ihrem Denken und Handeln, wirklich etwas Neues begonnen hatte.

Bleibende Aufgabe

Was ist nun, fünfzig Jahre später, aus dem Konzil geworden? Ganz nüchtern muss man sagen, dass das Konzil zwar entscheidende Weichen gestellt hat, den Erneuerungsprozess aber längst nicht zu Ende führen konnte. Manche Formulierungen sind auch offen geblieben und lassen Raum für unterschiedliche Auslegungen. Und die gläubige Zuversicht, die damals viele erfüllt hat, ist angesichts der weiteren gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen manchmal der Enttäuschung und Resignation oder sogar bitterer Polemik und aggressivem Verhalten gewichen. Auch unsere Gottesdienste, unsere Frömmigkeit und unser sonstiges Leben spiegeln nicht immer wider, dass es uns tatsächlich um die Liebe zu Gott und das Heil der Menschen geht. Manche Fehldeutungen und Verflachungen haben sich eingeschlichen. Viele Christen scheinen kein Gespür mehr für Heiligkeit und Ehrfurcht zu haben oder drücken dies nur noch verhalten aus. Sind also die im Recht, die von Anfang an nichts von einem "Pastoralkonzil" gehalten haben? Liegt die Lösung unserer derzeitigen Probleme dann also darin, wieder zur vorkonziliaren Kirche zurückzukehren? Oder ist es umgekehrt so, dass wir eher ein III. Vatikanisches Konzil bräuchten, um noch grundlegendere Reformen anzugehen?

Ich glaube, dass weder das eine noch das andere wirklich weiterhilft. Ein Blick auf die Alte Kirche zeigt, dass fast nach allen Konzilen lange Zeit um das rechte Verständnis gerungen wurde, dass es dauerte, ehe sich wichtige Erkenntnisse und Entscheidungen durchsetzten. So ist uns auch dieses II. Vatikanische Konzil als eine bleibende Reform aufgegeben. In den ersten Jahren und Jahrzehnten danach gab es – wie ich selbst in meiner Heimatgemeinde und beim Theologiestudium erlebt habe – große Bemühungen, möglichst vielen Gläubigen die Sicht und die Ergebnisse des Konzils verständlich zu machen. Inzwischen halte ich das wieder

neu für eine herausfordernde und drängende Aufgabe. Wir leben nicht mehr in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Die Welt hat sich seitdem dramatisch verändert. Doch warum sollte es uns nicht möglich sein, auch heute die Gegenwart des Heiligen Geistes zu erkennen und von ihm zu hören, was zu tun ist? Schließlich ist uns doch sein Beistand verheißen worden. Lassen wir uns nicht durch Unheilspropheten verunsichern! Setzen wir uns aufs Neue oder vielleicht auch erstmalig intensiv mit den Überlegungen des II. Vatikanischen Konzils auseinander! Und gehen wir hoffnungsvoll den Weg weiter, den es uns gewiesen hat!

Ein Zeichen für unsere Bereitschaft soll der Kranz sein, den wir hier bei unserer Wallfahrt gemeinsam aus bunten Bändern knüpfen werden. Er könnte darauf hinweisen, dass uns allen die verschiedensten Gaben des Heiligen Geistes gegeben sind, um miteinander den Leib Christi zu bilden. Nehmen wir immer wieder engagiert und freudig diese Herausforderung an.

» Wir leben nicht mehr in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Die Welt hat sich seitdem dramatisch verändert.«

Heilsame Herausforderung

Katholische Thesen zum Reformationsgedenken 2017 veröffentlicht zum Reformationstag 2012[1] (geringfügig aktualisiert im Februar 2014)

1.

Ohne Zweifel bietet der 500. Jahrestag des sogenannten "Wittenberger Thesenanschlags" durch Martin Luther von 1517 – ob nun tatsächlich an der Schlosskirchentür angebracht oder per Brief verbreitet (in englischer Diktion: "nailed or mailed?") – einen Anlass, in besonderer Weise darauf einzugehen. Dabei betrifft dies vor allem die evangelische Kirche lutherischer Tradition, aber auch die anderen Kirchen reformatorischer Prägung.[1]

Auf ihre Initiative hin wurde 2008 in Deutschland damit begonnen, sich durch eine "Lutherdekade" auf die Feier des "Reformationsjubiläums" vorzubereiten. Idee und Umsetzung sind in erster Linie also eine evangelische Angelegenheit. Da die Wittenberger Reformation aber auch zur Geschichte der katholischen Kirche gehört, ist diese von der evangelischen Seite inzwischen eingeladen, das Gedenkjahr 2017 mitzufeiern und schon vorher bei einzelnen Initiativen der Dekade mitzuwirken. Prinzipiell erscheint das nicht unmöglich, hängt jedoch davon ab, welchen Charakter die entsprechenden Veranstaltungen annehmen. Katholische Christen können und wollen sich durchaus konstruktiv und kreativ mit der Reformation und ihren Folgen auseinandersetzen, empfinden die damit zusammenhängende Spaltung der abendländischen Kirche aber als tragisch und sehen sich – jedenfalls bislang – nicht in der Lage, dies etwa noch fröhlich zu feiern. Darum verwenden offizielle Vertreter der katholischen Kirche auch zumeist nicht den Begriff "Reformationsjubiläum", sondern sprechen stattdessen – der liturgischen Bezeichnung des 31. Oktober in der lutherischen Tradition folgend – vom "Reformationsgedenken".

1 Manche Anregungen und Verdeutlichungen verdanke ich u. a. folgenden Beiträgen: W. Kasper, 50 Jahre katholisch-evangelische Ökumene. Persönliche Erfahrungen und Reflexionen: KNA-ÖKI Nr. 6 (07.02.2012) I-VIII; H. Lehmann, Unterschiedliche Erwartungen an das Reformationsjubiläum 2017: BThZ 28 (2011) 16-27; C. Markschies, Wie katholisch ist die evangelische Kirche? Wie katholisch sollte sie sein?: KNA-ÖKI Nr. 17 (24.04.2012) I-XII; G.L. Müller, In gemeinsamer Verantwortung. Anfragen an das Reformationsjubiläum 2017: BThZ 28 (2011) 120-126; U. Ruh, Reformation heute: HerKorr 65 (2011) 595-597; N. Schneider, Mündlicher Bericht des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland "Ein Haus aus lebendigen Steinen" (Ms.) 2011; W. Thönissen, Katholische Zugänge zu Luther und der Reformation: BThZ 28 (2011) 95-105; J. Wanke, Reformation damals – Kirche heute. Überlegungen zum 500. Reformationsjubiläum 2017 aus katholischer Sicht (Ms.), 2010; ders., Haben Katholiken am Reformationsjubiläum 2017 etwas zu feiern? (Ms.) 2011; F. Weber, Das Zweite Vatikanische Konzil und die Ökumene. Beobachtungen aus der Sicht eines Protestanten: KNA-ÖKI Nr. 9 (28.02.2012) I-XII; ders., Konfessionalität und Ökumene. Zur ökumenischen Dimension der Reformationsdekade: BThZ 28 (2011) 106-119.

2.

Wodurch wurde die Wittenberger Reformation ausgelöst und was hat sie bewirkt? Welches sind ihre Ursachen und worin bestehen ihre Folgen? Wie ist sie insgesamt und in ihren einzelnen Vorgängen zu deuten? Dazu gibt es nicht nur konfessionelle Voreingenommenheiten, sondern auch auseinandergehende wissenschaftliche Meinungen. Ist die Reformation – wie Ulrich Ruh jüngst "überspitzt formuliert – letztlich Sündenfall oder Heilsereignis, Zerstörung kirchlicher Einheit oder Startschuss für eine überzeugendere Form von Kirchesein"? Oder noch anders gefragt: Kann man die Spaltung der abendländischen Christenheit als Erfolg der Reformation ansehen, oder drückt sie nicht eher deren vorläufiges Scheitern aus? Und auch, was ihre geistes-, kultur- und sozialgeschichtlichen Auswirkungen betrifft, erscheint manche derzeitige Behauptung als tendenziös und nicht überzeugend. Da wäre es äußerst hilfreich, wenn es gelänge, konfessionell übergreifend zu einem möglichst gemeinsamen Verständnis dessen zu kommen, was sich da vollzogen hat. Erfreulicherweise hat sich der Ökumenische Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen in Deutschland (der sogenannte "Jaeger-Stählin-Kreis") ein solches Projekt vorgenommen. Der Lutherische Weltbund und der Päpstliche Einheitsrat haben 2013 sogar schon einen gemeinsamen Text zur Bedeutung der Reformation unter dem Titel "Vom Konflikt zur Gemeinschaft" veröffentlicht.

3.

Unabhängig davon ist zu beklagen, dass eine Trennungs- und Entfremdungsgeschichte mit unsäglichen Folgen ausgelöst wurde. Reformation und Gegenreformation haben zu polemischen und gewaltsamen Auseinandersetzungen geführt. Ursprünglich geistliche und theologische Anliegen wurden politisch instrumentalisiert. Unzählige kamen in Konfessionskriegen zu Tode. Typisch katholische und evangelische Milieus bildeten sich heraus. Flucht, Vertreibungen und Mobilität führten zu einer konfessionell gemischten Bevölkerung und neuen Problemen. Vielfach wurde es belastend, wie Mehrheiten mit Minderheiten umgehen. Bis in die Gegenwart hinein leiden einzelne Christen – vor allem in konfessionsverschiedenen Ehen und Familien – und ganze Gruppen an der Spaltung, verursachen konfessionalistische Verhärtungen schmerzliche Konflikte, misstraut und verletzt man sich manchmal immer noch gegenseitig. Das sollte nicht verdrängt oder beschönigt, sondern zur Kenntnis genommen und aufgearbeitet werden. 1965 haben Papst Paul VI. und der Ökumenische Patriarch Athenagoras nach intensiven Vorarbeiten bekanntgeben können, dass die wechselseitigen Bannsprüche von 1054 zwischen Vertretern der Kirchen von Rom und Byzanz "aus dem Gedächtnis und aus der Mitte der Kirche getilgt" und "dem Vergessen anheimfallen" sollen. Auch im katholisch-evangelischen Verhältnis strebt man eine "Reinigung des Gedächtnisses" bzw. "Heilung der Erinnerungen" an und beabsichtigt, ein konkretes Zeichen der Buße und der Bereitschaft zur Vergebung, der Umkehr und Versöhnung zu setzen. Im Kontaktgesprächskreis zwischen der katholischen Deutschen Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche in Deutschland gibt es Überlegungen, einen solchen Versöhnungsprozess anzugehen. Auch auf Gemeindeebene könnte es hilfreich sein, die konkrete Geschichte der evangelischen und katholischen Christen vor Ort mit ihren Konflikten und ihren positiven Erfahrungen zu erforschen, sich zu erzählen und geistlich zu bedenken.

4.

Evangelische und katholische Kirche sind nicht mehr auf dem Stand des 16. Jahrhunderts, sondern haben sich weiterentwickelt. Einerseits profilierten sich beide Seiten in der nachreformatorischen Phase der Konfessionalisierung im Widerspruch zur anderen und wurden dadurch letztlich enger und ärmer, andererseits waren sie als "Kinder ihrer Zeit" immer wieder auch auf einer Gratwanderung zwischen "Verweltlichung" und "Entweltlichung". Aufklärung und Restauration, Staatskirchentum und gesellschaftliche Demokratisierung sind nicht spurlos an ihnen vorübergegangen. Nicht alles, was heute als typisch protestantisch angesehen wird (z.B. Synoden), geht auf das frühe Luthertum zurück, und vieles, was in reformatorischer Zeit an der katholischen Kirche kritisiert wurde (z.B. der "Kauf" von Ablässen), findet inzwischen keine Bestätigung mehr. Entgegen manchen konfessionalistischen Klischees, die zum Teil weiter bestehen, sollte man diese Veränderungen wahrheitsliebend und nachhaltig zur Kenntnis nehmen. Wichtige Anliegen Luthers sind durch das II. Vatikanische Konzil und seine Reformen ins katholische Bewusstsein und kirchliche Leben zurückgekehrt. Dazu gehören z.B. die Sicht der Kirche als "Volk Gottes", das Verständnis der kirchlichen Ämter als Dienste und die tiefgreifende Überzeugung vom gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen, aber auch die große Bedeutung, die dem Wort Gottes und der Heiligen Schrift wieder beigemessen wird, der Gebrauch der Volkssprache in der Liturgie und die grundsätzliche Ermöglichung des sogenannten "Laienkelches". Im Sinne dessen, dass sich die katholische Kirche im Laufe des Konzils ausdrücklich darauf besonnen hat, eine "ecclesia semper reformanda" – d.h. eine Kirche, die permanent der Erneuerung bedarf – zu sein, ist sie nicht etwa eine "Kirche der Reformation" geworden; man könnte aber vielleicht – wie der Jesuit und Publizist Mario von Galli 1962 – davon sprechen, dass sie sich von der "Gegenreformation" verabschiedet und auf den Weg einer "Mitreformation" begeben hat.

5.

Verständlicherweise haben evangelische und katholische Christen über Jahrhunderte – auch in der Forschung – Martin Luther fast entgegengesetzt beurteilt: verherrlicht oder verteufelt. Bisweilen aber wurde der Reformator selbst im Protestantismus fast vergessen oder verdrängt. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts bahnte sich jedoch eine neue Sicht Luthers an. Zunächst vollzog sich dieser Wandel in der evangelischen Forschung. Seine Person und sein Werk wurden jetzt nüchterner bewertet und auch in ihren Grenzen und negativen Auswirkungen bedacht. Zugleich entdeckte man neben seiner biblischen und patristischen Verwurzlung, wie sehr er doch auch mittelalterlichen Traditionen verbunden war, mit geprägt durch innerkatholische Reformbewegungen sowie spätmittelalterliche Mystik und Ordenstheologie. Infolge solcher differenzierterer Sichtweisen kamen bald auch katholische Forscher zu sachlicheren Deutungen des Reformators und seiner Anliegen. Entgegen früherer Polemik setzte sich immer mehr die Erkenntnis durch, dass Luthers ursprüngliche Intention nicht die Spaltung der Kirche gewesen war, sondern deren grundlegende Erneuerung aus ihrem biblischen Ursprung, eine Reform an Haupt und Gliedern. Dabei ist heute unumstritten, dass Luther nicht nur ein geistlicher Mensch war, sondern auch seine Ecken und Kanten hatte und oftmals recht "sperrig" reagieren konnte. Dennoch liegt die Verantwortung für die damalige tragische Entwicklung bei allen Beteiligten. Die bislang wohl positivste, von evangelischen wie katholischen Theologen einer offiziellen hochrangigen Kommission auf Weltebene 1983 gemeinsam formulierte Würdigung Luthers sieht in ihm einen "Zeugen des Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur

geistlichen Erneuerung". Und auch Papst Benedikt XVI. betonte bei seinem Besuch in Erfurt 2011, mit welcher tiefen Leidenschaft Luther sein Leben lang um Gott gerungen hat und dass sein Denken und seine ganze Spiritualität auf Christus ausgerichtet war. Insofern könnte er auch Katholiken theologisch und existentiell herausfordern.

6.

Im Blick auf das Jahr 2017 geht es nicht nur um Glaubensfragen und theologische Überzeugungen. Eine Fülle sogenannter nichttheologischer Faktoren ist mit im Spiel: inner- und zwischenkirchlich, landes- und kommunalpolitisch, kulturell und wirtschaftlich. Verschiedene Akteure mit sehr unterschiedlichen Interessen und Erwartungen beteiligen sich an der Vorbereitung und werden erst recht im Gedenkjahr selbst mitwirken. Dazu gehören neben dem Lutherischen Weltbund, der EKD und einzelnen Landeskirchen nicht nur die östlichen Bundesländer Sachsen-Anhalt, Thüringen und Sachsen sowie die wichtigsten Lutherstädte – allen voran Wittenberg – mit ihren bedeutenden Luthergedenkstätten, manche Universitäten, Fakultäten und Institute, sondern auch zahlreiche Fremdenverkehrsverbände und Reiseunternehmen, Hotels und Gaststätten. Besonders große Hoffnungen, die Erinnerung an Martin Luther und die Reformation bestmöglich vermarkten zu können, macht sich die Tourismusbranche. Mit Nachdruck wird vieles durch politische und gesellschaftliche Verantwortungsträger unterstützt. Gelegentlich ist dabei manch verwunderliche Liaison zwischen Staat und evangelischer Kirche wahrzunehmen. Einige sehen – vielleicht zu kritisch – die Gefahr, dass das Reformationsgedenken von nichtkirchlicher Seite zu sehr überformt und auf populistische Äußerlichkeiten reduziert werden könnte. Viele Initiativen, Vorhaben und Pläne mögen durchaus ihre Berechtigung haben. Und doch fällt es bei alledem nicht immer leicht, herauszufinden, worum es 2017 eigentlich gehen soll? Da wäre es gut, evangelischerseits noch einiges klarer herauszustellen.

7.

Anders als zur Zeit Luthers geht es inzwischen über den Osten Deutschlands hinaus weithin nicht mehr um einzelne und spezielle Fragen, wie man sich Gott und sein Wirken sowie das Verhältnis des Menschen zu ihm biblisch wohlbegründet vorzustellen habe, sondern grundsätzlich darum, ob es überhaupt einen Gott gibt oder nicht. Der geistesgeschichtliche und religiöse Kontext hat sich also gegenüber dem Reformationsjahrhundert wesentlich verändert. Viele Menschen können heutzutage mit dem christlichen Glauben in seiner kirchlich vermittelten Form – egal, ob katholisch oder evangelisch – nichts mehr anfangen und halten ihn für wirklichkeitsfremd oder sind sogar "religiös unmusikalisch" und verstehen gar nicht, wozu so etwas im Leben gut sein soll. Eine "forcierte Säkularität" hat sich breitgemacht. Andere Zeitgenossen hingegen setzen nicht nur auf materielle Dinge oder "Transzendenzen im Diesseits", sondern scheinen durchaus auf der Suche nach mehr zu sein. Anzeichen eines "spirituellen Tourismus" z.B. deuten darauf hin. Einige finden auch zum christlichen Glauben und lassen sich taufen. Auf diesem Hintergrund gewinnt das Gebet Jesu im Johannesevangelium (17,21-23) um die Einheit seiner Jünger, "damit die Welt glaubt... (und) erkennt, dass du (Vater) mich gesandt hast und die Meinen ebenso geliebt hast wie mich", für alle Christen eine noch größere Dringlichkeit. Wer von unseren anscheinend religionsresistenten oder aber auch suchenden Mitbürgerinnen und Mitbürgern versteht noch, warum wir gespalten sind? Auf jeden Fall ist dieser Zustand kontraproduktiv und eine vielleicht heilsame Herausforderung, auf 2017 ökumenischer zuzugehen.

8.

Was ist in dieser Hinsicht geplant, auf dem Weg oder sogar schon umgesetzt? Neben dem bereits vorliegenden internationalen Dokument "Vom Konflikt zur Gemeinschaft" sowie der Absicht, ebenso auf deutscher Ebene noch zu einer möglichst gemeinsamen evangelisch-katholischen Deutung der Reformation und zu einem offiziellen Versöhnungsprozess zu kommen, gibt es noch einige andere konkrete ökumenische Ideen und Vorhaben. So bereitet das Johann-Adam-Möhler-Institut in Paderborn zusammen mit dem Konfessionskundlichen Institut in Bensheim eine Publikation unter dem Titel "Was glauben wir als Christen" vor, in der vor allem das Gemeinsame beschrieben werden soll. Außerdem arbeiten das Paderborner Institut und das Ökumenische Institut des Lutherischen Weltbundes in Straßburg an einer katholisch-evangelischen Interpretation und Kommentierung der 95 Ablassthesen Luthers. Von der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz verantwortet, wird eine Dokumentation von wichtigen Texten erstellt, die im Hinblick auf das Reformationsgedenken die ökumenische Öffnung der katholischen Kirche und den Fortschritt im lutherisch-katholischen Dialog erkennen lassen. Katholischerseits findet im September 2014 in Erfurt auch ein wissenschaftliches Symposion zu Martin Luther und zur Reformation statt, das durch die dortige Katholisch-Theologische Fakultät sowie das Johann-Adam-Möhler-Institut aus Paderborn organisiert wird. Zudem ist von der Deutschen Bischofskonferenz vorgeschlagen, 2015 – anlässlich des Themenschwerpunktes "Reformation – Bild und Bibel" innerhalb der Lutherdekade und des 50. Jahrestages der Verabschiedung der Dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung "Dei verbum" – einen Kongress zu einem ökumenisch bedeutsamen bibeltheologischen Thema durchzuführen. Schließlich laden die deutschen Diözesen zum 21. November 2014 – in Erinnerung an die Verabschiedung und Promulgation des Dekretes über den Ökumenismus "Unitatis redintegratio" beim II. Vatikanischen Konzil vor 50 Jahren – in ihre jeweilige Kathedrale zu einem ökumenischen Gottesdienst ein. Auch dieses geistliche Zeichen soll angesichts des bevorstehenden Reformationsgedenkens noch einmal deutlich zum Ausdruck bringen, dass die katholische Kirche sich unumkehrbar dazu verpflichtet hat, den ökumenischen Weg weiter zu beschreiten und die volle Einheit im Glauben anzustreben. Selbstverständlich bieten solche Initiativen nicht nur einen Rahmen, ein Gerüst oder eine Anregung, sich mit vergangenen Ereignissen und Entwicklungen auseinanderzusetzen; in ihrer Absicht liegt es auch, den Blick für die Gegenwart zu schärfen und dazu Mut zu machen, sich geistvoll ihren Herausforderungen zu stellen.

9.

Worin könnte dies in besonderer Weise seinen Ausdruck finden? Entgegen allen Selbstbespiegelungs- oder Profilierungstendenzen wäre es für die katholische und die evangelische Seite zunächst sicher entkrampfend, sich gegenseitig noch mehr im Lichte Jesu Christi zu betrachten und neidlos ins Wort zu fassen, was man aneinander schätzt und vielleicht sogar bewundert, worin man spezielle Begabungen erkennt und den Geist Gottes eindrucksvoll am Wirken sieht. Dabei würde bestimmt auch auffallen, was an der evangelischen Kirche katholisch und an der katholischen Kirche evangelisch ist, was man bewahrt, im Gegen- und Miteinander seit der Reformation wieder entdeckt oder von der anderen als Bereicherung empfangen hat. In diesem Zusammenhang erschiene dann Luther trotz aller Widersprüchlichkeit fast wie ein Scharnier zwischen beiden. Solche manchmal überraschenden Einsichten und vertrauensbildenden Bekundungen könnten beflügeln, sich als einzelne Christen und als real existierende Kirchen

gemeinsam noch bewusster und intensiver am Evangelium auszurichten und durch Jesus Christus als dem Grund unseres Glaubens und der Quelle unseres Heils erneuern zu lassen. Das erscheint als dringend nötig und war auch das zentrale Anliegen der Reformation. Ohne Umkehr zu Christus werden wir kaum an Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft gewinnen, um unserem missionarischen Auftrag für die Welt nur einigermaßen entsprechen zu können. Darin aber besteht – wie Papst Benedikt in Erfurt betont hat – "unser erster ökumenischer Dienst in dieser Zeit …, gemeinsam die Gegenwart des lebendigen Gottes zu bezeugen". Das sollte uns auch anregen, mit unseren Zeitgenossen intensiver ins Gespräch zu kommen, verstehen zu wollen, wie sie denken und fühlen, sowie ihnen – wie Luther damals – "aufs Maul zu schauen", das Evangelium neu zu "alphabetisieren" und verständlicher vorzuleben. Wenn es also das wichtigste Anliegen des Reformationsgedenkens wäre, uns mit Jesus Christus als dem Gekreuzigten und Auferstandenen sowie untereinander tiefer zu verbinden, gemeinsamer oder einiger unseren Glauben zu verkünden und damit aller Welt ein Zeichen der Hoffnung zu geben, wenn es also gewissermaßen – wie Präses Nikolaus Schneider formuliert hat – ein "Christusjubiläum" würde, könnten sich ökumenisch aufgeschlossene Katholiken inzwischen vorstellen, 2017 vielleicht doch nicht nur irgendein korrektes oder freundliches Grußwort zu sprechen, sondern sogar ein wenig mitzufeiern, vor allem aber kräftig mitzubeten.

10.

Zu wünschen wäre schließlich noch, dass man unter ökumenischem Aspekt bezüglich des Reformationsgedenkens sich nicht nur auf die Beziehungen zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche beschränkt oder sogar fixiert, sondern den Blick weitet und auch andere Kirchen und christliche Gemeinschaften einbezieht, vor allem im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK). Viele von ihnen sind ja ebenfalls durch das reformatorische Erbe geprägt oder von diesem herausgefordert worden und schon zumeist längere Zeit mit der evangelischen wie der katholischen Kirche sowohl bi- als auch multilateral verbunden. Da ist es fast selbstverständlich, dass dies seine Beachtung findet. Darüber hinaus drängen die fortschreitende Globalisierung und das Aufeinanderrücken der verschiedenen Weltreligionen und Kulturen zu einer gesamtchristlichen Selbstbesinnung. Auf Zukunft hin wird das Christentum im Dialog der großen Weltreligionen wohl nur ein ernstzunehmender Gesprächspartner sein, wenn es seinen verschiedenen Traditionen, Kirchen und Konfessionen gelingt, sich einheitlicher zu präsentieren und die spezifisch christliche Grundüberzeugung symphonischer und markanter zum Ausdruck zu bringen. In dieser Hinsicht stehen das Reformationsgedenken von 2017 und die innerchristliche Ökumene am Beginn des 21. Jahrhunderts in einem völlig anderen Kontext als jemals zuvor.

Öffentlich Christ sein

Predigt zum Fronleichnamsgottesdienst in Magdeburg am 30. Mai 2013

(Gen 14,18-20; 1 Kor 11,23-26; Lk 9,11b-17)

Abseits

In einem polemischen Text vom Anfang des 2. Jahrhunderts heißt es über die frühen Christen: Sie seien "ein gemeines Verschwörerpack …: eine obskure, lichtscheue Gesellschaft, stumm in der Öffentlichkeit, dafür geschwätzig in den Winkeln …" Neben anderen haarsträubenden Verdächtigungen wird auch ein Schauermärchen über die "Weihe neuer Mitglieder" erzählt: Man würde ihnen ein Kind mit Teig bedeckt vorsetzen. "Durch die Teighülle getäuscht, lässt sich der Neuling zu Messerstichen verleiten, bei denen er nichts Arges vermutet und die doch, dem Auge völlig entzogen, dem Kind tödliche Wunden beibringen. Dann … schlürfen sie das Blut des Kindes gierig auf und reißen sich gar noch um die zerhackten Glieder. Das also ist ihr Opfer, mit dem sie sich verbünden ..." Ob all das stimme, was so über die Christen verbreitet sei, weiß der Verfasser selbst nicht, aber er hält es für möglich; immerhin passe es zur "Heimlichtuerei dieser verbrecherischen Sekte". "Warum" – so fragt er – "bemühen sie sich denn so sehr, den Gegenstand ihrer Verehrung … zu verheimlichen?"

Während dieser Heide gehässig kritisiert, dass die Christen sich angeblich nicht in die Öffentlichkeit wagen – eigentlich zynisch angesichts der damaligen Rechtslage im Römischen Reich –, gibt es seit Beginn der Neuzeit immer wieder Bestrebungen, sie daraus zurückzudrängen. In der Säkularisation bereicherten sich die Fürsten an den kirchlichen Gütern. Unter den Nationalsozialisten wurden katholische Schulen geschlossen und Verbände aufgelöst. Und im Kommunismus war es erklärtes Ziel, jegliche Religion zum Absterben zu bringen. Kirche sollte aus der Öffentlichkeit verschwinden, das Christentum auf Gottesdienst und Sakristei beschränkt sein und Religion höchstens noch als private Gefühlsangelegenheit im stillen Kämmerlein dahinvegetieren. Und das war nicht nur eine Wunschvorstellung, sondern wurde oftmals brutal durchgesetzt.

Kurioserweise möchten auch heute manche Parteien und andere Gruppierungen Religion wieder aus der Öffentlichkeit ins Abseits drängen. Nunmehr ist "Toleranz" das Zauberwort. Der weltanschauliche Pluralismus, die säkulare Gesellschaft und die Neutralität des Staates – so die zunehmende Meinung – würden dies einfordern. Religionslosigkeit sei gewissermaßen die Grundlage für alle Bürgerinnen und Bürger. Folglich bedeutet das Recht auf Religionsfrei-

heit dann fast nur noch negativ, das Recht zu haben, von jeglicher Religion frei zu sein, als vielmehr positiv, sich frei und öffentlich zu einer Religion zu bekennen. Religiöse Symbole – wie etwa das Kreuz – werden für Menschen anderer Gesinnung immer mehr als eine unzumutbare Provokation angesehen. Vor allem – so heißt es – hätten in der politischen Debatte religiöse Argumente keinen Platz mehr. Dabei tritt inzwischen sogar – wie auch Leserbriefe aus unserer Region belegen – eine ziemlich aggressive Religionsfeindlichkeit zu Tage. Ein Zerr- und Schreckbild von Religion wird propagiert, das oftmals primitiver nicht sein kann und jeglichen Respekt vermissen lässt. Man kann durchaus davon sprechen, dass heutzutage auch in Europa die Diskriminierung von Christen ansteigt.

Innerlich

Was hat das alles – so werden sich manche von Ihnen fragen – mit Fronleichnam zu tun? Nun, was wir da von jenem heidnischen Polemiker über die frühen Christen gehört haben, ist das nicht auch eine Karikatur dessen, was wir heute in besonderer Weise begehen, was gewissermaßen die Quelle und der Höhepunkt unseres ganzen christlichen und kirchlichen Lebens ist: die Feier der Eucharistie? Wer sie rein äußerlich betrachtet oder nur einige reizvolle Wortfetzen aufnimmt, kann noch immer zu ähnlichen kuriosen Eindrücken kommen wie dieser Römer. Was soll auch heute ein Außenstehender damit anfangen, wenn er hört, dass wir eingeladen sind, den Leib Christi zu essen und sein Blut zu trinken? Aber verstehen wir selbst, worum es bei diesem Geheimnis unseres Glaubens geht?

Im Zentrum der Eucharistiefeier bestätigen wir das "Geheimnis unseres Glaubens" mit den Worten: "Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit." Wir erinnern uns dabei nicht nur an Jesus Christus. Wir feiern kein Totengedächtnis. Wir glauben vielmehr, dass er selbst in den Zeichen von Brot und Wein wirklich gegenwärtig ist. "Das ist mein Leib" – hat er gesagt – "das ist mein Blut. Nehmt und esst – nehmt und trinkt." Und das galt nicht nur für damals. Er nimmt uns auch heute gewissermaßen mit in den Abendmahlssaal und bezieht uns ein in das Geheimnis seines Todes und seiner Auferstehung. Jedes Mal, wenn wir in einer Eucharistiefeier Brot und Wein empfangen, ist er selbst es, der zu uns kommt, haben wir die Chance, uns – so, wie wir sind: mit unseren Zweifeln und Sorgen, mit unserer Trägheit und mit allem, was uns bewegt und beschäftigt – von ihm zu neuem Leben verwandeln zu lassen.

Und noch etwas gehört ganz wesentlich zu diesem zentralen Geheimnis unseres Glaubens: Wir empfangen Christus nicht nur individuell oder privat; da kommt nicht nur – wie es manchmal in frommen Texten heißt – "mein Seelenbräutigam" zu mir. Wir empfangen ihn vielmehr inmitten der Kirche, um zu werden, was wir sind: Glieder des Leibes Christi. So betont auch schon Paulus in seinem 1. Brief an die Gemeinde in Korinth: "Ist das Brot, das wir brechen, nicht Teilhabe am Leib Christi? Ein Brot ist es. Darum sind wir viele ein Leib, denn wir alle haben teil an dem einen Brot" (10,16). Durch die Kommunion – so glauben wir – wird diese Einheit der Kirche in Christus auf höchste Weise dargestellt und gefestigt.

Aus diesem Geheimnis haben unzählige Gläubige gelebt und überlebt, auch wenn sie missverstanden, diskriminiert oder verfolgt wurden. Hierin fanden sie ihren letzten Halt und ihren motivierenden Antrieb. Hier sprudelt auch heute unsere eigentliche Quelle. Darum ist Fronleichnam zuerst einmal ein sehr innerliches Fest. Es fordert zutiefst unseren Glauben und unsere Frömmigkeit heraus. Ohne diese wesentlichen Voraussetzungen wäre das, was wir miteinander begehen, nur hohles Ritual und äußerliches Getue.

Öffentlich

Können und dürfen wir aber das, wovon wir überzeugt sind und was uns innerlich bewegt, für uns allein behalten? Stehen wir nicht unter dem Auftrag Jesu Christi, sein Evangelium allen Völkern zu verkünden? Sollen wir nicht Licht der Welt, Salz der Erde und Stadt auf dem Berge sein? Christlicher Glaube hat doch nicht nur mit Gefühlen zu tun, sondern betrifft den ganzen Menschen mit Seele und Leib, ja zutiefst auch alle seine Beziehungen: zu den anderen Menschen, den Tieren und der gesamten Natur. Ist uns nicht die Verantwortung übertragen, unsere Gesellschaft aus dem Glauben heraus mitzugestalten und für die Würde jedes Menschen als Abbild Gottes einzutreten? Sind wir als Kirche – zusammen mit anderen Kräften – nicht auch Hüter und Wächter grundlegender Werte und Rechte menschlichen Zusammenlebens?

Wer von Jesus Christus angerührt und in seine Nachfolge gerufen ist, zeigt das, egal, ob ihm andere dabei folgen oder nicht. Warum tun wir uns manchmal so schwer, die eigene Glaubensüberzeugung ohne Fanatismus, aber mit Stolz und freimütig zu vertreten? Wir sind doch nicht irgendwelche Ganoven, die anderen einen Ladenhüter oder eine zwielichtige Versicherung aufschwatzen wollen. Wir helfen niemandem weiter, wenn wir uns verleugnen und unser Profil vom Gegenwind abschleifen lassen. Gerade eine pluralistische Gesellschaft braucht, um nicht auseinander zu brechen und in Gleichgültigkeit zu versinken, markante und verantwortungsbewusste Gruppen, die sich zu Wort melden und tatkräftig einmischen.

Seit dem Hohen Mittelalter zieht man zu Fronleichnam in die Öffentlichkeit, um aller Welt das Innerste der Kirche zu präsentieren. Recht verstanden ist das keine Demonstration der Macht oder von Erfolgen, keine Militärparade und kein Karnevalsumzug, sondern ein Ausdruck gelebten Christentums: Kirche als pilgerndes Gottesvolk – wir unterwegs durch diese Zeit – und der Herr in unserer Mitte. Könnte es nicht sein, dass unser Glaube durch eine solche Prozession vielleicht sogar wächst? Man lernt seine Hoffnung und seine Frömmigkeit auch dadurch – so ein Theologe unserer Tage (F. Steffensky) – , dass man seine "Hoffnung vor anderen ausbreitet", dass man sie – im tiefsten Sinn des Wortes – "demonstriert", zeigt, zur Debatte stellt.

Wir dürfen und sollen zeigen, was uns wichtig ist, wovon wir leben, woran wir glauben: dass Gott auch in unseren Tagen in der Welt anwesend ist und ihr etwas zu sagen hat. Mit unserer Prozession bringen wir zum Ausdruck: Diese unsere Welt ist nicht von allen guten Geistern verlassen und von Gott vergessen. Zugleich legen wir damit aber auch ein Bekenntnis ab. Jede und jeder Einzelne traut sich, das auch öffentlich zu zeigen. Mit diesem Bekenntnis wollen wir niemanden vereinnahmen. Wir demonstrieren es auf friedliche Weise. Aber wir sind davon überzeugt, dass wir für alle Menschen etwas einzubringen haben: eine Perspektive der Hoffnung. Das können wir unmöglich geheim halten. Dafür dürfen wir durchaus auch einmal auf die Straße gehen. Dafür dürfen wir demonstrieren, auch wenn wir nicht wissen, "was es bringt". Das braucht nicht unsere Sorge zu sein. Wenn wir uns Gott zur Verfügung stellen, so gut wir können, dann wird er das Seine dazu tun. Und niemand muss sich davor fürchten.

Wir feiern Fronleichnam. Wir besinnen uns dabei auf unsere Mitte. Wir bleiben damit jedoch nicht in idyllischer Abgeschiedenheit. Wir ziehen auch los, um der Welt zu zeigen, welches wunderbare Geheimnis uns erfüllt und bewegt.

Persönlicher Wahlaufruf des Bischofs von Magdeburg 2013

Bis 1989 – also zu DDR Zeiten – bin ich entweder gar nicht wählen gegangen oder habe auf dem Stimmzettel alles durchgestrichen. Eigentlich wurde erwartet, den Stimmzettel mit den gemeinsamen Kandidaten der sogenannten Nationalen Front ungelesen nur zusammenzufalten und in die Wahlurne zu werfen. Auf ein derart entwürdigendes Verfahren war ich jedoch nicht bereit, mich ernsthaft einzulassen. Jede Wahl diente ja dem herrschenden Regime lediglich dazu, sich wieder einmal zu vergewissern, ob man die Bevölkerung noch im Griff hatte. Manche bezeichneten diese Wahlen auch als "Viehzählung".

Wie erhebend war es dagegen, nach der friedlichen Revolution und gesellschaftlichen Wende 1990 erstmals wirklich frei wählen zu können; die Beteiligung lag dabei übrigens bei 94 Prozent. Doch schon bald erschien vielen die errungene Freiheit "grauer als der Traum von ihr". Ernüchternde Enttäuschungen folgten überzogenen Erwartungen. Und tatsächlich ist die Freiheit anstrengend und überfordert oftmals sogar, können viele Wünsche nicht erfüllt werden, geht es zum Teil ungerecht und unbarmherzig in unserer Gesellschaft zu. Kein Wunder, wenn sich inzwischen auch eine gewisse Politikverdrossenheit breitgemacht hat.

Außerdem ist es bedauerlicherweise immer noch nicht jedem und jeder bewusst, dass Demokratie ein kostbares, aber auch gefährdetes Gut ist. Um diese Staatsform mit Leben zu erfüllen und notfalls auch zu verteidigen, bedarf es engagierter Bürgerinnen und Bürger. Verantwortung ist gefragt, auf allen Ebenen, nicht nur in der Politik, sondern auch in allen Bereichen der Zivilgesellschaft, auf Bundesebene wie vor Ort.

Ich habe durchaus manches Verständnis für alle, die den Wahlkampf als lächerlich empfinden, keiner der Versprechungen glauben können und sich schon entschieden haben, nicht zu wählen, oder noch nicht wissen, wen beziehungsweise welche Partei oder ob sie überhaupt wählen sollen. Dennoch bin ich der Meinung: Auch wenn es keine Partei gibt, die vollständig meinen eigenen Vorstellungen oder denen anderer entspricht, sollte man sich an der Wahl beteiligen und wenigstens – wie manche sagen – dem kleineren Übel seine Stimme geben. Dabei halte ich es für wichtig, nicht denen zu verfallen, die demagogisch argumentieren oder den Himmel auf Erden versprechen; vertrauenswürdiger sind die Politiker, die sich für Ziele, die aus christlicher Sicht unverzichtbar sind, und für realistische Lösungsmöglichkeiten einsetzen. Darum rufe ich noch einmal alle auf, Ihr Wahlrecht wahrzunehmen und damit – wenn auch indirekt – mitzuentscheiden, wie es in Deutschland weitergehen soll. Ich jedenfalls werde mich an dieser Abstimmung beteiligen.

Würde- und geistvoll leben

Firmpredigt 2013

(Apg 2,1-6.14.22b-23.32-33; Röm 8,14-17; Mt 16,24-27)

Was ist der Mensch? Diese Frage treibt Menschen schon seit Jahrtausenden um: Ein blinder Zufall der Natur – oder ein bewusst hervorgebrachtes Geschöpf? Eine gesichtslose Nummer – oder ein unverwechselbares Original? Das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse – oder ein selbst bestimmtes Individuum? Vielleicht aber einfach auch nur sich selbst ein Rätsel?

Zwischen Determination und Freiheit

In vielem sind wir festgelegt: durch Erbanlagen und äußere Bedingungen. Der eine ist ein Überflieger, der andere begreift nur schwer. Der eine wirkt wie ein Athlet, der andere wie eine graue Maus. Der eine hat reiche Eltern und kann sich viel leisten, der andere muss mit wenig zurechtkommen. Niemand kann sich selbst aussuchen, wo und wann er zur Welt kommt. Und doch sind wir nicht nur das Ergebnis unserer Eltern und äußerer Einflüsse. Wir erfahren auch Freiheit und haben viele Möglichkeiten, unser Leben selbst mitzugestalten.

In Freiheit zu leben, ist aber nicht unbedingt einfach; viele sind davon überfordert. Dauernd entscheiden zu müssen, kann belastend sein. Alles erscheint wie "ein großes Warenhaus mit vielen Auswahlmöglichkeiten", im ganz persönlichen Bereich wie auch im öffentlichen Leben. Soll ich mich nun bei den unzähligen Handyversionen für diese oder jene Ausführung entscheiden, oder doch noch für eine ganz andere? Und wie sieht das im Supermarkt bei der Fülle von Angeboten aus, selbst beim Katzen- und Hundefutter? Auch beim Zappen zwischen den Fernsehprogrammen fällt es manchen immer schwerer, noch irgendwo anzuhalten und einem Kanal den Vorzug zu geben.

In DDR-Zeiten haben wir uns nach freiheitlicheren Verhältnissen gesehnt, und heute kann man manchmal hören: "Die Freiheit ist grauer als der Traum von ihr", alltäglicher, komplizierter und aufreibender als gedacht. Tatsächlich bedeutet Freiheit auch nicht nur: Ich kann machen, was ich will. Sie ist mir vielmehr geschenkt, dass ich verantwortungsvoll mit ihr umgehe. Sie fordert mich heraus und strengt an, ist Gabe und Aufgabe zugleich.

Dabei gibt es viele kleine Entscheidungen, manchmal aber auch richtige Weichenstellungen, die sich auf das ganze weitere Leben auswirken. Welche Ausbildung ist für mich die richtige? Soll ich einen praktischen Beruf ergreifen oder besser studieren? Welche Freunde oder Freundinnen finde ich? Mit wem möchte ich eine Ehe eingehen und eine Familie gründen? Oder entscheide

ich mich dafür, Priester zu werden, vielleicht auch in ein Kloster zu gehen? Lasse ich mich treiben und warte, was auf mich zukommt, oder bemühe ich mich zielstrebig um meine Zukunft? Bin ich bereit, politische Verantwortung zu übernehmen, oder halte ich mich aus allem raus? Und wie sieht es mit meiner Kirchenzugehörigkeit aus? Halte ich unseren christlichen Glauben für bedeutungsvoll, versuche ich danach zu leben oder ist mir das gleichgültig? Habe ich den Mut, gegebenenfalls auch gegen den Strom zu schwimmen, oder passe ich mich eher dem an, was in den Medien oder am Stammtisch als zeitgemäß und fortschrittlich propagiert wird?

Söhne und Töchter Gottes

Ihr habt in vielem die Wahl. Durch jeden und jede von euch kann unsere Welt schöner, liebevoller und menschlicher werden, aber auch schlechter, hässlicher und unmenschlicher. Was ist dabei grundlegend und wichtig? Worauf kommt es letztlich an?

"Ihr habt" – so sagt es uns Paulus heute im Brief an die Römer – "nicht einen Geist empfangen, der euch zu Sklaven macht, so dass ihr euch … fürchten müsstet, sondern ihr habt den Geist empfangen, der euch zu Söhnen (und Töchtern) Gottes macht." Und er fährt fort: "So bezeugt der Geist selber unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind."

Was heißt das? Sicher zunächst einmal: Wir sollen uns unserer Würde bewusst werden. Jede und jeder von uns ist "wer"! Dafür sind jedoch nicht Stärke und Macht, Reichtum und Schönheit, Intelligenz und Erfolg ausschlaggebend. Im Gegenteil! Unabhängig von alldem ist jeder Mensch gewissermaßen von Gott geadelt, sein Ebenbild. Und das gilt vom Embryo bis hin zum Sterbenden. Jeder Mensch ist einmalig und nicht genormt, zur Freiheit berufen und nicht als Marionette gedacht, in vielem berechenbar und doch unendlich geheimnisvoll, mit einer eigenen Geschichte, Sehnsucht und Zukunft. Auch in denen, die anderen als nutzlos, belastend und überflüssig erscheinen, leuchtet das Antlitz Gottes auf. Von daher gibt es keine wertlosen Menschen, aber auch keine wertvollen. Hilfreich ist dazu, was Immanuel Kant schreibt: "Im Reich der Zwecke hat alles entweder einen Preis oder eine Würde. Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes … gesetzt werden; was dagegen über allen Preis erhaben ist …, hat eine Würde."



Firmung in der Pfarrei Carl Lampert in der Heilig Kreuz Kirche, Halle (Saale), 2016; Bildrechte: János Mátyus

Wer getauft und gefirmt wird, erfährt dies noch einmal auf eine besondere und ganz neue Weise: du gehörst zu Gott, du bist mit Jesus Christus verbunden, du hast Anteil an seinem heiligen Geist, du bist kein Sklave widergöttlicher oder weltlicher Mächte mehr, sondern befreit zur Herrlichkeit der Kinder Gottes.

Beschenkt und herausgefordert

"Jedem aber" – so sagt Paulus im 1. Brief an die Korinther – "wird die Offenbarung des Geistes geschenkt, damit sie anderen nützt." Und das heißt: Wir sollen uns vom Geist Gottes leiten lassen. Als Christen sind wir herausgefordert, nicht nur irgendetwas zu glauben, sondern auch geistvoll zu leben. Wie aber könnte oder sollte das aussehen? Der heutige Text aus dem Matthäusevangelium bietet uns dazu einen anregenden beziehungsweise provokanten Hinweis. Jesus sagt da: "Wer sein Leben retten will, wird

es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen."

Zunächst fordert das wohl fast alle zum Widerspruch heraus. Wer möchte sein Leben schon verlieren? Mühen sich nicht die meisten mit allen Kräften darum, ihr Leben zu bewahren und glücklich zu werden? Und doch ist vielen auch einsichtig: Wer nur sich selbst sieht und auf seine eigene Karriere fixiert ist, wer um jeden Preis die ganze Welt gewinnen will und dazu sich rücksichtslos durchsetzt oder sogar – wie es heißt – "über Leichen geht", wird wohl kaum wirkliche Erfüllung finden. Eher wird man dabei ein kaltes Herz bekommen, verbittern und sehr einsam werden. Wer aber sein Leben mit anderen teilt, wer Mitmenschen in Krisen- und Notsituationen einfühlsam zur Seite steht, wer in Kirche und Gesellschaft Verantwortung übernimmt, wem Gerechtigkeit, Versöhnung und Frieden ein drängendes Anliegen sind, wer manchmal sogar seinen Schatten überspringen kann und sich selbstlos einsetzt, wer damit gewissermaßen sein vielleicht ruhiges und gemütliches Leben um Gottes und der Nächsten willen freiwillig verliert, wird es sehr wahrscheinlich in einer höheren Qualität erfahren. Heißt es im Volksmund nicht auch: "Geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freude ist doppelte Freude." Und ein mir bekannter Kanon bringt es auf den Punkt: "Der hat sein Leben am besten verbracht, der die meisten Menschen hat froh gemacht."

Ja, als Christen sollen wir wohltuende und anregende Fremdkörper in dieser Welt sein, Gott aus ganzem Herzen lieben und zugleich ebenso liebevoll zum Segen für viele werden. Jesus Christus hat uns das eindrucksvoll vorgelebt und damit ein nachahmenswertes Beispiel gegeben. Die Firmung erinnert uns daran, wozu wir berufen und gesandt sind. Möge der Geist Gottes diejenigen, die heute gefirmt werden, aber auch uns alle, auf neue Weise entzünden und beflügeln, sich der Würde als Mensch und Christ bewusst zu werden und wirklich geistvoll zu leben.

Theologie und Geschichte

Einige hermeneutische Überlegungen: Referat bei der 10. Jahrestagung des Gemeinsamen orthodox-katholischen Arbeitskreises *St. Irenäus* am 14. November 2013 in Thessaloniki

Bei einem Symposion, das im Juli 2013 in Paderborn stattfand, hat Johannes Oeldemann unter anderem darauf hingewiesen, dass der internationale offizielle orthodox-katholische Dialog derzeit in einer Krise steckt, "weil in der Kommission keine Einigkeit über die Methodik des Dialogs erzielt werden kann". Und weiter heißt es in seinem Vortrag: "Der ursprüngliche Plan, nach der grundsätzlichen Einigung über die wechselseitige Beziehung von Primat und Synodalität im Dokument von Ravenna (2007) nun konkret die Rolle des Bischofs von Rom im ersten Jahrtausend zu erforschen, stößt auf Widerstand, vor allem von orthodoxer Seite. Manche Kommissionsmitglieder verweisen auf mangelnde Kompetenz im Bereich historischer Forschungen, andere stellen den Wert historischer Studien grundsätzlich infrage. Der Dialog steht damit in der Gefahr, das Verhältnis von Primat und Synodalität auf einer rein abstrakten Ebene zu bestimmen und die Bedeutung historischer Entwicklungen zu vernachlässigen. Man könnte dies eine Tendenz zum ‚Ahistorismus' nennen, die vor allem auf orthodoxer Seite spürbar ist. Die eigene Vorstellung von Kirche wird auf ein ekklesiologisches, meist trinitätstheologisch fundiertes Ideal zurückgeführt, das als quasi gottgegeben und damit unveränderbar apostrophiert wird. Eine solche ahistorische Sichtweise blockiert das Gespräch und stellt daher eine … grundlegende Herausforderung des orthodox-katholischen Dialogs dar."[1] Auf diesem Hintergrund erscheint es mir sinnvoll, das Verhältnis von Theologie und Geschichte wenigstens in einigen Aspekten einmal etwas genauer zu betrachten. Dabei geht es vor allem um die westliche Entwicklung und Perspektive.

Der "Durchbruch des geschichtlichen Denkens"

1967 schreibt Walter Kasper in einem Aufsatz: "Wir erfahren in der Gegenwart eine radikale Vergeschichtlichung der gesamten Wirklichkeit. Alles ist im Umbruch und im Wandel begriffen; es gibt kaum mehr etwas Festes und Beständiges … Dieser Wandel hat auch die Kirche ergriffen. Das Zweite Vatikanische Konzil hat die Verflochtenheit von Kirche und Geschichte ins allgemeine kirchliche Bewußtsein gehoben. Die Kirche, das Lehramt, die Dogmen schienen vielen bisher der feste Turm in der

1 J. Oeldemann, Aus Gästen werden Freunde. Das Stipendienprogramm der Deutschen Bischofskonferenz im Kontext der gegenwärtigen Herausforderungen des orthodox-katholischen Dialogs, in: KNA-ÖKI Nr. 30-31 (23.07.2013) Dokumentation, IV-VII, hier: V.

Brandung der Zeit und der unerschütterliche Fels in den Wogen der Geschichte zu sein. Besorgt stellen nun viele ernsthafte Christen fest, daß auch in der Kirche alles in Diskussion geraten ist, … , daß die Geschichtlichkeit auch in der Kirche Einzug gehalten hat."[2] Hatten lange Zeit antikes Denken und griechische Philosophie mit einem relativ statischen Seinsverständnis und ewigen Wesensgesetzlichkeiten die christliche Theologie und die Lehre der Kirche geprägt, vollzog sich bereits im 19. Jahrhundert ein bedeutsamer Umschwung.[3] Gesamtgesellschaftlich trugen die Romantik und der deutsche Idealismus, aber auch die Erfahrungswissenschaften mit dazu bei. Zunächst waren es freilich nur Einzelne, die wie z.B. Ignaz von Döllinger 1863 forderten, "daß jede Theologie mit dem ‚historischen Auge' ebenso wie mit dem ‚philosophischen' oder ‚spekulativen' sehen müsse"[4], doch schon bald wurde "die historische Dimension der Theologie und das Denken in geschichtlichen Kategorien" trotz noch jahrzehntelang andauernder neuscholastisch bzw. antimodernistisch motivierter Widerstände römischer und anderer Kräfte immer mehr "zum selbstverständlichen Allgemeinbesitz aller theologischen Disziplinen"[5]. Große Systematiker des 20. Jahrhunderts, vor allem aus dem französischen Raum, belegen dies mit ihren kirchen- und theologiegeschichtlichen Studien auf eindrucksvolle Weise. Erinnert sei nur zum Beispiel an Yves Congar, Marie-Dominique Chenu, Jean Daniélou und Henri de Lubac.[6]

Eine Frucht dieser Entwicklung ist auch die grundlegende Erkenntnis und Überzeugung, dass der christliche Glaube ohne historischen Bezug nicht denkbar sei und die Geschichtlichkeit geradezu das charakteristische religionsphänomenologische Wesensmerkmal des Christentums bilde, nur noch dem Judentum vergleichbar. Schließlich handle es sich bei der christlichen Religion nicht um irgendwelche allgemeingültigen Einsichten, abstrakten Wahrheiten oder verschwommenen Mythen, sondern um die konkrete Offenbarung Gottes in Raum und Zeit: im Alten wie im Neuen Testament, durch die Befreiung des Volkes Israel aus Ägypten sowie durch Gesetz und Propheten, vor allem aber durch die einzigartige und unüberbietbare Menschwerdung des Sohnes Gottes im Juden Jesus von Nazareth, am östlichen Rande des Römischen Reiches, als Kaiser Augustus herrschte und Quirinius Statthalter von Syrien war, wie auch dann durch Jesu Tod am Kreuz unter Pontius Pilatus und seine Erscheinungen als Auferstandener.[7] Gottes Selbstoffenbarung und sein Heilshandeln an den Menschen ereignet sich also nicht zeit- und weltlos, sondern dialogisch inmitten und mittels der menschlichen Geschichte.

Darum ist folglich die Kirche – vom Christusereignis ausgehend – als göttlich-menschliche Bewegung und himmlisch-irdische Größe ebenso nicht nur in ihrer äußeren Gestalt, sondern auch in ihrer Theologie, ihrem Selbstverständnis und ihrer Verkündigung geschichtlich geprägt. Selbst die Dogmen als verbindliche Lehraussagen sind weder überzeitlich noch absolut formuliert, sondern historisch bedingt, jeweils in einer konkreten Sprache abgefasst und außerdem in einem ganz bestimmten Horizont sowie zumeist als abwehrende Reaktion auf irgendwelche kritischen Herausforderungen entstanden. Damit erweisen

2 W. Kasper, Glaube im Wandel der Geschichte, Mainz 1970, 39f.
3 Vgl. P. Hünermann, Der Durchbruch geschichtlichen Denkens im 19. Jahrhundert. Johann Gustav Droysen, Wilhelm Dilthey, Graf Paul Yorck von Wartenburg. Ihr Weg und ihre Weisung für die Theologie, Freiburg i.Br. 1967.
4 Vgl. K. Schatz, Ist Kirchengeschichte Theologie?: ThPh 55 (1980) 481-513, hier: 482.
5 Ebd. 481.
6 Vgl. M. Delgado, Kirchengeschichte in schweren Zeiten, in: Kirchengeschichte als Wissenschaft (hg. v. B. Jaspert), Münster 2013, 53-65, hier: 54.
7 Vgl. W. Kasper, a.a.O. 43f.; W.-F. Schäufele, Auf dem Weg zu einer historischen Theorie der Moderne. Überlegungen zur Kirchengeschichte als Wissenschaft, in: Kirchengeschichte als Wissenschaft, a.a.O., 162-181, hier: 166-168.

sie sich bei aller Wahrheit, die sie bezeugen, zugleich doch auch schon von vornherein als defizitär, und das heißt: sowohl formal als auch inhaltlich und sachlich begrenzt, als kein erschöpfender Ausdruck dessen, was sie auszulegen versuchen. Mit ihnen verbindet sich deshalb immer ein "Mehr", ein "Sinnüberschuss" über ihre Aussage hinaus.[8] Aufgrund dieser Geschichtlichkeit des Dogmas, der Vorläufigkeit seiner Aussage und der Notwendigkeit, es vielleicht – durch neuere und tiefere Einsichten begleitet – in einen anderen Kontext übersetzen zu müssen, ergibt sich auch, dass die theologische Durchdringung und Erschließung der Offenbarungsbotschaft kein abgeschlossener Prozess ist; vielmehr komme es – jedenfalls nach katholischem Verständnis – zu so etwas wie einer Dogmenentwicklung.[9] Diese zu erforschen und darzustellen, sieht die theologisch-historische Disziplin der Dogmengeschichte als ihre Aufgabe an. Dabei geht es ihr sowohl um die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der kirchlichen Lehre als auch um den Versuch, den im Laufe der Zeit sich wandelnden Glaubensausdruck tiefer zu verstehen.[10]

Christentum, Kirche und Theologie haben es also einerseits mit transzendenten und unveränderlichen Wahrheiten zu tun; andererseits aber – so die neuzeitlich bewusster gewordene Erkenntnis – gehört die geschichtliche Dimension wesentlich dazu und muss bei allen Bemühungen um ein besseres Verständnis noch ernster genommen werden.

8 Vgl. W. Beinert, Art. Dogma/Dogmatische Aussage, in: ders. (Hg.), Lexikon der katholischen Dogmatik, Leipzig 1989, 89-91.
9 Vgl. ders., Art. Dogmenentwicklung, in: ebd. 95-97.
10 Vgl. ders., Art. Dogmengeschichte, in: ebd. 97f.

Die Bedeutung der Kirchengeschichte

In diesem Zusammenhang kommt der Kirchengeschichte eine besondere Funktion zu. Dabei sollte man freilich beachten, dass sie nicht nur eine Hilfswissenschaft der Theologie ist, sondern beansprucht, neben ihrer historischen Prägung zugleich auch selbst einen theologischen Charakter zu haben. Wissenschaftstheoretisch gilt inzwischen unumstritten, dass sie eine "historische Wissenschaft" ist, die mit denselben kritischen Methoden arbeitet wie die profane Geschichtswissenschaft. Insofern reiht sie sich in den allgemeinen Kreis der Humanwissenschaften ein, ist mit ihnen im Austausch und kann darin vor allem die Bedeutung religiöser Faktoren für das menschliche Zusammenleben hervorheben. Worin zeigen sich aber der theologische Charakter der Kirchengeschichte und ihre kircheninterne Aufgabe? Das ist nach wie vor umstritten. Weitgehende Übereinstimmung besteht jedoch darin, dass Kirchengeschichte wissenschaftlich verantwortet wohl weder als Heilsgeschichte noch als angewandte Ekklesiologie betrieben werden kann.[11] Sie dürfe sich weder spirituell noch dogmatisch vereinnahmen lassen, sondern müsse konsequent ihrem "kritisch-historischen Charakter" treu bleiben.[12] Im Sinne eines hermeneutischen Programmes von "Erinnern und Versöhnen" sei heutzutage stattdessen – so formuliert es Mariano Delgado – eine Kirchengeschichte gefragt, "die die Geschichte im Allgemeinen und die Geschichte von Kirche und Christentum im Besonderen als locus theologicus betrachtet, also eine ‚fundamentaltheologisch' geprägte Kirchengeschichte".[13] Vor zwei Extremen solle man sich dabei freilich hüten: zum einen vor einer selbstherrlichen Apologetik, die sämtliche Entwicklung idealistisch beziehungsweise ideologisch rechtfertigt und jegliches Negative leugnet, zum

11 Vgl. K. Schatz (s. Anm. 4) 487-498.
12 Vgl. ders., Rezension zu: Kirchengeschichte als Wissenschaft" (s. Anm. 6), (Ms.) 2.
13 M. Delgado (s. Anm. 6) 56.



Arbeitskreis St. Irenäus auf Chalki/Türkei 2015; Bildrechte: Johann-Adam-Möhler-Institut Paderborn

anderen aber auch vor dem Versuch, alles nur als eine einzige widergöttliche und menschenfeindliche Kriminalgeschichte zu entlarven.[14] Bemerkenswerterweise neigen auch andere Kirchenhistoriker explizit oder implizit dazu, der Kirchengeschichte eine fundamentaltheologische Bedeutung zuzuweisen. Dazu gehören zum Beispiel Norbert Brox, Hans Reinhard Seeliger, Klaus Schatz oder Hubert Wolf.[15]

Was für konkrete Aufgaben hätte aber eine fundamentaltheologische Kirchengeschichte? Ohne Vollständigkeit zu beanspruchen, möchte ich dazu – Mariano Delgado folgend[16] – einige aufzeigen. An erster Stelle nennt er die "Kritische Durchleuchtung des Überlieferungsprozesses mit konstruktiver Kirchenkritik". Darunter versteht er, mit Hilfe der historischen Methode zu untersuchen, ob und worin die christlichen Akteure im Wandel der Zeiten und Kulturen dem Evangelium treu geblieben sind oder nicht. Dabei geht es nicht nur um die binnenkirchliche Perspektive, wie sich also das Christentum artikuliert und entwickelt hat, in Kontinuität und Diskontinuität, homogen und

14 Vgl. Internationale Theologische Kommission, Erinnern und Versöhnen. Die Kirche und die Verfehlungen in ihrer Vergangenheit. Ins Deutsche übertr. und hg. v. G. L. Müller, Einsiedeln/Freiburg i. Br. ²2000, 10 u. 70.

15 Vgl. M. Delgado (s. Anm. 6) 56-59.

16 Vgl. ebd. 59-63.

kontrovers, als "rechtgläubige Großkirche" in Abhebung von unterlegenen häretischen wie schismatischen Minderheiten; von Interesse ist auch die Auseinandersetzung mit nichtchristlichen und andersdenkenden Kräften und Bewegungen, die Wahrnehmung und Bewertung durch andere. Wie oft sind jedoch gerade unangenehme und störende Zeugnisse vernichtet worden oder anfragende und gegenteilige Meinungen nicht mehr rekonstruierbar. Statt in der Nachfolge Jesu Christi empfindlich für Unrecht und Leid zu bleiben, sind Vertreter der Kirche oftmals selbstherrlich, rücksichtslos und unbarmherzig vorgegangen, ist das Evangelium verraten oder verfälscht worden, hat man versagt und Schuld auf sich geladen. An Beispielen nenne ich nur das Verhältnis zu den Juden, den Umgang mit Abtrünnigen aller Art, die Mission mit dem Schwert, die Kreuzzüge und anderen Glaubenskriege sowie manche "unheilige" Allianzen mit politischen Machthabern oder nationalistischen Kräften. Solche Fehlentwicklungen dürfen nicht verschwiegen, sondern müssen – auch wenn dies schmerzlich und belastend ist – schonungslos aufgedeckt, sorgfältig geprüft und freimütig ausgewertet werden. Das sollte man nicht den Feinden der Kirche überlassen, sondern aus Liebe zu ihr selbst betreiben. Der Kirchengeschichte käme damit gewissermaßen ein "ideologiekritisches Wächteramt"[17] zu, das zu einer "Selbstreinigung" führen kann, das außerdem verhindert, dass die Theologie jeglichen Bezug zur Welt und zum Menschen verliert, und das auch der Kirche hilft, inmitten der Herausforderungen und Gefahren der Gegenwart aufs Neue ihrer Sendung gerecht zu werden. Fragt man nach einem Maßstab, um etwas als Fehlentwicklung beziehungsweise als Verrat am Evangelium bezeichnen zu können, so wäre eine Handlungsweise nach dem Motto "Der Zweck heiligt die Mittel" ein mögliches Beispiel, wenn Christen also Böses getan hätten, um Gutes zu erreichen.[18]

Bei einer solchen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit – und darin sieht Mariano Delgado die zweite Aufgabe einer fundamentaltheologischen Kirchengeschichte – kommt es entscheidend darauf an, sich nicht in Themenfeldern zu verzetteln, die höchstens für den Forscher interessant sind, sondern die Überlieferung danach zu befragen, was heutzutage und zukünftig für Theologie und Verkündigung an existentiellen Problemen ansteht. Um eine Erinnerung sollte es ihr also gehen, die sich auf die Gegenwart auswirkt und zu einer kreativen Erneuerung führt beziehungsweise beiträgt.

Ein weiterer beachtenswerter Aspekt wäre nach Mariano Delgado, heutige Kirchengeschichte aus einer provinzialistischen und konfessionalistischen Engführung herauszuholen und sie in weltkirchlicher wie ökumenischer Weite zu betreiben. Was wir brauchen, um die Zukunft des Christentums verantwortlich und hoffnungsvoll gestalten zu können, sind keine kontrovers-theologischen "Rechtfertigungsgeschichten der eigenen Sippe", sondern ermutigende Versuche, auch die kirchlichen Entwicklungen in den anderen Regionen und Konfessionen verstehen zu wollen. Kirchengeschichtliche Forschungen könnten dabei helfen, aus einer gesunden Distanz heraus zu klären, ob und wie andersartige Ausdrucksformen und Traditionen tatsächlich schwerwiegend von dem abweichen, wovon man selbst überzeugt ist, oder ob und wie diese vielleicht als kompatibel anzusehen sind.

Und schließlich – so Mariano Delgado – sollte man sich auf "jene Gelenkstellen (Gerhard Ebeling), epochalen Übergänge (Bernhard Welte) oder Brennpunkte der Kirchengeschichte … konzentrieren, in denen Probleme auftreten, die für den weiteren Weg der Kirche in Gegenwart und Zukunft wichtig sind"[19]. Fragen, die hierbei eine besondere Aktualität haben, sind zum Beispiel: Wie kann In-

17 W.-F. Schäufele, Auf dem Weg zu einer historischen Theorie der Moderne, in: Kirchengeschichte als Wissenschaft (s. Anm. 6), 162-181, hier: 166.
18 Vgl. M. Delgado (s. Anm. 6) 61.
19 Ebd. 63.

kulturation gelingen, wie kann das Christentum sich in einer anderen Denk- und Lebenswelt verständlich machen? Welche Auswirkungen hat es, wenn Religion und Nation verschmelzen? Wie ist es zu Spaltungen gekommen, was für Ursachen und Folgen hatten diese, welche Rolle haben dabei theologische und nichttheologische Faktoren, Glaubensfragen und menschliche Befindlichkeiten, philosophische Hintergründe und einfache Missverständnisse gespielt? Worin besteht die kontinuierliche Tradition, und was ist vergessen, verdrängt oder abgebrochen worden? Wo ist auch Neues entstanden?

Insgesamt könnten derartige Überlegungen und entsprechende Forschungsprojekte gegenüber verengten Perspektiven, festgefahrenen Klischees, mythologischen Vorstellungen und belastenden Schuldzuweisungen – historisch und theologisch, konfessionell und ökumenisch, binnenkirchlich und gesamtgesellschaftlich – zu einer "Reinigung des Gedächtnisses" und einer "Heilung der Erinnerung" führen. Das aber wäre für viele Bereiche eine wesentliche Voraussetzung zur Verständigung über strittige Themen, für eine geistvolle Versöhnung und friedvolle Beziehungen.



Arbeitskreis St. Irenäus 2018 in Graz/Österreich; Bildrechte: Johann-Adam-Möhler-Institut Paderborn



Arbeitskreis St. Irenäus bei einer Audienz mit Papst Franziskus, 2021; Bildrechte: Vatican Media

Beispiele kirchenhistorisch-theologischer Aufarbeitung

Nunmehr aber möchte ich, ohne ausführlich auf alles eingehen zu können, einige konkrete Beispiele nennen, die auf unterschiedliche Weise zeigen, wie kirchen- und theologiegeschichtliche Forschungen zu neuen Sichten und fruchtbaren Veränderungen führen können.

Nestorius und die Apostolische Assyrische Kirche des Ostens

Zuerst soll sich der Blick dabei auf die Auseinandersetzungen um Nestorius und seine christologischen Vorstellungen richten. Gilt Nestorius auch heute noch infolge seiner Verurteilungen durch eine römische Synode 430 und das Konzil von Ephesus 431 als Häretiker, so bestreitet die Forschung seit einiger Zeit doch massiv die Angemessenheit der traditionellen Deutung seiner Lehre durch seine Gegner. Bei Abwägung aller Faktoren – d.h. der psychologischen, philosophischen und theologischen Voraussetzungen aller beteiligten Kontrahenten sowie der politischen

und kirchlichen Umstände – müsse man ihn eigentlich rehabilitieren und könne durchaus sagen: "Nestorius war kein Nestorianer".[20] Ebenso deutlich haben neuere Forschungen und Tagungen inzwischen außerdem aufgezeigt, dass die Assyrische Kirche – polemisch üblicherweise als "nestorianisch" bezeichnet – in vielem auch aufgrund ihrer Existenz außerhalb des Römischen Reiches zwar eigene Wege gegangen ist, nie aber eine "nestorianische" Christologie vertreten hat.[21] Auf diesem Hintergrund kam es 1994 dann auch dazu, dass zwischen der Assyrischen und der Katholischen Kirche eine Gemeinsame Erklärung zum christologischen Verständnis unterzeichnet werden konnte. Seitdem hat sich die ökumenische Annäherung beider Seiten – unter Einbeziehung der Chaldäer, d.h. der unierten Vertreter der ostsyrischen Tradition – erfreulich weiterentwickelt; sogar eine begrenzte gegenseitige Zulassung zum Empfang der Eucharistie ist möglich geworden.[22] Andererseits gibt es aufgrund der historischen Verwerfungen und aktuellen Meinungen übereinander immer noch keine Kirchengemeinschaft mit einer der anderen Orthodoxen oder Orientalisch-Orthodoxen Kirchen.[23]

Chalcedonenser und Altorientalen

Ein weiteres Beispiel historisch-theologischer Aufarbeitung steht ebenfalls mit den christologischen Auseinandersetzungen der Alten Kirche in Verbindung und bezieht sich auf die Missverständnisse und Spaltungen, die dem Konzil von Chalcedon 451 folgten. Die einen – d.h. in heutigem Sprachgebrauch: Rom und die byzantinische Orthodoxie – rezipierten dessen Definitionen und Beschlüsse, die anderen – fälschlich bald "Monophysiten" genannt, sachlicher inzwischen unter der Bezeichnung "orientalisch-orthodox" oder "altorientalisch" bekannt – lehnten vor allem die christologische Terminologie ab. Nach mehr als 1500 Jahren unüberwindbar scheinender Distanz ist in der gegenseitigen Wahrnehmung und Beurteilung seit 1964 jedoch ein tiefgreifender Wandel eingetreten.[24] Dank wichtiger Untersuchungen zur Lehre des Severus von Antiochien und anderer Theologen des 5. und 6. Jahrhunderts sowie dank zahlreicher zwischenkirchlicher Konsultationen hat sich immer mehr die Erkenntnis durchgesetzt, dass zwischen Altorientalen und Orthodoxen wie Katholiken trotz unterschiedlicher Ausdrucksweise ein christologischer Konsens bestehe und man gemeinsam die apostolische Tradition treu bewahrt habe. Auf panorthodoxer Ebene ist es freilich bisher noch nicht zu einer Rezeption der diesbezüglichen Dialogergebnisse mit einer Aufhebung der bisherigen Verurteilungen gekommen, auf regionaler Ebene gibt es zwischen orthodoxen und altorientalischen Kirchen jedoch schon manche Kooperation.[25] In den Beziehungen zwischen Rom und den Altorientalen haben die erzielten Einsichten und Verständigungen sogar schon zu wichtigen offiziellen Gemeinsamen Erklärungen über die theologische Annäherung und zu einigen praktischen Vereinbarungen hinsichtlich seelsorglicher Belange bis hin zu einer begrenzten Sakramentengemeinschaft geführt.[26]

20 Vgl. A. Amato, Art. Nestorius (N.), Nestorianismus, in: LTHK³ 7 (1998) 745-749; A. Grillmeier, Jesus der Christus im Glauben der Kirche I. Von der Apostolischen Zeit bis zum Konzil von Chalcedon (451), Freiburg ²1979, 642-645.

21 Vgl. H.J. Schulz, Der Ökumenische Dialog zwischen der katholischen Kirche und den orthodoxen Kirchenfamilien, in: Handbuch der Ostkirchenkunde III (hg. v. W. Nyssen u.a.), Düsseldorf 1997, 211-244, hier: 242-244; W. de Vries, Die Altorientalischen Kirchen. Ihre älteste Eigentradition und ihre Sonderentwicklung als Folge der christologischen Streitigkeiten, in: Handbuch der Ostkirchenkunde I (hg. v. W. Nyssen u.a.), Düsseldorf 1984, 209-225, hier: 210-214.

22 Vgl. DwÜ III, 594-601.

23 Vgl. J. Oeldemann, Die Kirchen des christlichen Ostens (topos Taschenbücher 577), Kevelaer ²2008, 64-68.

24 Vgl. dazu J. Oeldemann, Orthodoxe Kirchen im ökumenischen Dialog. Positionen, Probleme, Perspektiven, Paderborn 2004, 54-58; H.-J. Schulz (s. Anm. 21), 233-242.

25 Vgl. J. Oeldemann, (s. Anm. 24) 57f.; DwÜ III, 131-138.

26 Vgl. H.-J. Schulz, (s. Anm. 21) 240-242; DwÜ I, 527-542; DwÜ II, 568-580.; DwÜ III, 570-593; DwÜ IV, 849-868.

Das Schisma von 1054

Ein besonders markantes Beispiel dafür, dass eine kritische und differenzierte Analyse historischer Ereignisse helfen kann, zu einem sachlicheren Urteil zu kommen, eine fast traumatische Erinnerung zu entkrampfen und zur Versöhnung beizutragen, ist sicherlich die orthodox-katholische Bemühung, das Schisma von 1054 zu erhellen und die Bannsprüche dann gewissermaßen der Vergangenheit zu überlassen.[27] Der Ökumenische Patriarch Athenagoras und Papst Paul VI. hatten dazu den Auftrag erteilt. Noch heute steht dieses unsägliche Ereignis von 1054 klischeehaft für die Trennung von Ost- und Westkirche. Dem gegenüber stellte eine gemeinsame Studienkommission heraus, dass dies der Wirklichkeit in keiner Weise gerecht wird. Zum einen hatte der päpstliche Delegat damals weder die Kirche von Konstantinopel, geschweige denn die Orthodoxie insgesamt exkommuniziert, sondern nur den damaligen Ökumenischen Patriarchen; zum anderen hatte auch dieser nicht die gesamte Kirche von Rom gebannt. Außerdem war es schon lange vorher zur Entfremdung gekommen, und verschiedene Entwicklungen danach – wie z.B. die Eroberung Konstantinopels 1204 durch die Kreuzritter oder die Überhöhung des Papsttums – haben diese noch verstärkt bzw. auf die Spitze getrieben. Zugleich hatte es auch nach 1054 noch jahrhundertelang vielfältige und selbstverständliche Beziehungen zwischen den Kirchen in Ost und West gegeben. Dennoch war es enorm wichtig, dass 1965 bei der letzten Sitzung des II. Vatikanischen Konzils in Rom und gleichzeitig in Konstantinopel eine Gemeinsame Erklärung von Papst Paul VI. und Patriarch Athenagoras mit seiner Synode verlesen wurde, in der es heißt, dass diese die ärgerlichen Vorkommnisse von 1054 relativieren, bedauern, "aus dem Gedächtnis und der Mitte der Kirche tilgen und dem Vergessen anheimfallen lassen".[28] Dieser Versöhnungsakt hat zwar nicht unmittelbar die Einheit zwischen Rom und Konstantinopel und der gesamten Orthodoxie wiederhergestellt, wohl aber ein ganz entscheidendes psychologisches Hindernis auf dem Weg zur Wiederherstellung einer vollen Communio beseitigt und eine neue Qualität in den gegenseitigen Beziehungen möglich gemacht.

Rechtfertigungslehre

Auch im Verhältnis zwischen Katholiken und Lutheranern ist es in den letzten Jahrzehnten mit Hilfe historisch-theologischer Akribie zu wesentlichen Klärungen gekommen. Spektakulär war vor allem, dass 1999 zum ersten Mal seit der Reformation beide Seiten höchst offiziell – durch Vertreter des Lutherischen Weltbundes und des Päpstlichen Einheitsrates – eine Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre unterzeichnen konnten.[29] Hauptsächlich hatte ja die Auseinandersetzung um diese Problematik im 16. Jahrhundert zur Spaltung der abendländischen Christenheit geführt. Wird der Sünder allein aus Gnade gerechtfertigt – wie Luther meinte – oder aufgrund seiner Verdienste und Mitwirkung? So lauteten – jedenfalls schroff und plakativ zugespitzt – die gegensätzlichen Positionen seit jener Zeit. Nunmehr aber war es möglich geworden, gemeinsam zu bekennen: "Allein aus Gnade im Glauben an die Heilstat Christi, nicht aufgrund unseres Verdienstes, werden wir von Gott angenommen und empfangen den heiligen Geist, der unsere Herzen erneuert und befähigt und aufruft zu guten Werken."[30] Zugleich wird dann

27 Vgl. H.-J. Schulz, ebd. 221f.; A. Payer, Der Ökumenische Patriarch Athenagoras I. ein Friedensbringer aus dem Osten, Würzburg 1986, 97-100.

28 Vgl. DwÜ I, 522f.

29 Der Text der Erklärung sowie weitere Dokumente dazu und ein hinführendes Referat von Bischof Karl Lehmann finden sich in: Einig im Verständnis der Rechtfertigungsbotschaft? Erfahrungen und Lehren im Blick auf die gegenwärtige ökumenische Situation (Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz 19), Bonn 1998.

30 Ebd. 40.

noch entfaltet und festgestellt, dass die verbleibenden lutherisch-katholischen Unterschiede "in der Sprache, der theologischen Ausgestaltung und der Akzentsetzung des Rechtfertigungsverständnisses"[31] nicht der grundsätzlichen Übereinstimmung widersprechen, sondern diese ergänzen und sogar bereichern können. In der Sprache der Theologen nennt man das einen "differenzierten Konsens". Damit haben auch alle gegenseitigen Lehrverurteilungen in der Frage der Rechtfertigung im Blick auf die heutigen Partner ihre kirchentrennende Wirkung verloren. Wie konnte es aber gelingen, eine so grundsätzliche Kontroverse zu überwinden? Mehrere Faktoren haben dazu beigetragen. Neben neueren Erkenntnissen in der biblischen Exegese war es die Möglichkeit, die vielschichtigen historischen Zusammenhänge inzwischen deutlicher wahrzunehmen, auch die "Beschränktheiten" der Denkformen und Begriffsbildungen der verschiedenen Parteien jener Zeit oder den enormen Einfluss nichttheologischer Kräfte und Umstände. Dazu gehört auch, emotionale und psychische Aspekte zu beachten. So haben z.B. leidvolle Erfahrungen auf beiden Seiten ein solches Misstrauen erzeugt, dass man sich gegenseitig vielfach nur im Licht oder Schatten irgendwelcher Extrempositionen sah. Darüber hinaus war außerdem die Einsicht hilfreich, dass

31 Ebd. 48.



Arbeitskreis St. Irenäus in Cluj-Napoca/Rumänien 2022; Bildrechte: Johann-Adam-Möhler-Institut Paderborn

man durchaus mit verschiedenen Worten dasselbe meinen kann und mit denselben Worten Verschiedenes, und dass in anderen Zusammenhängen manches neu interpretiert und formuliert werden muss, um verständlich zu bleiben. Methodisch bewährt hat sich dabei ebenfalls, Fragen wie folgende zu stellen: Gegen wen richtet sich in den reformatorischen Streitigkeiten eine bestimmte Aussage? Gibt sie die gemeinte Position auch korrekt wieder? Trifft sie inzwischen die Lehre der anderen Seite immer noch? Wenn ja, welchen Stellenwert und welche Bedeutung haben etwa verbleibende Unterschiede? Durch eine solche differenzierte Auseinandersetzung mit der Rechtfertigungsproblematik ist es gelungen, die Beziehungen zwischen Katholiken und Lutheranern auf eine qualitativ neue Basis zu stellen. Damit sind jedoch noch nicht alle kirchentrennenden Hindernisse beseitigt, aber Möglichkeiten aufgezeigt, wie man auch die weiterhin bestehenden "bearbeiten" könnte.

Luther und die Reformation

Zum Abschluss sei noch auf die jüngste katholisch-lutherische Verständigungsbemühung hingewiesen. Im Blick auf das Jahr 2017 mit dem 500. Gedenktag des Beginns der Reformation durch den sogenannten "Wittenberger Thesenanschlag" Martin Luthers hat die im Auftrag des Lutherischen Weltbundes und des Päpstlichen Einheitsrates arbeitende gemeinsame Kommission für die Einheit am 17. Juni 2013 einen Bericht bzw. ein "Studiendokument" vorgelegt, das den Titel trägt: "Vom Konflikt zur Gemeinschaft".[32] Ausgehend von den gesellschaftlichen und ökumenischen Herausforderungen unserer Zeit, neueren Erkenntnissen der Mittelalterforschung, dem Wandel des katholischen Lutherbildes und der kirchlichen Entwicklung seit dem II. Vatikanischen Konzil wird darin kritisch und wohlwollend versucht, gemeinsam darzustellen, wie die Reformation verlaufen ist und die katholische Seite darauf reagierte, um welche Themen es hauptsächlich ging, worin jeweils Luthers Position und die katholischen Anliegen bestanden und was nach den bisherigen ökumenischen Dialogen gemeinsam gesagt werden kann bzw. different geblieben ist. Schließlich betont man auch gemeinsam, dass es nicht darum gehen könne, eine Spaltung zu feiern, sondern vielmehr Dank zu sagen für das damals grundgelegte neue Verständnis des Evangeliums und des Glaubens an Jesus Christus. Auch den schmerzvollen Schattenseiten der Reformation müsste man sich gemeinsam stellen, einschließlich der Tatsache, dass sich beide Parteien im 16. Jahrhundert nicht nur häufig missverstanden, sondern sich gegenseitig auch bewusst lächerlich gemacht haben. Die Intention dieses Textes ist klar: Es geht ihm auf dem Weg zu einer christlichen Einheit um eine "Reinigung des Gedächtnisses", eine "Heilung der Erinnerungen", es geht ihm um eine wirkliche Versöhnung und um das gemeinsame Zeugnis für das Evangelium Jesu Christi.

Anhand dieser hermeneutischen Überlegungen und konkreten Beispiele dürfte deutlich geworden sein, dass Christentum, Kirche und Theologie durch und durch geschichtlich geprägt sind und sich ebenso äußern. Um die eigene Identität und auch andere Traditionen besser verstehen zu können, um gegebenenfalls Konflikte zu entschärfen, zur Versöhnung beizutragen und verantwortbare gemeinsame Lösungen für Gegenwart und Zukunft zu finden, kann man darum nicht darauf verzichten, die historische Dimension aller Äußerungen und Entwicklungen in gebührender Weise zu berücksichtigen. Ansonsten bestünde die Gefahr, wirklichkeitsfremd zu werden und sich ideologisch abzukapseln.

32 Vom Konflikt zur Gemeinschaft. Gemeinsames lutherisch-katholisches Reformationsgedenken im Jahr 2017. Bericht der Lutherisch/Römisch-katholischen Kommission für die Einheit, Leipzig/Paderborn 2013.

Versachlichung – Versöhnung – Verständigung

Eine katholische Zwischenbilanz auf dem Weg zum Reformationsgedenken 2017 vom 26. Juni 2014

1617 haben evangelische Christen zum ersten Mal ein Reformationsjubiläum gefeiert.[1] 100 Jahre nach dem Beginn der Reformation ging es Lutheranern und Calvinisten dabei vor allem darum, sich der protestantischen Identität zu vergewissern und den durch das Trienter Konzil (1545-1563) ausgelösten Neuaufschwung des katholischen Lebens in den Schatten zu stellen. Rom setzte dem ein Sonderjubiläum zur "Ausrottung der Ketzereien" entgegen. Ein Jahr später brach der Dreißigjährige Krieg aus. Auch 1717 verklärte man Luther in seinem Kampf gegen das Papsttum und als Gründer einer neuen Kirche. 1817 aber – nach der Völkerschlacht und dem Sieg über Napoleon – stieg Luther zum deutschen Nationalhelden und idealen Urbild eines Bürgers auf. Dies steigerte sich im folgenden Jahrhundert noch, so dass Luther 1917 nicht nur als Gründungsvater des Deutschen Reiches galt, sondern angesichts des Ersten Weltkrieges sogar wegen seines festen Gottvertrauens und seines unerschütterlichen Kampfeswillens als Deutscher schlechthin und als möglicher Retter des Volkes gepriesen wurde. In der Zeit des Nationalsozialismus war seine Rolle umstritten: Sollte man ihn – wie die Deutschen Christen – als Vorboten des Führers verstehen oder eher – wie die Vertreter der Bekennenden Kirche – als Rufer zum Widerstand? Und 1983 schließlich – anlässlich seines 500. Geburtstages – erklärten die kommunistischen Machthaber der DDR Luther zu einem "frühbürgerlichen Revolutionär" und damit gewissermaßen zu einem Vorläufer ihrer ideologischen Vorstellungen. Alle bisherigen Reformationsjubiläen – so lässt sich rückblickend sagen – waren zum größten Teil antikatholisch und bzw. oder von nationalen Interessen bestimmt. Bedenkenlos wurde Luthers Erbe dabei sowohl kirchenpolitisch als auch politisch instrumentalisiert, feierte man "immer zuerst und vor allem sich selbst".[2]

Und nun steht 2017 der 500. Jahrestag der Reformation an. Wie soll er begangen werden? Was will man dabei in den Blick rücken? Durch welche Akzente wird er geprägt sein? Im Vergleich zu früheren Zeiten hat sich ja unser gesellschaftlicher Kontext beträchtlich gewandelt. Globalisierung und Säkularisierung sind Phänomene, die uns zutiefst erfasst haben und beschäftigen. Wie kann man in dieser Situation weltweit und außerkirchlich die

1 Vgl. Annina Ligniez, Legitimation durch Geschichte. Das erste Reformationsjubiläum 1617 in Wittenberg, in: K. Tanner (Hg.), Konstruktion von Geschichte. Jubelrede-Predigt-Protestantische Historiographie (LStRLO 18), Leipzig 2012, 53-66.

2 Vgl. Hartmut Lehmann, Die Deutschen und ihr Luther, in: FAZ vom 25.08.2008, Zitat aus: ders., Luthergedächtnis 1817 bis 2017, Göttingen 2012, 11.

Bedeutung der Reformation ins Spiel bringen? Außerdem hat die Ökumenische Bewegung der Neuzeit unser christliches Selbstverständnis und die Beziehungen zwischen den Kirchen in den letzten Jahrzehnten enorm verändert. Vielerorts ist erfreulicherweise ökumenisches Denken und Handeln bestimmend geworden. Dazu gehört auch, dass es zwischen Lutheranern und Katholiken schon seit fast 50 Jahren einen recht fruchtbaren theologischen Dialog gibt. Wie aber könnte sich das in diesem Zusammenhang positiv auswirken? Inner- bzw. zwischenevangelisch kommt noch hinzu, dass man 2017 erstmals bei einer solchen Jahrhundertfeier aufgrund der Leuenberger Konkordie von 1973 untereinander in Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft steht. Und schließlich fordert uns allesamt auch der Interreligiöse Dialog heraus.

Die Erwartungen an das bevorstehende Gedenkjahr sind hoch und je nach Interessenslage unterschiedlich. Bisher scheinen – wie der deutsche Historiker Hartmut Lehmann meint – drei nicht gerade originelle Konzepte in der Vorbereitung auf 2017 eine besondere Rolle zu spielen.[3] Zum einen geht es wieder einmal darum, zentrale Orte der Reformation und dabei vor allem die Wirkungsstätten Luthers hervorzuheben und möglichst viele In- und Ausländer zu animieren, diese aufzusuchen. Ohne Zweifel kann das anregen, Luther und seine Wirkungsgeschichte besser zu verstehen, und doch wäre es zu wenig, sich nur auf die Organisation von Pilgerreisen und die Förderung des Tourismus zu beschränken. Zum anderen ist man im Sinne einer konfessionellen Selbstvergewisserung bemüht, das protestantische Profil deutlicher herauszustellen und die Entwicklung der modernen Gesellschaft manchmal recht einseitig und kurzschlüssig, vielleicht sogar etwas triumphalistisch auf die Reformation zurückzuführen. Und schließlich fehlt auch nicht der nationale Bezug auf die deutschen Ursprünge der Reformation, der besonders von Politikern mit Nachdruck betont wird und in der finanziellen Unterstützung durch den Staat seinen Ausdruck findet.

Selbstverständlich ist das Thema 500 Jahre Reformation zuerst einmal eine evangelische Angelegenheit. Viele Gremien – vor allem auf EKD- und landeskirchlicher Ebene – sind damit beschäftigt, sich auf 2017 vorzubereiten. Ähnliches kann man vom internationalen Luthertum sagen und von manchen anderen Kirchen, Richtungen und Gruppierungen, die auf ihre je eigene Weise in reformatorischer Tradition stehen. Schon seit längerem wird aber auch die katholische Kirche verschiedentlich zum Mitfeiern eingeladen. Manchen auf evangelischer wie katholischer Seite erscheint das fast selbstverständlich, wird der jährliche Reformationstag doch schon jetzt in verschiedenen Orten und Gemeinden ökumenisch begangen. Andere halten dies geradezu für absurd, weil sie so etwas wie einen protestantischen Widerspruch zum Katholischen als wesensmäßig und unüberwindbar ansehen. Wieder andere – und dazu gehöre auch ich – sind schließlich davon überzeugt, dass es für evangelische und katholische Christen entgegen aller Vorbehalte und Hindernisse möglich sein müsste und heilsam wäre, 2017 zu nutzen, um sich gegenseitig noch besser zu verstehen und einander näherzukommen. Schließlich ist dieser 500. Jahrestag auch für die katholische Kirche eine Herausforderung, die Einheit der Kirche neu in den Blick zu nehmen. In welcher Weise dies geschehen soll oder kann, ist freilich noch konkreter zu bedenken und zu klären. Dabei geht es der katholischen Seite nicht darum, der evangelischen etwa vorschreiben zu wollen, wie sie ihr Gedenkjahr zu begehen hätte. Das wäre anmaßend und liegt uns fern. Um der Einladung aber intellektuell-redlich und emotional-herzlich folgen

3 Vgl. Hartmut Lehmann, Luther in der Welt heute sehen. Das Reformationsjubiläum 2017 als einzigartige Chance, in: Politik & Kultur 6/2013; ders., Unterschiedliche Erwartungen an das Reformationsjubiläum 2017, in: Ratlos vor dem Reformationsjubiläum 2017?, BThZ 28, Heft 1 (2011) 16-27.

zu können, wünschten wir uns freilich angesichts zurückliegender Reformationsjubiläen und mancher gegenwärtiger Tendenzen, noch deutlicher zu erfahren, was diesmal eigentlich gefeiert werden soll und worin gemeinsame Zugänge bestehen könnten. Erfreulicherweise hat sich da seit Beginn der Lutherdekade 2008 schon vieles getan. Vertreter der katholischen und der evangelischen Seite sind auf verschiedenen Ebenen darüber im Gespräch; es gibt Ideen und Ansätze; verschiedene Projekte sind auf dem Weg oder bereits umgesetzt. Und doch besteht noch die Gefahr, eine wirkliche Chance zu verpassen. Was halte ich in dieser Situation für wichtig? Was sollte beachtet werden? Was könnte hilfreich sein und uns weiterführen? Darauf möchte ich im Folgenden anhand der drei Leitbegriffe "Versachlichung – Versöhnung – Verständigung" versuchen, Antworten zu geben.

Versachlichung

Immer noch gibt es im katholisch-evangelischen Verhältnis eine Menge Mythen, Klischees und Vorurteile, trifft man auf sonderbare Missverständnisse oder Unterstellungen, wird gegeneinander – bewusst oder unbewusst – polemisiert.

Das betrifft zunächst schon einmal das Bild Luthers. Obwohl man über ihn und seine Epoche inzwischen enorm viel weiß, wird er gelegentlich nach wie vor als legendärer Glaubensheld und Freiheitskämpfer präsentiert, der die katholische Kirche in die Knie gezwungen habe. So konnte man z.B. auf dem Deckblatt einer zum Reformationstag 2012 verbreiteten Spezialausgabe des Magazins "chrismon", das im Auftrag und Interesse der EKD erscheint, sehen, wie eine dunkle Gestalt einen Hammer schwingt und helle Blitze von der Aufschlagstelle zucken. Darunter war zu lesen: "Hier stehe ich! Er kann nicht anders: Martin Luther. Vielen Dank für ein Stück Freiheit." Mit der historischen Wirklichkeit haben solche und manche anderen markigen Darstellungsweisen nichts zu tun. Darin stimmen heutige Kirchen- wie Profanhistoriker größtenteils überein.

Freilich wird man nie objektiv oder authentisch rekonstruieren können, wie Luther wirklich war; er bleibt ein rätselhafter Mensch mit verschiedenen Zugangs- und Deutungsmöglichkeiten. Aufzeigen lässt sich aber, was aus Luther im Laufe der Zeit geworden ist, welche Bilder man sich von ihm gemacht hat. Zunächst als Mönch und Asket gesehen, dann als gelehrter Doktor und Professor, wurde aus ihm immer mehr ein prophetischer Gottesmann, kämpferischer Held und Neubegründer des Christentums. Seine zeitgenössischen Gegner dagegen verteufelten ihn als "siebenköpfig" und damit als völlig widersprüchlich. Später dämonisierten oder pathologisierten ihn manche katholische Kirchenhistoriker.[4]

Im 20. Jahrhundert vollzog sich schließlich evangelischer- und dann auch katholischerseits ein Wandel zu einer differenzierteren – aber nicht tendenzfreien – Sicht des Reformators und seines Werkes. Seitdem kann man Luther in den verschiedenen Deutungen "mit und ohne Goldgrund"[5] finden. Besonders prägend wurde der Versuch des evangelischen Theologen Gerhard Ebeling (1912-2001), Luther weitgehend aus seinem Schriftverständnis und losgelöst von den historischen Umständen zu interpretieren. Im Zusammenhang mit diesem Lutherbild ist auch mancher antiökumenische Widerstand bestimmter evangelischer Kreise zu erklären, der sich seit 1983 formiert und dann auch gegen die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre gerichtet hat.

4 Z.B. Heinrich Denifle und Hartmann Grisar.
5 Vgl. Volker Leppin, Martin Luther, Darmstadt 2006, 11.

Daneben gibt es aber auch andere Sichtweisen. So vertritt z.B. der evangelische Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann die These vom "neuzeitlichen Luther", der mit seiner Betonung des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen eine gleichsam "kopernikanische Wende" ausgelöst habe.[6] Der Profanhistoriker Heinz Schilling sieht in Luther eher den "Rebell in einer Zeit des Umbruchs" und plädiert dafür: "Es ist an der Zeit … Martin Luther, sein Denken und Handeln wie dasjenige seiner Zeitgenossen als das darzustellen, was sie für den heutigen Menschen zuerst und vor allem sind, nämlich Zeugen ‚einer Welt, die wir verloren haben', oder besser gesagt, die nicht mehr die unsere ist und uns somit mit dem Fremden und ganz Anderen konfrontiert. Luther dachte und handelte als ein ‚Mensch zwischen Gott und Teufel', und als solcher ist er einer Gegenwart begreiflich zu machen, die den Teufel nicht mehr kennt und Gott nur noch – wo überhaupt – in Gottesbildern, die dem Wittenberger unverständlich gewesen wären."[7] Der evangelische Kirchenhistoriker Volker Leppin hingegen ist der Überzeugung, dass man Luther aus dem späten Mittelalter heraus und damit auch ökumenisch verstehen müsse; er habe spirituelle Fragen klären, aber nicht die Welt verändern wollen, und sei nicht urplötzlich zum Reformator geworden.[8] Und Augustinus Sander schließlich, ein katholischer Lutherforscher, verstärkt diese Auffassung noch, wenn er betont, dass man Luther nicht von seiner Wirkungsgeschichte, sondern von seinen Ursprüngen her verstehen müsse; dann würde man entdecken, wie stark er durch Augustinus und Bernhard von Clairvaux geprägt und bis an sein Lebensende eigentlich katholisch verortet geblieben sei, zwar enorm innovativ, aber nicht unbedingt systemsprengend.[9]

Sicher wird Luther weiterhin umstritten bleiben; von einer Erkenntnis aber sollte man sich wohl gemeinsam leiten lassen: Er war – ob nun mehr mittelalterlich verwurzelt oder schon stärker neuzeitlich beflügelt – kein Mensch des frühen 21. Jahrhunderts. "Wer 2017" – so warnt darum Hartmut Lehmann – "versuchen wird, ihn als Zeitgenossen heranzuziehen, der zu allen Fragen etwas Wichtiges und Konstruktives zu sagen hat, steht in Gefahr, Luthers Haltung vorschnell zu harmonisieren, auch zu simplifizieren und zu enthistorisieren."[10] Das gilt z.B. besonders deutlich im Hinblick auf die neuzeitliche Haltung der Toleranz. Dazu war Luther nie bereit, nicht nur gegenüber dem Papsttum und der römischen Kirche, den Türken und den Juden, sondern auch nicht gegenüber den Täufern und aufständischen Bauern, dem Humanismus und verschiedenen Reformatoren. Damit setzt man sich evangelischerseits inzwischen durchaus kritisch und selbstkritisch auseinander.

Befremdlich wirkt in diesem Zusammenhang auch, wenn die Modernisierung der frühneuzeitlichen Gesellschaft und die weitere Entwicklung mehr oder weniger monokausal auf die Reformation zurückgeführt wird. Diesen Eindruck kann man jedenfalls gewinnen, wenn in den "Perspektiven für das Reformationsjubiläum 2017", einer programmatischen Schrift, die von einem Kuratorium aus hochrangigen Vertretern der EKD und der Politik gemeinsam verantwortet wird, zu lesen ist: "Die Reformation hat nicht allein Kirche und Theologie grundlegend verändert. Vielmehr hat der aus ihr hervorgegangene und ihr verpflichtete Protestantismus das gesamte private und öffentliche Leben, gesellschaftliche Strukturen und Wirtschaftshandeln, kulturelle Wahrnehmungsmuster und Mentalitäten ebenso wie Rechtsauffassungen, Wissen-

6 Vgl. Thomas Kaufmann, Martin Luther, München ²2010.
7 Heinz Schilling, Martin Luther. Rebell in einer Zeit des Umbruchs, München ²2013, 15
8 Vgl. Volker Leppin, Martin Luther, Darmstadt 2006.
9 So in seinem Referat "Luther. Konfessorisch-katholische Annäherungen" bei einer Studientagung für die Ökumenereferenten der deutschen Bistümer am 21./22.11.2013 in Eisenach.
10 Hartmut Lehmann, Unterschiedliche Erwartungen an das Reformationsjubiläum 2017, in: Ratlos vor dem Reformationsjubiläum 2017?, BThZ 28, Heft 1 (2011) 20.

schaftskonzepte und künstlerische Ausdruckgestalten mitgeformt."[11]

Gegenüber einer solchen Verengung der Perspektive sollte durchaus stärker beachtet werden, dass die lutherische Reform bzw. die Reformation als protestantisches Ereignis Bestandteil einer viel breiteren Reformbewegung des 15. und 16. Jahrhunderts war, zu der auch katholische Erneuerungsprozesse gehörten.[12] Und sowohl davor wie auch danach hat es angesichts krisenhafter Zuspitzungen in der Kirchengeschichte immer wieder geistliche Aufbrüche und reinigende Neuorientierungen gegeben, so dass – wie Kardinal Kurt Koch kürzlich hervorgehoben hat – "die Reformation keinen Exklusivanspruch auf die Reform der Kirche erheben"[13] könne. So hätten z.B. auch Franziskus und Dominikus oder Karl Borromäus entscheidende Reformbewegungen ausgelöst. Zudem ist – worauf u.a. Lucian Hölscher überzeugend hinweist – die gesellschaftliche Modernisierung jener Zeit nicht allein auf protestantische Einflüsse zurückzuführen; auch katholische und jüdische sowie religionskritische und humanistische Reformbestrebungen haben mit dazu beigetragen.[14] In ähnlicher Weise wird inzwischen auch die sogenannte Wende von 1989/90 in der DDR nicht mehr als eine fast ausschließlich "protestantische Revolution" gedeutet. Evangelische Kirche und Christen haben daran – so Sebastian Kranich – durchaus einen entscheidenden Anteil gehabt, der nicht kleingeredet werden darf; diesen gelte es aber auch nicht "zu überhöhen", sondern "kritisch zu bestimmen und zu behaupten".[15]

11 500 Jahre Reformation. Luther 2017. Perspektiven für das Reformationsjubiläum 2017, hg. v. der Geschäftsstelle der EKD in Wittenberg o.J., II. 06.
12 Vgl. z.B. Harm Klueting, Luther und die Neuzeit, Darmstadt 2011.
13 Kardinal Kurt Koch, Buße, Dankbarkeit und Hoffnung. Reformationsgedenken in ökumenischer Sicht. Kurzreferat vom 9. Okt. 2013, in: KNA-ÖKI Nr. 45 (05.11.2013) Dokumentation, I-V, hier: I.
14 Vgl. Lucian Hölscher, 8 Thesen zum Reformationsjubiläum 2017, Ms. eines Vortrags vom 26. Okt. 2012, 1-5.
15 Vgl. Sebastian Kranich, 1989/90: Protestantische Revolution?, in: K. Tanner (Hg.), Konstruktion von Geschichte. Jubelrede-Predigt-Protestantische Historiographie (LStRLO 18), Leipzig 2012, 347-361.

Ein weiteres Problemfeld zeigt sich da, wo von konfessionellen Grunddifferenzen die Rede ist oder Unterschiede in überzogener Weise als fundamental und unüberwindlich hingestellt werden. So lautete neulich erst der provozierende und schon tendenziöse Titel eines Podiumsgesprächs, zu dem ich eingeladen war: "Himmelweit entfernt. Wozu noch Ökumene?" Und in der Hinführung dazu hieß es u.a.: "Zwei Kirchen – zwei Kulturen: auf der einen Seite die männlich geprägte katholische Kirche mit ihren zölibatären Priestern, auf der anderen die evangelische Kirche mit ihren Pfarrerinnen und Bischöfinnen. Da diskutiert die evangelische Kirche ein Familienpapier, das von der traditionellen Ehe als alleiniger Lebensform abrückt – und bei der katholischen Kirche nur Kopfschütteln auslöst. Da beharrt die katholische Kirche auf der Klärung theologischer Fragen, die nur noch Fachleute verstehen. Keine gemeinsame Linie auch in Fragen der Bio-Ethik wie Empfängnisverhütung und Sterbehilfe. Die evangelische Kirche, die sich als Kirche der Freiheit versteht und die katholische, die von ihren Gläubigen Gehorsam verlangt."[16]

Auch bei manchen Kirchen-, Museums- und Stadtführungen kann man immer noch konfessionalistische Klischees – was angeblich typisch katholisch und typisch evangelisch sei – hören, die schon im 16. Jahrhundert fragwürdig waren und heutzutage erst recht nicht mehr zutreffen. Solche Vereinfachungen fördern zwar einen populistischen Schlagabtausch und emotionale Abgrenzungen, tragen aber nicht zu einer realistischen Wahrnehmung der anderen Seite bei und bringen die ökumenischen Beziehungen keinen einzigen Schritt weiter. Vielmehr verschärft sich dadurch die Frage, ob einige auf evangelischer Seite den Widerspruch zum Katholischen brauchen, um sich klar definieren zu können. Wenn dem so wäre, würde man sich

16 Flyer zum 9. Konstanzer Konzilsgesprächs am 31. Januar 2014; Veranstalter: Arbeitskreis Konzilsgespräche Konstanz; Sendung am 3. Februar 2014 in der Reihe SWR2 Forum.

auch in Zukunft kaum näher kommen. Manche Theologen sind dieser Meinung, andere hingegen warnen vor solchen Tendenzen "protestantischer Rekonfessionalisierung"[17] .

In verschiedenen Bereichen besteht also noch Klärungsbedarf, sollte die Wirklichkeit differenzierter wahrgenommen werden, wünschte man sich eine stärkere Versachlichung.

Versöhnung

Ursprünglich – so die Erkenntnis, die sich im Laufe des 20. Jahrhunderts immer mehr durchgesetzt hat – war es nicht die Absicht Luthers, die Kirche zu spalten, sondern vielmehr, sie grundlegend aus ihrem biblischen Ursprung heraus zu erneuern. Das aber ist aus unterschiedlichen Gründen misslungen. Stattdessen kam es in Folge der reformatorischen Auseinandersetzungen zu einer unsäglichen Trennungs- und Entfremdungsgeschichte mit zahllosen Konflikten und Verletzungen. Geistliche und theologische Anliegen vermischten sich mit politischen Interessen. Beide Seiten – Katholiken und Protestanten – bekämpften sich schließlich nicht mehr nur mit feinsinnigen oder polemischen Argumenten, sondern auch gewaltsam. Blutige Konfessionskriege – vor allem im Kontext des sogenannten Dreißigjährigen Krieges (1618-1648) – wurden geführt, Andersgläubige unterdrückt, verfolgt oder vertrieben.[18] Immer noch kann man sich z.B. in Magdeburg anhören, dass die Stadt 1631 durch Tilly, den Feldherrn der katholischen kaiserlichen Truppen, erobert worden ist. 20.000 Menschen haben dabei den Tod gefunden. Fortan wurde "Magdeburgisieren" zum sarkastischen Begriff für sinnloses Zerstören. Und Lützen im Süden Sachsen-Anhalts erinnert an den schwedischen König Gustav Adolf, der dort 1632 gefallen ist, zuvor aber siegreich in die Kämpfe eingegriffen hatte und darum evangelischerseits in Deutschland auch als Glaubensheld und Retter in der Not angesehen wird.

Jahrhundertelang war es belastend, wie evangelische oder katholische Mehrheiten mit den jeweils anderen konfessionellen Minderheiten umgingen. Vielfach durften keine Pfarreien errichtet oder Kirchen gebaut werden. Manche Kirchen wurden nur außerhalb des Zentrums gestattet und stehen darum vielleicht auch in einer – auf die frühere Stadtbegrenzung hinweisenden – "Mauerstraße". Gelegentlich waren auch nach dem Zweiten Weltkrieg – jedenfalls in Mittel- bzw. Ostdeutschland – noch Formulierungen wie "rattenkatholisch", "Polaken" als Bezeichnung für Katholiken oder "das ist doch zum katholisch werden" zu hören. Umgekehrt sind in katholischen Gegenden auch Protestanten mehr oder weniger diskriminiert worden. Bis in die Gegenwart hinein leiden einzelne Christen – vor allem in konfessionsverschiedenen Ehen und Familien – und ganze Gruppen an der Spaltung, halten sich immer noch verschiedene Traumata, lösen konfessionalistische Verhärtungen auch neue Probleme aus, misstraut und verletzt man sich manchmal immer noch gegenseitig. Darauf hinzuweisen, ist nicht etwa von der Absicht geleitet, der evangelischen Seite das Reformationsgedenken zu vergällen. Vielmehr wird damit aufgegriffen, dass ja beide Seiten mit den letzten 500 Jahren auch diese schmerzlichen Erfahrungen verbinden, die einem völlig unkritischen Jubel über die Reformation und ihre Auswirkungen entgegenstehen.

Andererseits zeigt ein Blick in die Geschichte aber auch ge-

17 Ulrich Kühn, Die ökumenische Verpflichtung lutherischer Theologie, in: Theologische Literaturzeitung 122 (1997) 522; vgl. auch Theodor Dieter, Die Vergegenwärtigung der Reformation und die Ökumene – ein weites spannungsreiches Feld, Ms. eines Vortrags vom 2. März 2012, 3f.

18 Vgl. z.B. Gerhard Feige, "Pax optima rerum – Der Friede ist das Beste der Dinge". Der Dreißigjährige Krieg und die Option für einen konfessionellen Frieden, in: ders., Auf ökumenischer Spur. Studien – Artikel – Predigten, Münster 2011, 241-257.

genteilige Tendenzen und Erfahrungen. So gab es schon in den Auseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts um den wahren Glauben nicht nur unerbittliche Gegner, sondern auch interessante Vermittlungstheologen und Kirchenpolitiker, wie z.B. Philipp Melanchthon (1497-1560) oder den letzten katholischen Bischof von Naumburg-Zeitz, Julius Pflug (1499-1564), einen Mann der Versöhnung und des Friedens, dem die Erneuerung und Einheit der Kirche ein Anliegen war und der sich darum an fast allen großen Religionsgesprächen seiner Zeit beteiligt hat.[19] Erstaunlich ist auch, dass beispielsweise in Halberstadt trotz erfolgter Reformation noch bis 1810 ein gemischt evangelisch-katholisches Domkapitel fortbestand, dessen Vertreter zwar größtenteils getrennt ihre eigenen Gottesdienste feierten, aber an der Tradition des gemeinsamen Stundengebetes festhielten.[20]

Trotz der konfessionellen Abgrenzungen und vielfach erfahrbarer Feindseligkeiten lassen sich durch die Jahrhunderte hindurch auch noch manche andere Beispiele von Toleranz, Verständigungsbemühungen, gegenseitiger Unterstützung und wachsendem Vertrauen aufzeigen. Besonders haben die Erfahrungen des Ersten und Zweiten Weltkrieges, von nationalsozialistischer und kommunistischer Diktatur, von Vernichtung und Vertreibung sowie von Unterdrückung durch religionsfeindliche Mächte mit dazu beigetragen, die Überzeugungen der anderen Christen wohlwollender als zuvor wahrzunehmen und sich solidarischer aufeinander zuzubewegen. So war es z.B. in den Diasporagebieten Mittel- und Ostdeutschlands nach 1945 verstärkt möglich und bald verhältnismäßig unkompliziert, dass aus katholischen Flüchtlingen neu entstandene Gemeinden ihre Gottesdienste in evangelischen Kirchen feiern konnten.[21] Schließlich haben die Ökumenische Bewegung und die mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil erfolgte Öffnung der katholischen Kirche für deren Anliegen bewirkt, dass das katholisch-evangelische Verhältnis sich zumeist deutlich verbesserte und recht positiv entwickelte. Das zeigt sich beispielsweise auch beim Magdeburger Dom. So ist darin zwar noch immer auf einer Tafel in lateinischer Sprache zu lesen, dass am 1. Adventssonntag des Jahres 1567 durch die Verkündigung des reinen Evangeliums und die richtige Verwaltung der Sakramente der Dom gereinigt und der Antichrist vertrieben – also der bislang katholische Gottesdienst verworfen – worden sei,[22] zugleich aber konnten wir Katholiken ihn inzwischen schon öfters – so während der Renovierung unserer Kathedrale 2003/2004 oder sogar zu großen Fronleichnamsgottesdiensten aller unserer Gemeinden der Stadt – fast selbstverständlich mitbenutzen. 2009 habe ich dort auch offiziell an der Einführung der neuen Bischöfin und erst jüngst an einem zentralen Ordinationsgottesdienst teilgenommen.
Betrachtet man alles, was hinter uns liegt, sowohl die negativen wie die positiven Erfahrungen, die beide Seiten miteinander gemacht haben, so könnte man mit dem evangelischen Systematiker Michael Beintker sagen: "Wir wissen, was wir einander angetan haben und was wir aneinander haben." Das sollte noch mehr erforscht, zur Kenntnis genommen und geistlich bedacht werden. Dabei geht es nicht darum, sich gegenseitig Schuld und Versagen aufzurechnen, sondern durch ein solches Bemühen möglicherweise zu einer "Reinigung des Gedächtnisses"

19 Vgl. Wieland Held, Julius Pflug (1499-1564): der letzte katholische Bischof von Naumburg-Zeitz als Vermittler zwischen den Konfessionen und als Kirchen- und Landesfürst, in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 71 (2000) 53-93.
20 Vgl. Andreas Odenthal, Gefeierte Ökumene. Zur nachreformatorischen Stundenliturgie des gemischt konfessionellen Domkapitels in Halberstadt, in: LJ 53 (2003) 76-100.

21 Vgl. Josef Pilvousek, Gottesdienste in evangelischen Kirchen Thüringens für katholische Evakuierte, Flüchtlinge und Vertriebene, in: Tobias Sarx u.a. (Hg.), Protestantismus und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte von Kirche und Diakonie im 19. und 20. Jahrhundert. Jochen-Christoph Kaiser zum 65. Geburtstag (Konfession und Gesellschaft 47), Stuttgart 2013, 133-149.
22 Anno Domini 1567 [millesimo quincentesimo sexagesimo septimo]. Dominica prima Adventus. Repurgatum est hoc templum Cathedrale. Et inchoata pura envangelii praedicatio et legitima sacramentorum administratio Exploso Antichristo: veni, audi et vide.

bzw. einer "Heilung der Erinnerungen" zu gelangen. Wir haben allen Grund, uns selbstkritisch der Vergangenheit zu stellen, nichts, was übel war, zu beschönigen oder zu verdrängen, soweit wir persönlich die Spaltung mit zu verantworten haben, um Vergebung zu bitten, Buße zu tun und ein Zeichen unserer Bereitschaft zur Umkehr und zu einem Neuanfang zu setzen. Ebenso dürfen wir nicht vergessen, wie uns Gottes Geist nach aller konfessionellen Profilierung oder konfessionalistischen Isolierung wieder aufeinander verwiesen hat. Dies alles erscheint mir als eine wesentliche Voraussetzung dafür, entkrampfter bzw. gelöster auf das Reformationsgedenken zuzugehen.

Als eines der Vorbilder für einen solchen Aufarbeitungsversuch kann der orthodox-katholische Versöhnungsakt von 1965 gesehen werden. Auf Initiative des Ökumenischen Patriarchen Athenagoras und von Papst Paul VI. hatte sich eine gemeinsame Studienkommission darum bemüht, die Hintergründe des Schismas von 1054, das klischeehaft für die Trennung von Ost- und Westkirche steht, zu erhellen und seine belastende Bedeutung der historischen Wirklichkeit gemäß zu relativieren. Bei der letzten Sitzung des Zweiten Vatikanischen Konzils in Rom und gleichzeitig auch in Konstantinopel wurde dann eine Gemeinsame Erklärung von Papst und Patriarch mit seiner Synode verlesen, in der es heißt, dass diese die ärgerlichen Vorkommnisse von 1054 bedauern, "aus dem Gedächtnis und der Mitte der Kirche tilgen und dem Vergessen anheimfallen lassen".[23] Damit war zwar nicht unmittelbar die Einheit zwischen Rom und Konstantinopel und der gesamten byzantinischen Orthodoxie wiederhergestellt, wohl aber ein ganz entscheidendes psychologischemotionales Hindernis beseitigt und eine neue Qualität in den gegenseitigen Beziehungen ermöglicht worden.

Ein weiteres Beispiel für eine beeindruckende Geste der Versöhnung ist die Erklärung, die der Lutherische Weltbund auf seiner Fünften Vollversammlung in Evian 1979 als Antwort auf eine zu Herzen gehende Ansprache von Kardinal Johannes Willebrands abgegeben hat. In dieser Erklärung heißt es, dass "wir als lutherische Christen und Gemeinden bereit sind zu sehen, wie das Urteil der Reformatoren über die Römisch-katholische Kirche und Theologie ihrer Zeit oft nicht frei war von polemischen Verzerrungen, die zum Teil bis in die Gegenwart nachwirken. Wir bedauern aufrichtig, dass unsere römisch-katholischen Brüder durch solche polemischen Darstellungen gekränkt und missverstanden worden sind. Mit Dankbarkeit erinnern wir uns an die Erklärung Papst Pauls VI. zu Beginn der zweiten Session des Zweiten Vatikanischen Konzils, in der er seine Bitte um Vergebung aussprach für alle Kränkungen, die durch die Römisch-katholische Kirche geschehen sind. Im Gebet des Herrn bitten wir zusammen mit allen Christen um Vergebung. Lasst uns deshalb darauf bedacht sein, einander aufrichtig und in Liebe zu begegnen."[24]

Schließlich soll noch eine Vergebungsbitte erwähnt werden, die erst wenige Jahre zurückliegt. Eine gemeinsame lutherisch-mennonitische Studienkommission hatte die Verfolgungsgeschichte der Täufer untersucht und war zu schockierenden und beschämenden Ergebnissen gekommen. Auf deren Grundlage erklärte der Lutherische Weltbund dann auf seiner Elften Vollversammlung in Stuttgart 2010, dass Lutheraner "tiefes Bedauern und Schmerz über die Verfolgung der Täufer durch lutherische Obrigkeiten empfinden und besonders darüber, dass lutherische Reformatoren diese Verfolgung theologisch unterstützt haben. Deshalb … bitten wir … Gott und unsere mennonitischen

23 Vgl. Gemeinsame Erklärung des Papstes Paul VI. und des Patriarchen Athenagoras I. über die Aufhebung der Exkommunikationen – 7. Dezember 1965, in: DwÜ I, 522f.

24 Erklärung der Fünften Vollversammlung des LWB zum Besuch Kardinal Willebrands, in: Chr. Krause/W. Müller-Römheld (Hg.), Evian 1970. Offizieller Bericht der Fünften Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes (epd dokumentation, Bd.3), Witten/Frankfurt/Berlin 1970, 207f.

Schwestern und Brüder um Vergebung für das Leiden, das unsere Vorfahren im 16. Jahrhundert den Täufern zugefügt haben, für das Vergessen oder Ignorieren dieser Verfolgung in den folgenden Jahrhunderten und für alle unzutreffenden, irreführenden und verletzenden Darstellungen der Täufer und Mennoniten, die lutherische AutorInnen bis heute in wissenschaftlicher oder nichtwissenschaftlicher Form verbreitet haben."[25] Und die Mennoniten haben dieser Bitte entsprochen und auf eindrucksvolle Weise Vergebung gewährt.

Durch solche bewegenden Beispiele angeregt müht sich im Blick auf 2017 seit einiger Zeit eine Arbeitsgruppe, die vom Kontaktgesprächskreis zwischen Vertretern der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland eingerichtet wurde, um eine Stellungnahme zu den theologisch-systematischen Grundlagen einer "Heilung der Erinnerungen" und um einen konkreten Vorschlag, in welcher Weise die Schuld der Vergangenheit vor Gott getragen und unser Wille zur Versöhnung zum Ausdruck gebracht werden kann. Zu denken ist da vor allem an einen gemeinsamen Buß- oder Versöhnungsgottesdienst, der sinnvollerweise z.B. in der Fastenzeit 2017 gefeiert werden könnte. Auch auf internationaler Ebene laufen zwischen Lutherischem Weltbund und Päpstlichem Einheitsrat solche Überlegungen bzw. Vorbereitungen. Ebenso hielte ich es auf regionaler oder lokaler Ebene für hilfreich, wenigstens punktuell die evangelisch-katholische Geschichte vor Ort mit ihren Konflikten und auch positiven Erfahrungen zu reflektieren und geistlich zu verarbeiten. Ohne eine ehrliche Auseinandersetzung mit vergangenen und aktuellen Verwundungen bzw. Irritationen gibt es keine wirkliche Versöhnung.

25 Beschlussfassung zum Erbe der lutherischen Verfolgung von Täuferinnen und Täufern, zit. n.: Vom Konflikt zur Gemeinschaft. Gemeinsames lutherisch-katholisches Reformationsgedenken im Jahr 2017. Bericht der Lutherisch/Römisch-katholischen Kommission für die Einheit, Leipzig/Paderborn 2013, 94.

Verständigung

Nach jahrzehntelangen ökumenischen Dialogen – auch mit Lutheranern und Reformierten – lässt sich zu Recht mit Kardinal Walter Kasper sagen, "dass viele Vorurteile und Missverständnisse der Vergangenheit überwunden, dass Brücken eines neuen gegenseitigen Verstehens und praktischer Zusammenarbeit errichtet wurden. In vielen Fällen wurden Annäherungen und Übereinstimmungen gefunden, und althergebrachte – unglücklicherweise immer noch bestehende – Differenzen konnten besser identifiziert werden."[26]

Zu diesem Verständigungsprozess gehört z.B. auch, dass schon 1983 von der internationalen Römisch-katholischen/Evangelisch-lutherischen Kommission anlässlich des 500. Geburtstages Martin Luthers über diesen gesagt werden konnte: "Man beginnt, ihn gemeinsam als Zeugen des Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur geistlichen Erneuerung zu würdigen."[27] Inzwischen dürfte noch deutlicher geworden sein, dass Luther auch für Katholiken nach einer langen Zeit des unversöhnlichen Gegensatzes wieder eine geistliche und theologische Herausforderung darstellt. Diese ist – wie Papst Benedikt XVI. bei seinem Besuch in Erfurt 2011 betonte – besonders darin zu sehen, dass Luther sein Leben lang mit tiefer Leidenschaft um Gott gerungen hat und sein Denken und seine ganze Spiritualität zutiefst auf Christus ausgerichtet waren.[28]

Ein enormer Fortschritt für das katholisch-lutherische Verhältnis war es dann, dass 1999 zum ersten Mal seit der Reformation beide Seiten offiziell – durch Vertreter des Lu-

26 Walter Kardinal Kasper, Die Früchte ernten. Grundlagen christlichen Glaubens im ökumenischen Dialog, Paderborn/Leipzig 2011, 12.
27 Martin Luther – Zeuge Jesu Christi, in: DwÜ II, 444-451, hier:445. Vgl. dazu auch Gerhard Feige, Auf ökumenischer Spur. Studien – Artikel – Predigten, Münster 2011, 225-230.
28 Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 189, Bonn 2011, 70-74.

therischen Weltbundes und des Päpstlichen Einheitsrates – eine Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre unterzeichnen konnten.[29] Hauptsächlich war es ja in den theologischen Auseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts um diese Problematik gegangen. Wird der Sünder allein aus Gnade gerechtfertigt – wie Luther meinte – oder aufgrund seiner Verdienste und Mitwirkung? So lauteten – jedenfalls schroff und plakativ zugespitzt – die gegensätzlichen Positionen seit jener Zeit. Nunmehr aber war es möglich geworden, gemeinsam zu bekennen: "Allein aus Gnade im Glauben an die Heilstat Christi, nicht aufgrund unseres Verdienstes, werden wir von Gott angenommen und empfangen den heiligen Geist, der unsere Herzen erneuert und befähigt und aufruft zu guten Werken."[30] Zugleich wird dann noch entfaltet und festgestellt, dass die verbleibenden lutherisch-katholischen Unterschiede "in der Sprache, der theologischen Ausgestaltung und der Akzentsetzung des Rechtfertigungsverständnisses"[31] nicht der grundsätzlichen Übereinstimmung widersprechen, sondern diese ergänzen und sogar bereichern können. In der Sprache der Theologen nennt man das einen "differenzierten Konsens". Damit haben auch alle gegenseitigen Lehrverurteilungen in der Frage der Rechtfertigung im Blick auf die heutigen Partner ihre kirchentrennende Wirkung verloren.

Wie aber konnte es gelingen, eine so grundsätzliche Kontroverse zu überwinden? Mehrere Faktoren haben dazu beigetragen. Neben neueren Erkenntnissen in der biblischen Exegese war es die Möglichkeit, die vielschichtigen historischen Zusammenhänge inzwischen deutlicher wahrzunehmen, auch die "Beschränktheiten" der Denkformen und Begriffsbildungen der verschiedenen Parteien jener Zeit oder den enormen Einfluss nichttheologischer Kräfte und Umstände. Dazu gehört auch, emotionale und psychische Aspekte zu beachten. So haben z.B. leidvolle Erfahrungen auf beiden Seiten ein solches Misstrauen erzeugt, dass man sich gegenseitig vielfach nur im Licht oder Schatten irgendwelcher Extrempositionen sah. Darüber hinaus war außerdem die Einsicht hilfreich, dass man durchaus mit verschiedenen Worten dasselbe meinen kann und mit denselben Worten Verschiedenes, und dass in anderen Zusammenhängen manches neu interpretiert und formuliert werden muss, um verständlich zu bleiben. Durch eine solche differenzierte Auseinandersetzung mit der Rechtfertigungsproblematik ist es gelungen, die Beziehungen zwischen Katholiken und Lutheranern auf eine qualitativ neue Basis zu stellen. Damit sind zwar noch nicht alle kirchentrennenden Hindernisse beseitigt, aber Möglichkeiten aufgezeigt, wie man auch mit den weiterhin bestehenden umgehen könnte.

Einen weiteren wichtigen Beitrag zur katholisch-lutherischen Verständigung stellt der Bericht dar, den die im Auftrag des Lutherischen Weltbundes und des Päpstlichen Einheitsrates arbeitende gemeinsame Kommission für die Einheit am 17. Juni 2013 unter dem Titel "Vom Konflikt zur Gemeinschaft" veröffentlicht hat.[32] Ausgehend von den gesellschaftlichen und ökumenischen Herausforderungen unserer Zeit, neueren Erkenntnissen der Mittelalterforschung, dem Wandel des katholischen Lutherbildes und der kirchlichen Entwicklung seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wird darin kritisch und wohlwollend versucht, gemeinsam darzustellen, wie die Reformation verlaufen ist und die katholische Seite darauf reagierte, um welche Themen es hauptsächlich ging, worin jeweils Luthers Position und die katholischen Anliegen bestanden

29 Der Text der Erklärung sowie weitere Dokumente dazu finden sich in: DwÜ III, 419-441.
30 Ebd. 423.
31 Ebd. 429.

32 Vom Konflikt zur Gemeinschaft. Gemeinsames lutherisch-katholisches Reformationsgedenken im Jahr 2017. Bericht der Lutherisch/Römisch-katholischen Kommission für die Einheit, Leipzig/Paderborn 2013.

und was nach den bisherigen ökumenischen Dialogen gemeinsam gesagt werden kann bzw. different geblieben ist. Schließlich betont man auch gemeinsam, dass es nicht darum gehen könne, eine Spaltung zu feiern, sondern vielmehr Dank zu sagen für das damals grundgelegte erneuerte Verständnis des Evangeliums und des Glaubens an Jesus Christus. Auch den schmerzvollen Schattenseiten der Reformation müsste man sich gemeinsam stellen, einschließlich der Tatsache, dass sich beide Parteien im 16. Jahrhundert nicht nur häufig missverstanden, sondern sich gegenseitig auch bewusst lächerlich gemacht haben. Die Intention dieses Textes ist klar: Es geht darum, Lutheraner und Katholiken noch mehr füreinander zu sensibilisieren und Zugänge zu einem möglichst gemeinsamen Reformationsgedenken zu erschließen.

Dem Anliegen, das reformatorische Geschehen differenziert wahrnehmen und konfessionell übergreifend verstehen zu wollen, dienen auch verschiedene andere Projekte. So hat der Ökumenische Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen in Deutschland einen Text vorbereitet, der noch 2014 erscheinen soll und den Titel trägt: "Reformation. Eine ökumenische Perspektive". Ebenso beabsichtigt er, ein Lesebuch zu veröffentlichen, in dem zentrale Schriften der Reformationszeit ökumenisch kommentiert werden. Zudem arbeiten das Johann-Adam-Möhler-Institut in Paderborn und das Ökumenische Institut des Lutherischen Weltbundes in Straßburg gemeinsam an einer katholisch-evangelischen Interpretation und Kommentierung der 95 Ablassthesen Luthers.

Inzwischen hat der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland im Hinblick auf 2017 am 14. Mai 2014 unter dem Titel "Rechtfertigung und Freiheit" einen sogenannten Grundlagentext herausgegeben.[33] Hatte man bislang eher die geistes-, kultur- und sozialgeschichtlichen Auswirkungen der Reformation hervorgehoben, geht es erfreulicherweise den Verfassern dieses Textes nunmehr vor allem darum, wesentliche theologische Einsichten der Reformation im aktuellen Kontext zu erläutern. Vieles ist durchaus sympathisch formuliert und klingt für katholische Christen einladend: so z.B. dass die Reformation "wesentlich ein religiöses Ereignis war",[34] "in eine Reihe spätmittelalterlicher Reformbewegungen" gehört und nicht "als Durchbruch der Wahrheit" nach einem "finsteren Mittelalter" verstanden werden kann,[35] oder dass die Reformatoren die Rechtfertigungslehre "nicht erfunden", sondern "neu formuliert und anders zugespitzt" haben,[36] dass Luther sich "als Reformkatholik darstellt"[37] und auch nicht "der Erste" war, "der eine Bibelübersetzung vorlegte",[38] dass man manches, was bei früheren Jubiläen gesagt und veranstaltet wurde,[39] bedauert und diesmal in "ökumenischer Weite feiern" wolle,[40] auch "gemeinsam mit der römisch-katholischen Christenheit".[41] Und doch vermittelt der Text nicht den Eindruck, tatsächlich ökumenisch aufgeschlossen zu sein. Die Spaltung der abendländischen Christenheit wird – heutigem Empfinden gemäß – mit "Pluralisierung" schöngeredet. "Die Idee" – so heißt es – "der von Luther erhofften und von Rom proklamierten Universalkirche erwies sich als nicht haltbar."[42] Folglich erscheint in diesem Text auch nicht mehr die Einheit der Kirche als Leitvorstellung, sondern eine aus dem reformatorischen Freiheitsverständnis folgende konfessionelle Vielfalt. Und die katholische Kirche sieht man auch nur noch als eine der durch die Reformation geprägten Konfessionen.[43]

33 Rechtfertigung und Freiheit. 500 Jahre Reformation 2017. Ein Grundlagentext des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Gütersloh 2014.

34 Ebd. 11.
35 Ebd. 12.
36 Ebd. 13.
37 Ebd. 16.
38 Ebd. 80.
39 Ebd. 17.
40 Ebd. 9.
41 Ebd. 22.
42 Ebd. 21.
43 Ebd.



Gemeinsame Baumpflanzaktion "Luther-Baum" im Kloster Helfta 2011 mit Landesbischöfin Ilse Junkermann; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Befremdlicherweise wird trotz ausführlicher Erschließungsversuche der Rechtfertigungsproblematik nirgendwo erwähnt, dass darin seit 1999 offiziell zwischen Katholiken und Lutheranern ein "differenzierter Konsens" besteht, d.h. die eigentliche Streitfrage ihre Bedeutung verloren hat. Stattdessen spitzt man das Verständnis der reformationstypischen Formulierungen "solus Christus", "sola gratia" oder "sola scriptura" noch exklusiv zu und betont, damit sei zugleich gemeint: Christus – nicht Kirche, Gnade – nicht Werke, und Schrift – nicht Tradition.[44] Anders als das internationale lutherisch-katholische Dokument "Vom Konflikt zur Gemeinschaft" macht es der Grundlagentext der EKD Katholiken nicht unbedingt einfacher, sich stärker auf 2017 einzulassen.

44 Ebd. 47.

Welche Aspekte könnten dennoch sinnvoll und motivierend sein, von katholischen und evangelischen Christen in Deutschland anlässlich des Reformationsgedenkens gemeinsam gewürdigt zu werden?

Zum einen ist es für mich die Erkenntnis bzw. Tatsache, dass uns mehr miteinander verbindet als uns voneinander trennt. Vor allem gilt dies seit der Verständigung in der Rechtfertigungsfrage, selbst wenn dieser entscheidende Durchbruch immer noch nicht allseits gebührend wahrgenommen oder sogar von einigen – vor allem evangelischen Theologen in Deutschland – massiv angefochten wird. Darin besteht jedenfalls offiziell weltweit seit 1999 zwischen Katholiken und Lutheranern und seit 2006 auch noch mit den Methodisten eine grundlegende Übereinstimmung. Das, was jahrhundertelang als die wesentliche Ursache

der Trennung angesehen wurde, hat damit seine Bedeutung verloren. Die Gründe, sich gegenseitig zu verurteilen, sind hinfällig geworden. Auch bei anderen klassischen Gegensätzen ist man zu theologischen Konsensen oder zumindest Konvergenzen gekommen, sind Verkrampfungen gelöst und neue Zugänge gefunden worden, sieht man sich gegenseitig – obwohl noch manche Fragen offen oder kontrovers geblieben sind – wieder mehr im Lichte Christi und als gemeinsame Glieder an seinem Leib. Dieses Bewusstsein ist durch das Zweite Vatikanische Konzil auch dadurch gefördert worden, dass es im Dekret über den Ökumenismus "Unitatis redintegratio" über die "getrennten Kirchen und Gemeinschaften" ausdrücklich heißt, dass der Geist Christi sich gewürdigt hat, "sie als Mittel des Heils zu gebrauchen".[45] Zudem wird die Notwendigkeit betont, "dass die Katholiken die wahrhaft christlichen Güter aus dem gemeinsamen Erbe mit Freude anerkennen und hochschätzen, die sich bei den … getrennten Brüdern finden. Es ist billig und heilsam" – fährt der Text fort – "die Reichtümer Christi und das Wirken der Geisteskräfte im Leben der anderen anzuerkennen, die für Christus Zeugnis geben, manchmal bis zur Hingabe des Lebens."[46] Demgemäß erklärt auch Papst Franziskus in seinem Apostolischen Schreiben "Evangelii gaudium": "So zahlreich und so kostbar sind die Dinge, die uns verbinden! Und wenn wir wirklich an das freie und großherzige Handeln des Geistes glauben, wie viele Dinge können wir voneinander lernen! Es handelt sich nicht nur darum, Informationen über die anderen zu erhalten, um sie besser kennenzulernen, sondern darum, das, was der Geist bei ihnen gesät hat, als ein Geschenk aufzunehmen, das auch für uns bestimmt ist."[47] Für all das dürfen wir dankbar sein: die gegenseitige Annäherung im Glauben und in der Liebe, die Einsicht, dass Gottes Geist auch bei den anderen Christen wirkt, und die Erfahrung, durch einen Austausch der Gaben bereichert zu werden. Ist das nicht schon einmal ein bedenkenswerter Grund, sich 2017 auch gemeinsam freuen zu können?

Hinzu kommt zum anderen die Besinnung auf das, was Luther vor allem bewegt hat. In seiner Kritik an manchen theologischen Vorstellungen und kirchlichen Lebensformen verstand er sich immer als "unseres Herrn Jesu Christi unwürdiger Evangelist". Die Heilige Schrift ging ihm über alles; und auch das altkirchliche Bekenntnis zum dreieinigen Gott und zu Christi Person und Werk verstand er als verbindlichen Ausdruck der biblischen Botschaft. Die Gerechtigkeit Gottes – so kann man Luthers "reformatorische Entdeckung" mit einfachen Worten wiedergeben – besteht nicht darin, dass er den Sünder verurteilt, sondern dass er ihm durch Christus Barmherzigkeit schenkt. ",Was Christum treibet'" – darauf hat auch Papst Benedikt XVI. 2011 in Erfurt hingewiesen – "war für Luther der entscheidende hermeneutische Maßstab für die Auslegung der Heiligen Schrift. Dies aber" – so fährt der Papst fort – "setzt voraus, dass Christus die Mitte unserer Spiritualität und dass die Liebe zu ihm, das Mitleben mit ihm unser Leben bestimmt."[48] Darum müsste es uns Christen also gemeinsam gehen: sich im Glauben durch Christus erneuern zu lassen, die schöpferische Kraft des Evangeliums auch für unsere Zeit wiederzuentdecken und dafür in Wort und Tat Zeugnis abzulegen. Von daher könnte das Reformationsgedenken auch – wofür inzwischen außer dem Ratsvorsitzenden der EKD Nikolaus Schneider auch noch andere von evangelischer wie katholischer Seite plädieren – als "Christusfest" verstanden und gefeiert werden.[49] Das wäre ein weiterer ökumenischer Zugang, der es nicht nur katholischen Christen ermöglichte, wohlwollender auf das Reformationsgedenken einzugehen.

45 UR 3.
46 UR 4.
47 Papst Franziskus, Apostolisches Schreiben EVANGELII GAUDIUM 246, in: Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 194, Bonn 2013, 167.
48 Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 189, Bonn 2011, 72.
49 Vgl. auch Rechtfertigung und Freiheit. 500 Jahre Reformation 2017. Ein Grundlagentext des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Gütersloh 2014, 109.

Schließlich – und das scheint mir noch ein wichtiger Ansatz zu sein – hat die Reformation überdeutlich ins Bewusstsein gebracht, dass die Kirche – wie es das Zweite Vatikanische Konzil dann auch ausdrückt – eine "ecclesia semper reformanda" ist, d.h. von Christus gerufen sich ständig erneuern lassen muss.[50] Eine solche Erneuerung der Kirche aber besteht "wesentlich im Wachstum der Treue gegenüber ihrer eigenen Berufung" und muss – so eine Präzisierung des katholischen Theologen Heinrich Fries – "ursprungsgetreu, zielorientiert und situationsbezogen" sein. Dazu gehört nach Zeiten konfessioneller Entfremdung und Verengung für Katholiken wie Lutheraner und andere auch, bereit zu sein, sich "durch die Begegnung mit dem Anderen und durch das gegenseitige Zeugnis des Glaubens verändern zu lassen".[51] Das bedeutet im Blick auf die getrennten Kirchen aber ebenso, nicht selbstzufrieden im Status quo zu verharren, sondern weiterhin oder erneut die sichtbare Einheit zu suchen, unbeirrbar und konkret.[52] Von daher darf wohl auch – wie Kardinal Kurt Koch es kürzlich formuliert hat – angefragt werden, ob das bevorstehende Reformationsgedenken "der weiteren Legitimierung eines auf protestantischer Seite favorisierten ekklesiologischen Pluralismus dienen will, oder ob es als vitaler Anlass verstanden wird, in erneuerter Weise nach einem gemeinsamen Ziel des ökumenischen Dialogs zu suchen und dieses an der Einheitsbitte Jesu in seinem hohepriesterlichen Gebet zu orientieren".[53] Ließen sich nicht auch diese Erfahrung, dass der Geist Gottes die Kirche immer wieder erneuert hat, und die Bereitschaft, sich auch heute vertrauensvoll darauf einzulassen und nach Kräften mitzuwirken, ökumenisch gemeinsam zum Ausdruck bringen?

50 Vgl. LG 8f.; UR 6.

51 Vom Konflikt zur Gemeinschaft. Gemeinsames lutherisch-katholisches Reformationsgedenken im Jahr 2017. Bericht der Lutherisch/Römisch-katholischen Kommission für die Einheit, Leipzig/Paderborn 2013, 96.

52 Vgl. ebd.

53 Kardinal Kurt Koch, Buße, Dankbarkeit und Hoffnung. Reformationsgedenken in ökumenischer Sicht. Kurzreferat vom 9. Okt. 2013, in: KNA-ÖKI Nr. 45 (05.11. 2013) Dokumentation, I-V, hier: IV.

Im Blick auf das Reformationsgedenken 2017 sehe ich in den Beziehungen zwischen Protestanten und Katholiken durchaus Möglichkeiten zur Versachlichung, zur Versöhnung und zur Verständigung. Ich halte es sogar für sehr wahrscheinlich, dass es auf internationaler Ebene zwischen Lutherischem Weltbund und Päpstlichem Einheitsrat gelingen wird, dieses Ereignis konstruktiv, würdig und zukunftsweisend miteinander zu begehen. Auch in verschiedenen Regionen Deutschlands deuten manche Überlegungen und Vorbereitungen schon darauf hin, dass Landeskirchen und Bistümer sich der ökumenischen Herausforderung bewusst und konkret stellen wollen. Ich bin zuversichtlich, dass darüber hinaus auch zwischen dem Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz gemeinsame Formen gefunden werden, zumutbar und anregend mit dem Reformationsgedenken umzugehen.

Im ersten Brief an die Korinther schreibt Paulus (12,26): "Wenn … ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit, wenn ein Glied geehrt wird, freuen sich alle anderen mit." Wenn nun evangelischer- wie katholischerseits gelehrt wird, dass die Kirche der Leib Christi sei, und man dies noch bewusster wahrnimmt, könnte das dazu führen, dass man wenigstens füreinander ein größeres Gespür bekommt: warum die einen sich dankbar und froh der Reformation erinnern und die anderen aufgrund der daraus folgenden Spaltung der abendländischen Christenheit damit ihre Schwierigkeiten haben. Sicher bleibt es sowohl eine Zumutung mitzuleiden, als auch, sich mitzufreuen. Vielleicht könnte dies aber doch gelingen und fruchtbar werden für die Einheit der Kirche und die Glaubwürdigkeit unserer Verkündigung.

25. Jahrestag des "Mauerfalls"

Im Interview mit Thomas Lazar zum 9. November 2014

Was bewegt Sie, wenn Sie heute an den Mauerfall vor 25 Jahren denken?

Zunächst einmal die Erinnerung an die Zeit davor. Zwei Daten hatten sich mir besonders "eingebrannt": der 13. August 1961, an dem die Mauer gebaut wurde, der sogenannte "antifaschistische Schutzwall", der sich in Wirklichkeit gegen die eigene Bevölkerung richtete, und der 21. August 1968, an dem der "Prager Frühling" durch die Truppen des Warschauer Paktes niedergewalzt wurde. Noch im Herbst 1989 hatte ich mir nicht vorstellen können, dass die DDR bald wie ein Kartenhaus zusammenbricht. Eher fürchtete ich, dass wieder einmal Panzer rollen, genauso wie gleichzeitig auf dem "Platz des himmlischen Friedens" in Peking. Als aber dann alles doch völlig anders kam, ging es mir wie vielen anderen: Wir fühlten uns einfach wie "Träumende" (vgl. Psalm 126) und brauchten erst einige Zeit, um an das Wunder zu glauben. Was bewegt mich heute? Vor allem Dankbarkeit! Je größer der Abstand zu dem wird, was ich fast 40 Jahre in der DDR miterlebt habe, umso unglaublicher, makabrer und lächerlicher erscheint mir vieles. Ich weiß aber auch darum, dass danach kein Paradies ausgebrochen ist und viele Probleme bewältigt werden mussten und müssen. Dennoch wünsche ich mir keinen einzigen Augenblick lang die sozialistische "Diktatur des Proletariates" mit ihrem Versuch der "Zwangsbeglückung", ihrer Scheindemokratie und ihrem Spitzelsystem zurück.

Sehr viel hat sich für die ostdeutsche Bevölkerung verändert. Auch die Katholiken im Bistum Magdeburg mussten sich umstellen. Worin zeigte sich das besonders?

Nach der friedlichen Revolution und der gesellschaftlichen Wende standen wir auf einmal einer grundsätzlich anderen Situation gegenüber. Neue Herausforderungen, Möglichkeiten und Probleme taten sich auf. Vor allem die ersten Jahre waren unheimlich spannend und abenteuerlich. Am Anfang hatten manche sogar die Erwartung, dass viele sich wieder dem Christentum und der Kirche zuwenden. Eine solche Entwicklung ist aber nicht eingetreten. Andererseits wurde Kirche ähnlich wie in der alten Bundesrepublik zu einer öffentlich bedeutsamen Größe. Viele Christen übernahmen politische und gesellschaftliche Ämter und gestalteten den Demokratisierungsprozess mit. Hatten wir Katholiken zu DDR-Zeiten fast wie in einer – heute würde man sagen – "Parallelgesellschaft" gelebt, galt es nun, sich in den neuen Verhältnissen zurechtzufinden und unserer Berufung und Sendung gerechter zu werden.

Wie hat die Magdeburger Ortskirche auf die Herausforderungen nach dem Mauerfall reagiert?

Im Verwaltungs- und Finanzbereich musste fast alles radikal umgestellt werden. Was das bedeutete, kann man sich heute schon gar nicht mehr so richtig vorstellen. Im Laufe weniger Jahre war es dank der finanziellen Unterstützung durch die westlichen Bistümer und das Bonifatiuswerk in Paderborn möglich, unsere Gebäude – Kirchen sowie Pfarr- und Gemeindehäuser – umfassend zu sanieren und zu modernisieren. Neue seelsorgliche Aufgaben kamen hinzu: z.B. bei der Bundeswehr, der Polizei, in Justizvollzugsanstalten oder Krankenhäusern. Einige soziale Einrichtungen wurden von der Caritas noch zusätzlich zu den schon vorhandenen übernommen. Die Einführung des schulischen Religionsunterrichtes brachte viele Probleme mit sich; ohne die Mithilfe kirchlichen Personals wäre noch weniger zustande gekommen. Unabhängig davon hat mein Vorgänger – Bischof Leo Nowak – schon bald drei katholische Gymnasien (Magdeburg, Halle, Dessau) errichtet. Später kamen noch vier Grundschulen (Magdeburg, Halle, Oschersleben, Haldensleben) und eine Sekundarschule (Halle) hinzu. 1994 schließlich – und das war mit die bedeutendste Weichenstellung – ist aus dem zuvor Bischöflichen Amt Magdeburg, das territorial wenigstens bis dahin noch zum Erzbistum Paderborn gehört hatte, ein eigenständiges Bistum geworden. Dafür hatte auch die Mehrheit der Befragten plädiert; wohlgemerkt aber – das ist mir wichtig, zu betonen – nicht gegen Paderborn, sondern für Magdeburg.

Was haben die Katholiken der DDR in die deutsche Einheit eingebracht?

Vor allem – würde ich sagen – sich selbst mit ihren Erfahrungen und Prägungen. Die wenigsten von uns waren Helden, aber viele hatten sich und ihre Überzeugung doch nicht verkauft. "Wer in der Löwengrube sitzt" – so lautete eine nüchterne Erkenntnis – "wird den Löwen nicht unbedingt am Schwanz ziehen". Von daher sind viele ostdeutsche Katholiken sicher vorsichtiger, zurückhaltender und unselbständiger gewesen, als wenn sie in einer demokratischen Gesellschaft gelebt hätten. Zugleich brachten wir aber die Einsicht mit, dass jede Zeit sowohl Bewährungs- als auch Heilszeit ist und dass Kirche auch unter schwierigen Umständen existieren und segensreich wirken kann. Entscheidend ist freilich, dass man als Christ nicht einfach mitschwimmt, sondern bewusst seinen Glauben lebt und auch den Mut hat, dafür einzustehen. Kirche haben viele damals inmitten aller Bedrängnisse und Anfechtungen zudem oftmals als einen familiären Zufluchtsort erlebt, an dem es möglich war, sich freimütig auszutauschen, in seinem Gewissen ernst genommen und in seiner Würde bestärkt zu werden. Kirche in der DDR war – wie es Franz-Georg Friemel, ein ostdeutscher Pastoraltheologe, einmal formuliert hat – "eine Gegenwelt zum verordneten Sozialismus … ein Schutzraum für das Menschliche". Diese Erfahrung hat uns auch ein feines und kritisches Gespür für alles ideologische Gehabe mit auf den Weg gegeben. Auch im Christentum kann es ja vorkommen, dass manche – wie im Marxismus – die angeblich reine Lehre als geschlossenes System betrachten, dem sich alle nur ein- oder unterzuordnen haben. In Erinnerung an frühere Demonstrationen, Aufmärsche und Festivals betrachte ich manche christliche Großveranstaltung ebenso skeptisch. Auch die DDR war noch wenige Tage vor ihrem Untergang in der Lage, Massen zu begeistern. Das aber scheint nicht unbedingt immer etwas mit wirklicher Überzeugung oder

einem tiefen Glauben zu tun zu haben. Neben diesen kritischen Vorbehalten möchte ich schließlich noch hervorheben, dass Ökumene für uns im Osten Deutschlands eine besondere Bedeutung hatte – und auch weiterhin hat. War es bis 1989 verstärkt der marxistisch-leninistische Druck, der uns Christen zusammenrücken ließ, drängt oder beflügelt uns heute die extreme Entkirchlichung in unserer Region zu größerer Nähe.

Mit der "extremen Entkirchlichung" haben Sie ein Thema angesprochen, das viele bewegt. Vor einiger Zeit versah die Katholische Nachrichtenagentur das Ergebnis einer internationalen Studie aus Chicago mit dem Titel: "Gottesglaube in Ostdeutschland der geringste weltweit". Können Sie diese Sicht mit Ihrer Erfahrung bestätigen?

Unsere Situation zu beschreiben und zu deuten, ist nicht ganz einfach. Manche sprechen von einer "forcierten Säkularität" oder von "ererbter Gottlosigkeit", andere halten die meisten ehemaligen DDR-Bürger für "religiös unmusikalisch", "religiös naturbelassen", "religionsresistent" oder "gottlos glücklich". Schillernder wird es noch, wenn der Erfurter Philosoph Eberhard Tiefensee formuliert: Ostdeutschland sei "so areligiös wie Bayern katholisch". Auf jeden Fall ist es in unserer Region "normal", keiner Kirche oder anderen Religion anzugehören. Das gilt von etwa 80% der Bevölkerung. Während – so habe ich es einmal gehört – Gott im Westen vielfach aus dem Herzen geschwunden sei, sei er im Osten auch aus dem Kopf entwichen. Die meisten hätten Gott nicht nur vergessen, sondern auch vergessen, dass sie ihn vergessen haben. Da ist etwas dran. Viele wissen schon mit dem Begriff "Gott" nichts mehr anzufangen. Eine interessante These besagt sogar, dass man im Osten stolz darauf sei, "rationaler" und damit "fortschrittlicher" als die Westdeutschen zu sein, und dass man sich dieses Charakteristikum der eigenen Identität nicht auch noch rauben lasse. Viele gestalten sich ihr Leben pragmatisch; Ethik scheint auch ohne Religion möglich zu sein; ein genereller Werteverfall ist nicht auszumachen. Andererseits sind Ostdeutsche nicht absolut ungläubig oder wirklich bekennende Atheisten. Es gibt durchaus Nachdenkliche und Suchende. Und Einzelne finden sogar zum Christentum und lassen sich – was vor 1989 fast nicht vorkam – taufen. Sich kirchlicherseits auf eine solche Befindlichkeit einzustellen, ist nicht leicht. Ich denke dabei z.B. an die Comboni-Missionare, die nach der Wende 10 Jahre lang bei uns waren und für sich bis zuletzt nicht herausgefunden haben, wie sie hier mit sichtbarem Erfolg missionieren können. Da braucht es eine große Offenheit und einen langen Atem, um unsere zumeist sympathischen nichtchristlichen Zeitgenossen noch besser zu verstehen und um zu begreifen, was es angesichts dieser Herausforderungen bedeutet, das Evangelium Jesu Christi glaubwürdig und lebensnah zu bezeugen.

Wird das von Ihren westlichen Mitbrüdern im Bischofsamt verstanden?

Ich glaube schon, dass die meisten, auch wenn sie in einem anderen Kontext leben und ihre eigenen Probleme haben, an uns interessiert sind. Das zeigt sich durchaus immer wieder. Wie mir aber bestimmte bayrische oder rheinländische Verhältnisse nicht völlig verständlich werden und rätselhaft bleiben, nehme ich an, dass es ihnen umgekehrt ähnlich geht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand – und das betrifft nicht nur Bischöfe – ohne längere konkrete Erfahrungen ermessen kann, wie sich solche weltanschaulichen Umstände auf das Selbstverständnis der Kirche vor Ort, ihre gesellschaftliche Rolle und ihre ganz praktischen Vollzüge auswirken. Es gibt übrigens auch einzelne zugezogene Katholiken, die schon einige Zeit hier leben, sich aber dennoch aufgrund ihrer

volkskirchlichen Vergangenheit nicht wirklich auf unsere Situation einlassen können oder wollen. Gelegentlich werden wir da auch mit eigenartigen Vorstellungen, Erwartungen oder Ansprüchen konfrontiert.

Ist die katholische Kirche in Deutschland zusammengewachsen?

Was die Bischofskonferenz betrifft, zweifellos. Da war es sogar bereits vor dem Beitritt der DDR zum Geltungsbereich des Grundgesetzes zur Vereinigung gekommen. Heute kann man sich dies schon gar nicht mehr anders vorstellen. Das meiste hat sich normalisiert. Wir Ostbischöfe gehören dazu und bringen uns auch entsprechend ein. Dankbar sind wir vor allem für jede Unterstützung, die uns seitdem gewährt wurde und auf die wir auch weiterhin setzen können. Weniger komplikationslos verliefen aber manche Anpassungen des Ostens an die staatskirchenrechtlichen Vereinbarungen der alten Bundesrepublik. Vor allem betraf das die Einführung des schulischen Religionsunterrichtes. Hierbei sollte es keine andere Lösung geben als im Westen, damit die dortige Praxis nicht untergraben würde. Ob das freilich eine richtige Entscheidung war, wird schon seit längerem bezweifelt, da in einigen Regionen aufgrund der geringen Katholiken- und Schülerzahlen nie ein solcher zustande kam oder inzwischen nicht mehr zustande kommt, andere katechetische Formen aber aufgegeben wurden. Insgesamt kann man jedoch von fast allen Ebenen und Bereichen – Bistümern, Pfarreien, Orden, Verbänden, Hilfswerken und Initiativen – sagen, dass sich erfreuliche Beziehungen entwickelt haben, dass man sich schätzt und füreinander Verantwortung übernommen hat. Manche Unterschiede bleiben freilich. Aber auch Nord und Süd gleichen sich nicht in allem.

Worin sehen Sie zwischen der katholischen Kirche im Osten und der im Westen Deutschlands noch Unterschiede?

Wesentliches ist uns gemeinsam; und die Unterschiede, die es gibt, trennen nicht, spielen aber doch eine bedeutsame Rolle. Ich meine auch, dass manche davon nicht aufzuheben sind und andere ganz einfach die Vielfalt katholischer Wirklichkeit in Deutschland bereichern. Äußerlich fällt da schon einmal auf, dass von den 24,2 Millionen deutscher Katholiken insgesamt im Osten – auf mehrere Bistümer verteilt – nur etwas mehr als 800.000 leben, und lediglich 86.000 davon im Bistum Magdeburg. Allein zum Erzbistum Köln hingegen gehören mehr als 2 Millionen Katholiken, und das auf einer Fläche, die nur etwa ein Drittel von unserer ausmacht. Auch was die Anzahl und den Einsatz von Mitarbeitern oder die finanziellen Möglichkeiten betrifft, gib es gewaltige Unterschiede. Im Osten muss oftmals ein Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin gleich mehrere Aufgabenfelder abdecken, weil niemand anderes mehr dafür eingestellt werden kann, und in manchen Bereichen – z.B. bei Organisten und Küstern – läuft überhaupt fast alles nur ehren- oder nebenamtlich. Von einem westlichen Weihbischof habe ich einmal gehört, wenn er für ein wichtiges Projekt Geld bräuchte, wüsste er, an wen er sich wenden könne; ich hingegen kenne in unserer Region niemanden, der in einem solchen Fall spontan eine beträchtliche Summe spenden könnte oder wollte. Aufgrund unserer extremen Minderheitensituation – nur 3 bis 4% der Bevölkerung im Bereich des Bistums Magdeburg sind katholisch, höchstens 15 % noch evangelisch – ist unsere gesellschaftliche Position auch viel schwächer als im Westen üblich. In den Medien unserer Region finden wir darum verhältnismäßig nur wenig Beachtung, weil sich ja die große Mehrheit unserer Mitbürgerinnen und Mitbürger angeblich nicht für Religion und Kirche interessiert, und manchen westlichen Journalisten scheinen wir zu unwichtig zu sein, um sich überhaupt mit uns zu beschäftigen. Übernimmt

freilich ein Westdeutscher im Osten Verantwortung, reagiert man schon anders. Deutliche Unterschiede sehe ich auch hinsichtlich der demographischen Entwicklung und der Lebensverhältnisse. Und das betrifft uns ebenso wie die ganze Gesellschaft. Zum einen überaltern wir zusehends, und die meisten jungen Leute ziehen weg; zum anderen verändern sich z.B. die Familienformen um und bei uns rasanter und radikaler als anderswo. So war vom Statistischen Bundesamt erst kürzlich zu hören, dass – um nur ein Extrem zu nennen – 2013 in Baden-Würtemberg der Anteil der Ehepaare an allen Familien mit minderjährigen Kindern bei 78% lag, in Sachsen-Anhalt jedoch bei nur 51%. Ähnliches lässt sich im Ost-West-Vergleich auch bei Lebensgemeinschaften und Alleinerziehenden feststellen. Solche Gegebenheiten bleiben nicht ohne Auswirkungen auf die jeweiligen Ortskirchen und fordern sie spezifisch heraus. Dazu gehört in unseren Pfarreien auch, dass unter den wenigen, die überhaupt noch kirchlich heiraten, die meisten Paare weder rein katholisch noch gemischt konfessionell sind, sondern dass immer mehr Ehen mit religionslosen Partnerinnen oder Partnern geschlossen werden. Außerdem – und das wäre noch ein anderer Unterschied – zeigt sich katholische Kirche im Westen vielfach traditionsbezogener, folkloristischer und trachtenreicher, während im Osten eher eine stärkere Nüchternheit und Ernsthaftigkeit wahrzunehmen ist, sicher auch durch das evangelisch geprägte Umfeld mit beeinflusst. Dazu gehört vielleicht auch, dass mir bei der gelegentlichen Anrede "Exzellenz" immer ein kleiner Schauer den Rücken herunterläuft. Einen Bischof so anzureden, waren und sind wir hier im Osten nicht gewöhnt. Auch wenn es respektvoll gemeint ist, bleibt es für mich irritierend. Und noch eine letzte Bemerkung zur Frage nach Unterschieden zwischen Ost und West. Einen sehr grundsätzlichen Unterschied – das betrifft aber die ganze Gesellschaft – sehe ich auch darin, dass wir Ostdeutschen Westdeutschland immer mitdenken müssen, Westdeutsche umgekehrt das hingegen nicht nötig haben.

Wenn Sie auf die vergangenen 25 Jahre zurück blicken, worüber freuen Sie sich und was ärgert Sie?

Ohne Zweifel überwiegt bei mir die Freude, vor allem über die errungene oder geschenkte Freiheit mit all ihren Möglichkeiten. Ich gönne es vor allem der jungen Generation, die Welt ganz anders erfahren zu können, als es für uns möglich war. Ich bin sehr dankbar dafür, dass uns nach 1989 so viele Idealisten und Fachleute aus der alten Bundesrepublik zu Hilfe gekommen sind und uns unterstützt haben, in den neuen Verhältnissen Fuß zu fassen und diese sinnvoll zu gestalten: aus Bistümern, Verbänden und Stiftungen, aus Gemeinden und Vereinen, aus Politik und Wirtschaft oder vom Bonifatiuswerk. Auch mehrere Orden haben Niederlassungen bei uns errichtet oder einzelne Mitglieder entsandt, die mit großem Eifer bei uns eingestiegen sind. Leider mussten einige von ihnen aufgrund ihres Alters oder der rückläufigen Entwicklung ihres Ordens unser Bistum inzwischen wieder verlassen. Faszinierend finde ich außerdem, wie durch Zuzug mancher Westdeutscher und Ausländer verschiedene unserer Gemeinden bereichert wurden und einen weiteren Horizont bekommen haben. Mich freut auch, wenn ich von einigen kirchlichen Hilfswerken höre, dass die Spendenbereitschaft in den östlichen Bistümern – wenn man die eingegangene Gesamtsumme zur Zahl der Katholiken bzw. der Gottesdienstteilnehmer in Beziehung setzt – höher liegt als bei den westlichen Bistümern; zeigt sich darin doch, dass man sich nicht nur beschenken lässt, sondern auch bereit ist, anderen spürbar beizustehen. Was mich hingegen befremdet, sind bestimmte negative Auswirkungen der Pluralisierung unserer Gesellschaft und auch unserer Kirche. Nichts gegen unterschiedliche Meinungen, aber manche beanspruchen inzwischen rigoros, im Besitz der Wahrheit zu sein, verstehen sich dabei sogar als besonders katholisch und scheuen sich auch nicht davor, andere unter Druck zu setzen und sie gelegentlich zu diffamieren

oder zu denunzieren. In größeren Bistümern mögen sich solche Extreme noch verlieren, in kleineren belastet so etwas mehr. Kontraproduktiv wird dies vor allem, wenn jemand mit westlicher Sozialisation meint, katholischen Christen im Osten beibringen zu müssen, was wahrhaft katholisch sei. Das ist angesichts unserer Glaubenserfahrung unter ganz anderen Bedingungen und unseres sorgenvollen Ringens um verantwortbare Lösungen im Geiste Jesu Christi mehr als anmaßend.

Wie verstehen Sie sich und unser Bistum auf dem Weg in die Zukunft?

Ich glaube, dass wir im vereinten Deutschland angekommen sind, aber – auch aufgrund weiterer gesellschaftlicher Veränderungsprozesse – noch einen gewaltigen Gestaltwandel vor uns haben. Dabei hoffen wir auch künftig, durch die westlichen Bistümer unterstützt zu werden. Unsere Möglichkeiten sind begrenzt, wir haben aber auch Chancen. Wir wollen keine geschlossene Gesellschaft sein, uns nicht zurückziehen, keine Idylle pflegen, sondern versuchen, als "schöpferische Minderheit" zu wirken, in ökumenischem Geist und in Kooperation mit anderen Partnern. Dazu müssen wir uns freilich noch mehr um einen Mentalitätswandel bemühen. Vor dieser Herausforderung aber stehen nicht nur die ostdeutschen Bistümer.

Dem Ungeist widerstehen

Firmpredigt am 15. November 2014 in der Pfarrei Carl Lampert in Halle
(Mt 5,1-12)

Mit dem Strom schwimmen?

Schwimmt nicht mit dem Strom! Hängt Euern Mantel nicht nach dem Wind! Folgt nicht dem Zeitgeist! Beugt euch nicht jeder Mehrheitsmeinung! Redet nicht die Stammtischparolen nach! Warum eigentlich nicht? Das tun doch die meisten. Nur so scheint man vernünftig überleben zu können. Warum soll man sich das Leben denn schwerer machen als es sowieso schon ist?

Bewusst und noch häufiger unbewusst tauchen viele in der Masse unter, lassen sich ihre eigene Meinung abnehmen und reagieren wie programmiert. Das ist nicht etwa eine böswillige Behauptung, sondern durchaus wahrnehmbar und sogar experimentell nachgewiesen. So hat Solomon Aschl, ein amerikanischer Soziologe, schon vor über 50 Jahren entsprechende Tests durchgeführt. Neun Personen, die nebeneinandersaßen, sollten sagen, welche von drei Linien an der Tafel in ihrer Länge einer vorangestellten Musterlinie entspreche. Nur die letzte Versuchsperson wurde wirklich getestet. Alle anderen waren eingeweiht und gaben nacheinander mit großer Sicherheit falsche Antworten. Erschütternderweise war ihr Einfluss enorm: Nur 20 Prozent aller Personen, die sich jeweils als letzte zu äußern hatten, wagten die leicht erkennbare Lösung zu verteidigen. Über 60 Prozent der anderen trauten sich nicht, dazu zu stehen, sondern erlagen der sie offenbar erdrückenden, aber falschen Mehrheitsmeinung. Für die meisten Menschen scheint es fast ein ehernes Gesetz zu sein, sich zurückzunehmen und nichts zu riskieren – vor allem, wenn noch äußerer Druck oder innere Ängste hinzukommen und Benachteiligungen als möglich erscheinen.

Was aber dann, wenn Freiheit und Würde des Menschen auf dem Spiel stehen, wenn seine Rechte mit Füßen getreten oder menschenverachtendes Denken und Handeln salonfähig werden? Ist es dann nicht spätestens Zeit, die Welt kritischer zu betrachten, sich zu einer eigenen Meinung aufzuraffen, nicht mehr weiterhin nur zuzuschauen und zu schweigen, sondern die Stimme zu erheben und zu handeln?

Christen als Fremdkörper

Als Christen ist dies geradezu unser Auftrag, Ungeist zu entlarven und für eine menschenwürdigere Welt einzutreten. Mit diesem hohen Anspruch macht man sich nicht unbedingt beliebt. Zu Recht werden wir oftmals hinterfragt und auf unser eigenes Versagen hingewiesen. Dass wir nicht immer Jesu Maßstäben gerecht werden, gestehen wir ohne weiteres ein und bedauern es. Manchmal werden unsere Vorstellungen jedoch auch ungerechterweise lächerlich gemacht und billig abgetan. Andererseits braucht unsere Gesellschaft nach wie vor Herausforderungen, die die Geister scheiden und lebenswichtige Werte nicht in Vergessenheit geraten lassen.

Schon das Johannesevangelium spricht vom Hass der Welt, dem christliche Gemeinden ausgesetzt sind. Wie ihrem Gründer wird es auch ihnen nicht erspart bleiben, verfolgt zu werden. Christen leben in dieser Welt und sind doch – wenn sie ihren Glauben ernstnehmen – irgendwie provozierende Fremdkörper. Ihre Heimat ist – wie Paulus einmal sagt (Phil 3,20) – im Himmel. Und im Diognetbrief, der am Ende des 2. Jahrhunderts verfasst wurde, heißt es über die Christen: "Sie bewohnen das eigene Vaterland, aber wie Beisassen. Sie nehmen an allem teil wie Bürger, und alles ertragen sie wie Fremde. Jede Fremde ist ihr Vaterland und jedes Vaterland eine Fremde ... Auf Erden weilen sie, aber im Himmel sind sie Bürger."

Das bedeutet aber nicht, dass wir Christen weltfremde Eigenbrötler, idealistische Spinner oder unverlässliche Mitbürger seien. Selbstverständlich bejahen wir Gottes gute Schöpfung und nutzen dankbar ihre Möglichkeiten. Selbstverständlich zahlen wir Steuern und kümmern uns mit um das Gemeinwohl. Dennoch mühen wir uns darum, nicht in der Welt aufzugehen. Der Begriff "Welt" steht nämlich auch für jene Wirklichkeit, in der die Menschheit bereits ihre zerstörerischen Spuren und sündhaften Verhältnisse hinterlassen hat – gewissermaßen die Kehrseite der Medaille. Und auf der erscheinen z.B. der Brudermörder Kain als Prototyp für Mord und Totschlag oder der Turmbau zu Babel als Ausdruck menschlichen Größenwahns, der ohne Gott auskommen und ihm gleich sein will. Das ist nicht mehr die gottgewollte, sondern eine verkehrte Welt. Und dazu stehen wir Christen in kritischer, aber nicht liebloser oder untätiger Distanz. Andererseits ist es unsere Berufung und Sendung, an der Freude und Hoffnung wie an der Trauer und Angst aller Menschen teilzunehmen und uns im Geiste Jesu Christi für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung zu engagieren. Wer mit Leib und Seele Gott vertraut und ihn mehr als irgendwelche Menschen fürchtet oder liebt, vermag dabei manchmal tatsächlich auch sein Leben für einen höheren Wert als die Selbsterhaltung einzusetzen. Gott zu fürchten und zu lieben, verdummt und versklavt nicht, wie manche vielleicht meinen, sondern macht freier im Umgang mit den Menschen und mindert die Furcht vor ihnen.

» Warum soll man sich das Leben denn schwerer machen als es sowieso schon ist?«

Mut zur Zivilcourage

Heute gedenken wir bei dieser Firmung eines Geistlichen, der mit außergewöhnlichem Mut gewagt hat, seinem Gewissen zu folgen und dem Ungeist des Nationalsozialismus zu widerstehen. Dass das verbrecherische Regime Hitlers die menschliche Würde mit Füßen trat und Unzählige ermordete, hatte er nicht schweigend hinnehmen können. Dafür wurde er vor 70 Jahren nicht weit von hier im Zuchthaus "Roter Ochse" durch das Fallbeil hingerichtet. Wie standhaft er war, belegen auch Auszüge aus den Protokollen über seine Verhöre. "Herr Lampert" – so wird er da an einer Stelle aufgefordert – "sind Sie doch vernünftig, verlassen Sie die Kirche und das Priestertum. Das ist doch alles nur Hokuspokus. Zeugen Sie Kinder für den Führer Adolf Hitler. Ich werde Ihnen einen guten Posten verschaffen!" Darauf erwiderte Carl Lampert: "Herr Kommissar, ich liebe meine Kirche. Ich bleibe meiner Kirche treu und auch dem Priesteramt. Ich stehe für Christus und liebe seine Kirche." Außerdem lautete eine Frage auch: "Was schätzen Sie höher: das Evangelium oder Hitlers ‚Mein Kampf'?" Und Carl Lamperts Antwort war: "Das Evangelium ist Gottes Wort und verkündet die Liebe. Das Buch des Herrn Hitler ist das Werk eines Menschen und predigt den Hass." Worin seine Haltung begründet war, kommt auch in einem Brief zum Ausdruck, den er im April 1943 aus dem Gestapogefängnis in Stettin an seinen Bruder Julius geschrieben hat. Darin heißt es: "Hätte ich nicht eine innere Kraft, so möchte man verzweifeln an solchem Wahnsinn des Lebens." Im christlichen Glauben verwurzelt zu sein, bedeutete für ihn, alle Furcht zu überwinden und im Vertrauen auf Gott das eigene Leben einzusetzen, bedeutete aber auch, in einer fast ausweglosen Situation immer noch Kraft und Rückhalt zu erfahren. Wenn Gott zu ihm hielt, wer vermochte ihn dann von seiner Liebe zu trennen?

Auch heute könnten christliche Glaubensgewissheit und Gottesfurcht nach wie vor Menschen befähigen, ihrem Gewissen zu folgen und – wenn es nötig ist – Zivilcourage an den Tag zu legen. Selbstverständlich sieht dies in einer freiheitlichen Demokratie anders aus als in einer Diktatur, Herausforderungen gibt es aber genügend. Wie oft werden auf subtile oder auch drastische Weise Vorurteile geschürt, Klischees verfestigt und Meinungen manipuliert. Wie oft werden einzelne Menschen oder bestimmte Gruppen ausgegrenzt und geraten ins gesellschaftliche Abseits. Andererseits wird inzwischen aber auch manchmal eine Beliebigkeit propagiert, nach der alles erlaubt und alles gleich gültig ist. Freiheit erscheint somit als absolute Beliebigkeit und Toleranz als totale Gleichgültigkeit. Wenn sich dies durchsetzte, würde in einer solchen Gesellschaft die Maxime gelten: "Sage, was immer du willst, es wird sich doch nichts ändern." Dann bräuchte man freilich auch keine Zivilcourage mehr.

Noch aber fußt unsere Gesellschaft erfreulicherweise auf gemeinsamen Werten, die es tagtäglich zu pflegen und zu verteidigen gilt. Mit dem Strom mitzuschwimmen, Unrecht nicht wahrhaben zu wollen oder still zu protestieren, reicht dabei nicht. Man muss schon den Mut haben, sich eine eigene Meinung zu leisten und dafür mit Wort und Tat einzustehen. Wenn die Pfarrei Halle-Nord ab jetzt den Namen Carl Lamperts trägt, dann verbindet sich damit nicht nur die Erinnerung an einen heldenhaften Menschen, sondern auch und vor allem das Vermächtnis an alle Gemeindeglieder und besonders an Euch Jugendliche, die Ihr heute gefirmt werdet, sich immer wieder darum zu mühen, angstfreier und geistvoller zu leben. Als ein Zeichen dafür überreiche ich Euch Jugendlichen darum auch heute die Urkunde, auf der die Umbenennung Eurer Pfarrei festgehalten ist.

Bitten wir alle im Sinne Carl Lamperts auch immer wieder um die Kraft, unserer Berufung und Sendung als Christen noch gerechter zu werden:

Herr, mache mich zu einem Werkzeug deines Friedens,
dass ich liebe, wo man hasst;
dass ich verzeihe, wo man beleidigt;
dass ich verbinde, wo Streit ist;
dass ich die Wahrheit sage, wo Irrtum ist;
dass ich Glauben bringe, wo Zweifel droht;
dass ich Hoffnung wecke, wo Verzweiflung quält;
dass ich Licht entzünde, wo Finsternis regiert;
dass ich Freude bringe, wo der Kummer wohnt.

Herr, lass mich trachten,
nicht, dass ich getröstet werde, sondern dass ich tröste;
nicht, dass ich verstanden werde
sondern dass ich verstehe;
nicht, dass ich geliebt werde, sondern dass ich liebe.
Denn wer sich hingibt, der empfängt:
Wer sich selbst vergisst, der findet;
wer verzeiht, dem wird verziehen;
und wer stirbt, der erwacht zum ewigen Leben.



Austausch über "Schätze des Lebens" – wie z. B. Hund Willi – bei einer Videokonferenz mit Firmlingen während der Corona-Zeit 2020; Bildrechte: privat

» Hätte ich nicht eine innere Kraft, so möchte man verzweifeln an solchem Wahnsinn des Lebens. [...] Gott zu fürchten und zu lieben, verdummt und versklavt nicht [...], sondern macht freier im Umgang mit den Menschen und mindert die Furcht vor ihnen.«

"Herbergssuche"

Predigt zur Christmette 2014
(Jes 9,1-6; Tit 2,11-14; Lk 2,1-14)

Jesus Christus will bei uns ankommen

"Wer klopfet an?" So beginnt ein altes Lied, das vor allem früher mancherorts im Advent gesungen wurde; dabei war und ist es oftmals auch mit einem szenischen Spiel verbunden. Dialogisch erzählt es davon, wie Maria und Josef, die sich zur Volkszählung nach Bethlehem begeben haben, ein Quartier suchen und immer wieder auf Ablehnung stoßen:

> *"Wer klopfet an?"- ruft da der Wirt und hört – "Oh zwei gar arme Leut'.*
> *Was wollt ihr denn? Oh gebt uns Herberg heut!*
> *Euch durch Gottes Lieb' wir bitten, öffnet uns doch Eure Hütten!*
> *Oh, nein, nein, nein! Ach lasset uns doch ein!*
> *Es kann nicht sein! Wir wollen dankbar sein.*
> *Nein, nein, nein, es kann nicht sein. Da geht nur fort, ihr kommt nicht rein!"*

Das, was hier ausführlich noch in weiteren Strophen entfaltet wird, ist im heutigen Evangelium nach Lukas nur ganz kurz angedeutet: Maria wickelte ihren Erstgeborenen in Windeln und – so heißt es dort (Lk 2,7) – "legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war". Diese wenigen Worte haben offenbar ausgereicht, im christlichen Brauchtum einen besonderen Stellenwert zu bekommen. Viele sind davon tief angerührt worden, dass Josef und Maria, die kurz vor der Niederkunft stand, nirgendwo willkommen waren und dass das Kind deshalb ganz und gar armselig zur Welt kommen musste. Über all die Jahrhunderte hinweg haben sich gerade auch die Armen immer wieder mit diesem Schicksal identifizieren können. Sie fanden und finden Trost darin, dass Jesus mit seinen Eltern in dieser Weise zutiefst "einer von uns" geworden ist.

Was aber kann das für uns über Rührung und Trost hinaus noch bedeuten, dass Gott auf dieser Erde nicht in überwältigender Macht und Herrlichkeit erscheint, sondern sich auf Quartiersuche begibt?

Darauf haben schon die Kirchenväter der ersten christlichen Jahrhunderte eine Antwort versucht. Jesus Christus – so ihre Überzeugung – klopft auch an unserem Herzen an und bittet um eine Herberge. Im übertragenen Sinne ist also unser Herz der Ort, an dem er zur Welt kommen will. "Willst auch du" – fragt zum Beispiel der heilige Augustinus – "sein Wohnsitz sein"? Und er fährt dann fort: "Glaube nicht, du könntest es nicht. Bereite Ihm Raum in deinem Herzen, und er wird gerne darin thronen".[1]

1 Über die Psalmen 46,10; zit. von Adalbert Keller.

Wie aber könnte das geschehen? Sicher müssten wir zuerst einmal in uns aufräumen oder sogar ausmisten? Was hat sich da im Laufe der Zeit nicht alles angesammelt: an Enttäuschungen und Verwundungen, an Missverständnissen und Vorurteilen, an Selbstsucht und Habgier, an Bosheit und Gehässigkeit! Wovon sind wir doch oftmals besetzt oder sogar besessen! Wie oft kreisen wir auch nur noch um uns selbst, lassen wir nichts mehr an uns heran, ist unser Herz kalt geworden! Vielleicht aber entdecken wir doch wieder jene Sehnsucht in uns, die letztlich nur durch Gott gestillt werden kann, hören wir, wie Jesus Christus an unser Herz anklopft, damit wir ihm öffnen. Dazu müsste man aber still werden und sich fragen lassen können: "Was oder wer ist für dein Leben wirklich wichtig? Worauf kommt es dir eigentlich an? Wo setzt du Prioritäten – und sind es die richtigen? Wohin führen sie dich und andere?" Schon das könnte eine Möglichkeit sein, durch die Jesus Christus bei uns um Herberge bittet, eine Herausforderung, die uns weiterführt, nach seinem Vorbild zu handeln und wirklich liebende Menschen zu werden.

Menschen auf der Flucht

Jesus Christus kann bei uns aber auch noch auf andere Weise und sehr konkret anklopfen. "Was ihr" – so sagt er einmal (Mt 25,40) – "für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan." Gerade jetzt sind es viele Flüchtlinge, die bei uns um Aufnahme bitten. Über 50 Millionen Menschen sollen derzeit aufgrund von Kriegen und Menschenrechtsverletzungen auf der Flucht sein, davon bis zu zehn Millionen Kinder. Regelmäßig hören oder lesen wir von ihren dramatischen Schicksalen: Sie sind Schleppern und Schleusern ausgesetzt, werden unterwegs inhaftiert, müssen bei Wind und Wetter im Freien campieren und werden auf überladene Boote verfrachtet, um – wenn sie Glück haben – in Europa zu landen. Wenn sie das schließlich trotz aller Gefahren für Leib und Leben geschafft haben, hoffen sie, das Schlimmste hinter sich zu haben. Aber allzu oft machen sie die Erfahrung, dass das nicht der Fall ist, klopfen sie an und hören als Antwort: "Nein, nein, nein, es kann nicht sein. Da geht nur fort, Ihr kommt nicht rein!" Statt Gastfreundschaft begegnen ihnen oftmals Abwehr und Misstrauen, gelegentlich sogar Sarkasmus. "Bitte" – so soll z.B. kürzlich am Ortseingang eines sächsischen Kurortes zu lesen gewesen sein – "flüchten Sie weiter, es gibt hier nichts zu wohnen!"[2] Und in einigen deutschen Städten gehen Menschen auf die Straße, um gegen eine angebliche Überfremdung des – wie sie sagen – christlichen Abendlandes zu demonstrieren. Es ist kurios, dass man damit christliche Werte verteidigen will, zu denen doch ganz wesentlich Respekt vor den anderen, Nächstenliebe und Barmherzigkeit gehören. Stattdessen schürt man Misstrauen und Angst, werden Ausländer zu unerwünschten Personen erklärt oder sogar bedroht. Wenn man dann einmal ganz nüchtern auf die Zahlen schaut, zeigt sich, wie irrational doch solche Befürchtungen und Argumentationen sind: machen doch die Zuwanderer, denen Deutschland in diesem Jahr 2014 Schutz bietet, nur etwa 0,3 % der Gesamtbevölkerung aus. Im kleinen Libanon dagegen bilden die 1,1 Millionen syrische Flüchtlinge inzwischen ein Viertel der ganzen Bevölkerung!

Doch auch ohne solche Zahlenvergleiche kann das Schicksal der Flüchtlinge uns Christen nicht kalt lassen. Wir feiern heute Nacht die Geburt Jesu von Nazareth. In ihm ist – wie es im Titusbrief heißt (vgl. Tit 2, 11) – die Gnade Gottes erschienen, um alle Menschen zu retten. Diese Gnade Gottes, diese seine Menschenfreundlichkeit, begegnet uns in einem kleinen Kind, dessen Eltern keine Herberge gefunden haben. Sie wird in Jesus Christus sichtbar, der in seinem nur 33 Jahre dauernden Leben gezeigt hat, wie diese Gnade aussieht. Vor allem die Armen, Bedürftigen, Notleidenden

2 J. Augstein, Spiegel online vom 27.11.2014 (es handelt sich übrigens um Bad Schandau).

sind es, die ihn anziehen und denen er sich zuwendet. Er ist ihnen so sehr zugetan, dass er sich sogar geradezu mit ihnen identifiziert. Nach seiner Auferstehung – so sein Vermächtnis – will er nicht nur in den Gaben von Brot und Wein und nicht nur in seinem Wort unter uns gegenwärtig sein, sondern auch in der Begegnung mit den geringsten Brüdern und Schwestern.

Aus Fremden können auch Schwestern und Brüder werden

Ich weiß nicht, ob diese meine Überlegungen manche von Ihnen heute Abend irritieren oder sogar verärgern. Neulich habe ich jedenfalls einmal davon gelesen, dass eine Jugendgruppe auf einem Weihnachtsmarkt mit einer besonderen Veranstaltung deutlich auf die Flüchtlingsproblematik aufmerksam machen wollte. Die kommunalen Behörden haben dies jedoch mit der Begründung abgelehnt, dass man die weihnachtliche Idylle mit solchen Problemen nicht stören wolle. Bedauerlich oder vielmehr makaber! Schließlich ist Weihnachten von seinem Ursprung her kein bürgerliches Event, sondern eine heilsame Provokation und eine Verheißung, die es in sich hat. Wenn wir die Geburt Jesu feiern, feiern wir damit auch Gottes Menschenfreundlichkeit, die mit Jesus zur Welt gekommen ist und die auch in uns zur Welt kommen möchte. Denn das bedeutet es schließlich auch, wenn die Kirchenväter davon sprechen, dass Jesus Christus in unserem Herzen Herberge finden will. Ganz unmissverständlich macht er uns klar: es gibt keinen anderen Weg zu Gott außer durch ihn; und das heißt auch: außer durch unsere Bereitschaft, ihn in den Armen und Bedürftigen dieser unserer Welt zu erkennen und ihnen zu dienen. "Ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen" (Mt 25, 35).

Ich freue mich, dass das auch in unserem Bistum schon gut verstanden und vielfältig umgesetzt wird. So leistet z.B. der Migrationsdienst unserer Caritas eine enorme Hilfe. Und auch die vor fast einem Jahr von uns gegründete Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt hat erfreulicherweise ein großes Echo gefunden. Darüber hinaus weiß ich von zahlreichen Initiativen in unseren Pfarreien oder von Einzelnen, Asylsuchende bei Behördengängen zu unterstützen, ihnen zu helfen, deutsch zu lernen oder auf andere Weise persönliche Kontakte zu ihnen zu pflegen. Ich bin sehr dankbar für solche Zeichen des Willkommens, durch die aus Fremden tatsächlich unsere Brüder und Schwestern werden. Und ich möchte Sie alle dazu ermutigen, nach Ihren Kräften und Möglichkeiten sich mit für jene einzusetzen, die als Flüchtlinge an unsere Tür klopfen: sei es, dass Sie die Möglichkeit haben, auf unsere Politik Einfluss zu nehmen, sei es, dass Sie Organisationen unterstützen, die im Bereich der Migrationsdienste tätig sind, sei es, dass Sie mit anderen darüber nachdenken, was sich vor Ort tun lässt, sei es, dass Sie sich ganz konkret einem Menschen zuwenden, der nach Vertreibung und Flucht eine neue Heimat und Geborgenheit sucht .

"Wir alle" – so hat es ein Jesuitenpater (F. Pflüger SJ) einmal formuliert – "sind zur Geschwisterlichkeit und Gemeinschaft berufen. Es ist eine Aufgabe, gerade für Gemeinden, die so einfach sein kann – wenn wir nur diejenigen, die zu uns kommen, nicht als Fremde betrachten, sondern als unsere Schwestern, als unsere Brüder. Dann schmilzt das Misstrauen, dann können wir sie herzlich willkommen heißen". Dann könnte das Lied von der Herbergssuche auch so enden: "Ja, so kommt doch rein! Unser Haus steht euch offen. Wir teilen mit euch, was wir haben und was wir können". So könnte Jesus Christus dann wirklich bei uns ankommen. So könnte es dann wirklich Weihnachten werden.



Begrüßung des Ökumenischen Patriachen Bartholomaios I. im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn 2014; Bildrechte: Katholische Nachrichtenagentur (KNA)



Mit v.l. Johannes Oeldemann und dem griechisch-orthodoxen Patriachen von Antiochien Johannes X. 2013 in Beirut/Libanon; Bildrechte: privat



Gemeinsame Kommission der Deutschen Bischofskonferenz und der Orthodoxen Bischofskonferenz 2025 in Bonn; Bildrechte: privat



Bei der Weihe von 3 Bischöfen durch Katholikos Karekin II. 2019 in Etschmiadsin/Armenien; Bildrechte: privat



AG Kirche des Ostens zu Besuch bei dem äthiopischen Erzbischof Abune Diyonasiyos in Berlin; Bildrechte: privat



Begegnung mit Vertretern der Syrisch-Orthodoxen-Kirche in Warburg 2009; Bildrechte: privat



Treffen der Vertreter der Orientalisch-Orthodoxen Kirchen Deutschlands in Bonn 2016; Bildrechte: Katholische Nachrichtenagentur (KNA)



Bischof Feige mit dem koptischen Papst Tawadros II. bei dessen Deutschland-Besuch 2013; Bildrechte: Deutsche Bischofskonferenz



Mit einer Delegation der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in Deutschland (VELKD) bei Papst Franziskus; Bildrechte: Vatican Media



Nach einem ökumenischen Gottesdienst am 31. Oktober 2024 in Hamburg mit der Ratsvorsitzenden der EKD Bischöfin Kirsten Fehrs; Bildrechte: privat



Mit Frère Alois 2016 in Taizé; Bildrechte: Johannes Oeldemann



Treffen von Papst Benedikt mit Vertretern der Ökumene beim Weltjugendtag 2005 in Köln; Bildrechte: Katholische Nachrichtenagentur (KNA)



Ökumenischer Gottesdienst am 28. April 2025 im Magdeburger Dom anlässlich 1700 Jahre Konzil von Nizäa; Bildrechte: privat

Aller Welt erschienen

Predigt zu Epiphanie 2015
(Jes 60,1-6; Eph 3,2-3a.5.6; Mt 2,1-12)

Kein "Stammesgott"

In den letzten Wochen hört man mancherorts montags wieder den Ruf "Wir sind das Volk!" Anders als vor 25 Jahren ist das aber nicht ein Ruf nach Freiheit und demokratischer Mitbestimmung, nicht der Ausdruck dafür, selbst Verantwortung für das gesellschaftliche Leben übernehmen zu wollen. "Wir sind das Volk!" bedeutet hierbei vielmehr: "Ihr gehört nicht zu uns! Wir wollen euch nicht bei uns haben, weil ihr eine andere Religion, eine andere Kultur, eine andere Hautfarbe habt!" Nach außen hin erklären die Anhänger solcher Parolen, dass es ihnen darum gehe, das jüdisch-christliche Abendland zu verteidigen. Dahinter stehen aber letztlich nichts anderes als Vorurteile und Angst: Angst, "überfremdet" zu werden, Angst vor der Zukunft und die Angst, selbst zu kurz zu kommen.

Nun ist es sicher klug, hinzuhören, was die Menschen bewegt und ihnen Sorgen bereitet. Als Kirche ist es aber vor allem auch unsere Aufgabe, laut und deutlich zu sagen, dass Parolen dieser Art mit der jüdisch-christlichen Überlieferung nicht vereinbar sind. Sie verletzen genau das, was angeblich gerettet werden soll: eine Kultur, in der Nächstenliebe, Respekt und Schutz von Fremden einen zentralen Stellenwert haben. Sie verkennen, dass der Gott Israels und der Gott Jesu Christi kein "Stammesgott" oder "Nationalmythos" ist. Er ist vielmehr aller Welt erschienen.

Schon das alte Israel ist immer tiefer zu dieser Wahrheit geführt worden. So sehr es sich als das auserwählte Volk Jahwes verstanden hat, so sehr ist ihm auch bewusst geworden, dass dieser Gott ein Gott für alle Menschen ist. "Ich mache dich zum Licht für die Völker, damit mein Heil bis ans Ende der Erde reicht" (Jes 49, 6). In dieser Verheißung aus dem zweiten Gottesknechtslied bei Jesaja hat schon Israel seine Berufung erkannt. Für uns Christen hat sich diese Berufung in Jesus Christus vollendet. In ihm zeigt sich einmalig und unwiderruflich, was Gott mit uns Menschen vorhat: Er will, dass alle Menschen ohne Unterschied gerettet werden, dass sie einbezogen sind in das große Fest der Liebe. So schreibt auch Papst Benedikt: "Weil aber Gott alle Völker in Christus zu sich rufen und ihnen die Fülle seiner Offenbarung und seiner Liebe mitteilen will, hört er nicht auf, sich auf vielfältige Weise gegenwärtig zu machen" ("Dominus Jesus", 8).

Weite statt Enge: ein Markenzeichen des Christentums

Am heutigen Festtag wird uns dies wieder eindrücklich vor Augen geführt. Gott hat die Sterndeuter aus dem Osten offenbar so berührt, dass sie aufgebrochen sind, um das neugeborene Kind zu suchen. In ihm haben sie die ganze Fülle Gottes erkannt. Das will der Evangelist Matthäus seiner judenchristlichen Gemeinde vor Augen führen. Gott spricht zu allen Menschen und lädt sie ein, ihn zu suchen und zu finden. Alle haben "an derselben Verheißung in Christus Jesus teil", wie wir vorhin in der Lesung aus dem Epheserbrief gehört haben (Eph 3,6).

Von Anfang an geht es also darum, den Kreis derer, die zu Christus gehören, nicht zu eng zu ziehen. Im Gegenteil: "Nicht Enge ist das Markenzeichen <des Christentums>, sondern Weite" (Ulrich Behlau). Das heißt aber nicht, dass das immer selbstverständlich war und ist. Es gibt Untersuchungen, in denen man herausgefunden hat, dass gerade auch Christen – und darunter sogar vor allem katholische Christen! – dazu neigen, misstrauisch auf Fremde zu schauen und sich von ihnen abzugrenzen.

So heißt es in einer Geschichte, dass ein Afroamerikaner einmal wünschte, "in eine New Yorker Gemeinde aufgenommen zu werden. Der Pfarrer war reserviert. "Tja", sagte er schließlich, "ich bin nicht sicher, Mr. Jones, ob es unseren Gemeindegliedern recht wäre. Ich schlage vor, Sie gehen erst einmal wieder nach Hause und beten und warten ab, was Ihnen der Allmächtige dazu zu sagen hat." Einige Tage später kam Mr. Jones wieder. "Ich habe Ihren Rat befolgt", sagte er zum Pfarrer. "Ich sprach mit Gott über die Sache, und er antwortete mir: ‚Mr. Jones, sagte er, bedenke, dass es sich um eine sehr exklusive Kirchengemeinde handelt. Du wirst wahrscheinlich nicht hineinkommen. Ich selbst versuche es schon seit vielen Jahren, und bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen" (W. Hoffsümmer).

Und wie sieht das bei uns aus, liebe Schwestern und Brüder? Wie sieht das z.B. ganz konkret in der Kathedralpfarrei St. Sebastian aus? Gelingt es Gott hier – um mit den Worten dieser Geschichte zu sprechen – hineinzukommen? Gelingt es ihm, in Gestalt von Menschen hineinzukommen, die weder deutsch noch "magdeburgisch" und erst recht keine angestammten "Sebastianer" sind?

In der Jahresschlussandacht habe ich vom Dompropst eine eindrückliche Statistik gehört: von den rund 4000 Mitgliedern der Pfarrei sind 1000 nicht hier geboren, sondern im Lauf ihres Lebens zugewandert, und zwar aus 63 verschiedenen Nationen dieser Erde! Das muss man sich einmal auf der Zunge zergehen lassen! Allein unsere Kathedralpfarrei spiegelt demnach im Grunde wieder, wie sehr die Kirche von Anfang an international war, wie sehr diese Weite tatsächlich ihr Markenzeichen ist.

Das gehört zum Fundament unseres Glaubens. Es geht um einen Gott, der sich weder auf ein Volk, noch auf eine Kultur noch auf bestimmte religiöse Traditionen festlegen lässt, einen Gott, der sich von Anfang an als jemand offenbart hat, der gerade auch um die Fremden wirbt.

Dialog mit anderen Religionen

Was bedeutet das nun aber für unser Verhältnis zu anderen Religionen? Der Ruf "Wir sind das Volk!" hängt ja vor allem mit der Angst zusammen, vom Islam "überfremdet" zu werden.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat uns hier einige Wegmarken an die Hand gegeben. In der Erklärung über das

Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen heißt es z.B.: "Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was sie selbst für wahr hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet". (NA 2). Diese grundlegende Wertschätzung ist das Fundament eines echten interreligiösen Dialogs. Zu diesem Dialog gehört die Bereitschaft, einander kennenzulernen und gegenseitige Vorurteile abzubauen. Zu diesem Dialog gehört es auch, miteinander danach zu suchen, wie wir unsere Gesellschaft so gestalten können, dass Menschen in Frieden und Freiheit leben können.

Für uns Christen gehört zum Dialog mit nichtchristlichen Religionen aber auch die Eindeutigkeit unseres Glaubens. Christus ist für uns nicht ein Religionsstifter unter anderen. Er ist "der Weg, die Wahrheit und das Leben" (Joh 14,6) für alle Menschen. In ihm ist Gott allen Menschen erschienen. Diese unsere Überzeugung will andere nicht vereinnahmen, sondern ihnen eine Hoffnung anbieten, die alles übersteigt, was sie kennen.

Gerade weil wir davon überzeugt sind, dass Gott ein Gott aller Völker ist, ist es unsere Aufgabe, dieses universale Heilsangebot immer wieder ins Gespräch zu bringen. Recht verstanden, macht gerade dies unsere missionarische Berufung aus. Andere in ihrer Freiheit und Eigenständigkeit zu respektieren, muss nicht heißen, die eigene Wahrheit zu verschweigen – und umgekehrt: Die christliche Gottesvorstellung und Weltdeutung als richtig anzusehen und zu lieben, muss nicht bedeuten, andere Wege zu verachten und zu hassen.

Liebe Schwestern und Brüder, wir feiern heute das Fest der Erscheinung des Herrn.
Gott ist in Jesus Christus aller Welt erschienen. Niemand kann seitdem für sich beanspruchen, sein einziges Volk zu sein. Öffnen wir uns dieser Weite Gottes und öffnen wir uns darin denen, die zu uns kommen. Feiern wir miteinander das Fest des Lebens und teilen wir miteinander den Reichtum, den Gott uns jeweils geschenkt hat.

Worum sollte es uns eigentlich gehen?

Predigt beim Dies sacerdotalis am 31. März 2015
(Jes 61,1-3a.6a.8b-9; Lk 4,16-21)

"Der Herr hat mich gesalbt"

Wenn jemand ein wichtiges Amt übernimmt, richtet sich das Interesse der Öffentlichkeit darauf, was er oder sie für ein Programm hat. Meistens kommt das in der ersten Ansprache oder Veröffentlichung zum Ausdruck. An der Universität ist es z.B. die Antrittsvorlesung, die zu erkennen gibt, wo der neue Professor oder die Professorin steht. Ähnlich ist es bei der ersten Rede eines Bundespräsidenten oder der ersten Enzyklika eines Papstes. Und ich meine, es zeigt sich auch in den ersten Äußerungen eines neuen Priesters oder Diakons, wie er seinen Dienst sieht und worum es ihm dabei zutiefst geht.

Von einer solchen "Antrittspredigt" hören wir im heutigen Evangelium. Lukas berichtet darin vom ersten öffentlichen Auftritt Jesu in seiner Heimatstadt. Wie es im Synagogengottesdienst üblich war, trägt dieser zunächst eine Lesung vor. Es ist die Lesung aus dem Propheten Jesaja, die vorhin auch zu hören war. Zur Überraschung aller bezieht Jesus diese Lesung aber auf sich selbst: "Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt" (Lk 4, 21). Er weiß sich durch Gott bevollmächtigt, den Menschen Heil und Heilung zuzusprechen. Ja, mehr noch: er weiß sich bevollmächtigt, so zu handeln, dass dieses Heil jetzt erfahrbar wird. Er sieht seinen Auftrag darin, sich den Armen aller Art so zuzuwenden, dass sie spüren: Gott ist wirklich mit uns. Und die Salbung ist es, die Jesus diese Vollmacht verleiht. In einzigartiger Weise ist er so vom Heiligen Geist durchdrungen, dass Gott selbst unauslöschlich durch ihn handelt: "Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn der Herr hat mich gesalbt" (Lk 4, 18).

Liebe Schwestern und Brüder, durch Taufe und Firmung ist diese Salbung auch auf uns alle übergegangen, haben wir den Geist des Herrn empfangen und deshalb den Auftrag, wie Jesus die Frohe Botschaft anschaulich und konkret werden zu lassen. "Seine Salbung ist" – wie Papst Franziskus sagt – "für die Armen, die Gefangenen, die Kranken und für die, welche traurig und einsam sind". Und das gilt zunächst einmal grundsätzlich allen Christen und Christinnen. In ganz eigener Weise gilt dies jedoch für uns Bischöfe, Priester und Diakone. Durch die Weihe sind wir in besonderer Weise befähigt und herausgefordert, das Öl der Salbung zu den Menschen fließen zu lassen, sie zu stärken und zu ermutigen. Darum geht es letztendlich bei allem, was den Dienst von Geweihten ausmacht. Und darin sehen – wofür ich als Bischof von Herzen dankbar bin – auch

viele unter uns tatsächlich ihre Berufung und Sendung, den Menschen das Evangelium Jesu Christi zu erschließen und ihnen die Liebe Gottes immer neu nahezubringen.

Versuchungen in der Seelsorge

Zugleich aber sind wir nicht davor gefeit, manchen Versuchungen zu erliegen und – bewusst oder unbewusst – mehr irdischen Gesichtspunkten und Maßstäben als himmlischen Seligpreisungen zu folgen. Das Öl, das durch uns fließen soll, kann im Laufe der Zeit – bildlich gesprochen – durchaus ranzig werden. Wodurch?

Nun, da gibt es z.B. gelegentlich einen Mangel an Selbstlosigkeit oder eine Überdosis an Egozentrismus: Menschen werden – aus was für Gründen auch immer – mehr auf die eigene Person fixiert als auf Christus verwiesen. Vieles steht und fällt dabei mit einem bestimmten Seelsorger, seinem Charme und seiner Faszination. Damit ist nicht in Abrede gestellt, was jemand einmal kritisch so formulierte: "Wir verkündigen noch nicht einmal uns selbst, geschweige denn Christus." Unseren Worten und Taten soll durchaus anzumerken sein, was sie mit unserem eigenen Leben zu tun haben und wie wir persönlich dahinterstehen. Das ist nicht nur gut und richtig, sondern sogar erforderlich und lobenswert. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, was Papst Franziskus recht drastisch so ausdrückt: "Die Salbung … ist nicht dazu da, uns selbst in Duft zu hüllen" oder uns einzuölen "und uns salbungsvoll-heuchlerisch, glanzliebend und selbstgefällig-glatt" zu machen. Darüber hinaus – und damit spricht Papst Franziskus noch einen anderen Aspekt an – "kann man bei vielen in der Seelsorge Tätigen, einschließlich der gottgeweihten Personen eine übertriebene Sorge um die persönlichen Räume der Selbständigkeit und der Entspannung feststellen, die dazu führt, die eigenen Aufgaben wie ein bloßes Anhängsel des Lebens zu erleben, als gehörten sie nicht zur eigenen Identität" (EG 78). Die Salbung in dieser Weise für sich selbst zu behalten, ist nicht nur ein Verrat an der eigenen Berufung; so etwas macht auch traurig und unzufrieden. Deshalb ist es immer wieder notwendig, dass wir uns ehrlichen Herzens vergewissern, worum es uns eigentlich geht: um uns und unsere sehr persönlichen Vorstellungen und Träume vom Leben – was wir manchmal religiös kaschieren – oder wirklich darum, durch unseren geistlichen Dienst Menschen zu Christus hinzuführen und ihnen das zu vermitteln, was er ihnen geben will. Manchmal verbindet sich das auch mit der Herausforderung, anderswohin zu gehen und eine neue Aufgabe zu übernehmen oder aber, wenn der Ruhestand erreicht ist, wirklich loslassen zu können und nicht weiterhin zu versuchen, seinen Einfluss geltend zu machen. Was bei der Bundeswehr – wie ich erst neulich hörte – noch selbstverständlich sein soll, dürfte wohl erst recht unter uns nicht verlorengehen.

Eine andere Versuchung könnte darin bestehen, dass wir die Kirche Jesu Christi unmerklich zu einer Art "Kulturverein" werden lassen. Man orientiert sich nostalgisch an der jüngsten Vergangenheit, daran, wie es angeblich immer schon war, achtet besonders auf Äußerlichkeiten, beklagt oder ignoriert herausfordernde Veränderungen, setzt weiterhin vor allem auf ein geselliges Vereinsleben und meint genau zu wissen, worin das Wesentliche des Glaubens und der Kirche besteht. "Bei einigen" – so schreibt Papst Franziskus – "ist eine ostentative Pflege der Liturgie, der Lehre und des Ansehens der Kirche festzustellen, doch ohne dass ihnen die wirkliche Einsenkung des Evangeliums und die konkreten Erfordernisse der Geschichte Sorgen bereiten. Auf diese Weise verwandelt sich das Leben der Kirche in ein Museumsstück oder in ein Eigentum einiger weniger" (EG 95). Und tatsächlich: Auch wenn es wichtig ist, kirchliches Erbe zu pflegen und Traditionen

am Leben zu erhalten, so dürfen sich Bischöfe, Priester und Diakone doch letztlich nicht in die Rolle von Nachlassverwaltern drängen lassen. Wir sind vielmehr dazu aufgerufen, neue verantwortbare und zukunftsfähige Wege zu suchen und zu bereiten. Denn jede Zeit ist Heilszeit. Darum kann in jeder Epoche und Phase auf andere Weise gelten: "Heute hat sich das Schriftwort erfüllt", das der Prophet Jesaja gesprochen hat. "Ihr müsst <deshalb> nicht" – wie Karl Rahner einmal geschrieben hat – "ein Trachtenvereinschristentum konservieren, sondern ein neues Heidentum erobern".

Und noch eine Versuchung möchte ich nennen, die Seelsorgern zu schaffen machen kann. Es ist die Gefahr, im Laufe des Dienstes gleichgültig und müde zu werden. Da sind die oftmals eintönigen alltäglichen Abläufe und manche aufreibenden Widerstände, da ist die zunehmende Überalterung in unseren Gemeinden und das Empfinden, dass mit der Kirche in unserem Land anscheinend "alles den Bach hinuntergeht". Je nach Persönlichkeitstyp reagieren die einen darauf mit Betriebsamkeit, die anderen mit Zynismus oder stiller Resignation. Wieder andere werden pedantisch und machen nur noch "Dienst nach Vorschrift".

Die Gnade wieder entfachen

Um solchen Tendenzen nicht zu verfallen, sind wir alle dazu herausgefordert, uns immer wieder neu auf Christus einzulassen, der uns gerufen hat. "Entfache" – so heißt es im zweiten Brief an Timotheus (1,6f.14) – "die Gnade wieder, die dir durch die Auflegung meiner Hände zuteilgeworden ist. Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit… Bewahre das dir anvertraute kostbare Gut durch die Kraft des Heiligen Geistes, der in uns wohnt."

Die Gnade wieder entfachen: Wie könnte das geschehen? Dazu rät Papst Franziskus z.B.: Geht aus euch heraus! Denn – so schreibt er – "aus sich selbst herausgehen, um sich mit den anderen zusammenzuschließen, tut gut… Das Evangelium lädt uns immer ein, das Risiko der Begegnung mit dem Angesicht des anderen einzugehen, mit seiner physischen Gegenwart, die uns anfragt, mit seinem Schmerz und seinen Bitten, mit seiner ansteckenden Freude in einem ständigen unmittelbar physischen Kontakt. Der echte Glaube an den Mensch gewordenen Sohn Gottes ist untrennbar von der Selbsthingabe, von der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft, vom Dienst, von der Versöhnung mit dem Leib der anderen. Der Sohn Gottes hat uns … zur Revolution der zärtlichen Liebe eingeladen" (EG 87.88).

Liebe Mitbrüder im geistlichen Dienst, "Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt". Dieses Wort Jesu aus seiner "Antrittspredigt" ist auch uns ins Herz geschrieben. Wir, die wir für unseren Dienst vom Herrn gerufen und gesalbt wurden, stehen mit unserer Existenz dafür ein, dass sich diese Zusage Jesu tatsächlich immer wieder sehr konkret erfüllt. Heute: das heißt für alle Menschen in jeder Lebenslage. Heute ist der Tag der Erlösung – Erlösung von jeder noch so drückenden Last, von jeder noch so verfahrenen Situation. Deshalb ist es unsere Aufgabe, "den Armen eine gute Nachricht zu bringen, den Gefangenen Entlassung zu verkünden, den Blinden das Augenlicht, die Zerschlagenen in Freiheit zu setzen und ein Gnadenjahr des Herrn auszurufen" (vgl. Lk 4, 18f.).

Das ist die wesentliche Sendung der Kirche. Das macht unsere Identität als Christen aus. Das fordert uns als Geweihte besonders heraus. Wer in lebendiger Verbindung mit Jesus Christus bleibt, der wird auch die Kraft erhalten, den vielfältigen Versuchungen zu widerstehen und den Menschen tatsächlich das Evangelium nahezubringen. Mögen viele durch unseren Dienst an der Verkündigung und an den Sakramenten, durch unsere Worte und Werke, ja durch unser ganzes Dasein das Öl der Freude empfangen, das Jesus Christus uns gebracht hat.

» Unseren Worten und Taten soll durchaus anzumerken sein, was sie mit unserem eigenen Leben zu tun haben und wie wir persönlich dahinterstehen. Das ist nicht nur gut und richtig, sondern sogar erforderlich und lobenswert.«

"Ich möchte Brücken bauen"

Im Interview mit Eckhard Pohl für den *Tag des Herrn* vom 12. April 2015

Magdeburg. Vor zehn Jahren wurde am 16. April 2005 – kurz nach dem Tod von Papst Johannes Paul II. und wenige Tage vor der Wahl von Papst Benedikt XVI. – der Magdeburger Weihbischof Dr. Gerhard Feige als Bischof des Bistums Magdeburg eingeführt. Inzwischen ist der heute 63-jährige, nachdem in den östlichen Nachbardiözesen alle Bischofsstühle neu besetzt wurden, vom dienstjüngsten zum dienstältesten Bischof in Ostdeutschland geworden. Das flächenmäßig große Bistum Magdeburg ist in dieser Zeit von 97 000 auf 86 000 Katholiken geschrumpft. Dennoch konnte Feige fünf Männer zu Priestern und fünf zu Ständigen Diakonen weihen. Er hat in 15 Kirchen Altäre konsekriert und außerdem fünf Orgeleinweihungen vorgenommen.

Herr Bischof Feige, Sie sind viel in Ihrem Bistum unterwegs und suchen nicht zuletzt bei Ihren Visitationsreisen den Kontakt zu Menschen auch außerhalb der katholischen Kirche. An welche Begegnungen erinnern Sie sich besonders gern?

Bei meiner ersten Visitationsreihe von 2008 bis 2012 habe ich das Bistum wirklich kennengelernt und erfahren, wie vielfältig und in welchen gesellschaftlichen Beziehungen sich katholisches Leben vollzieht. Das bestätigt sich auch bei meiner unlängst begonnenen zweiten Visitationsreihe. Im Dekanat Stendal habe ich z.B. Flutopferfamilien besucht und mitbekommen, wie beeindruckend sich Katholiken seit dem Hochwasser von 2013 für Betroffene eingesetzt haben und einsetzen. Die Folgen reichen ja bis in die Gegenwart. Kirche hat hier aufgrund dieses handfesten Engagements auch unter Nichtchristen einen guten Ruf. Oder jüngst habe ich zusammen mit Hauptamtlichen einer Pfarrei ein Flüchtlingsheim besucht und erlebt, wie Beziehungen zu dort untergebrachten Menschen aus Eritrea aufgenommen wurden.

Begegnungen also mit Christen im Bistum, die sich sozial engagieren ...

Erfreulich sind für mich bei den Visitationen auch die fast selbstverständlichen Treffen mit ökumenischen Partnern. Schon oft war ich dabei mit evangelischen Pfarrern oder anderen Christen in einem lebendigen Austausch über gemeinsame Herausforderungen. Berührt bin ich auch immer wieder bei den Feiern der Zulassung erwachsener Taufbewerber oder den Gottesdiensten mit den Ehe-Jubelpaaren. Ein ganz besonderer Höhepunkt ist für mich die jährliche Bistumswallfahrt zur Huysburg. In ihr sehe ich sogar eine Art Gradmesser für unsere Situation. Ich bin dankbar, dass Jung und Alt daran teilnehmen, und versuche dort bei meiner Predigt auch möglichst Richtungsweisendes zu sagen. Vor allem bewegt uns ja, wie es mit dem Glauben in unserem Raum weitergehen kann. Interessante Anregungen bietet dazu das französische Bistum Châlons-en-Champagne, zu dem wir seit 2004 recht lebendige Kontakte haben und dessen Verhältnisse unseren sehr ähneln.

Die zurückliegenden Jahre als Bischof waren aber sicher nicht nur einfach?

Als besonders schlimm ist mir das Jahr 2010 in Erinnerung. Da eskalierte der Missbrauchsskandal, und wir Bischöfe waren zunächst wie gelähmt. Außerdem hatten und haben wir im Bistum auch noch andere Probleme, die uns belasten bzw. herausfordern. Dazu gehören vor allem manche Verluste durch wirtschaftliche Aktivitäten oder der Rückgang an Gemeindemitgliedern und Priestern. Eigentlich sehe ich es als meine wichtigste Aufgabe an, das Evangelium positiv ins Spiel zu bringen, und erfahre mich doch zeitweise eher dazu genötigt, irgendeinen Schaden zu begrenzen.

Die Gemeinden werden kleiner, es gibt nicht mehr genügend Priester. Sie haben jetzt in Bad Liebenwerda erstmals ein Pfarreileitungsteam eingesetzt. Wie steht es um die Zukunft der Pfarreien im Bistum?

Im Jahre 2010 wurden infolge einer Strukturreform die bisherigen Gemeinden in 44 neue Pfarreien zusammengefasst. Inzwischen aber haben wir schon für eine von ihnen keinen Pfarrer mehr, und das wird kein Einzelfall bleiben. Da ich es für wenig hilfreich halte, die Zahl der Pfarreien noch einmal zu verringern und die Gebiete zu erweitern, suchen wir im Rahmen des Kirchenrechts und der personalen Möglichkeiten vor Ort nach anderen geeigneten Lösungen. Dabei setzen wir auf ein gutes Miteinander von Haupt- und Ehrenamtlichen. Mehreren – unter Einbeziehung eines Priesters – wird gemeinsam die konkrete Verantwortung übertragen. Allerdings muss ich in diesem Zusammenhang auch sagen: Für mich ist unsere massive Diaspora-Situation hier im Osten Deutschlands, und da schließe ich unsere evangelischen Mitchristen mit ein, kein Unglücksfall. Gott wird sich schon dabei etwas denken, uns diese Situation zuzumuten. Darum sollten wir uns auch als schöpferische Minderheit verstehen, die den Mitmenschen aus dem Glauben heraus etwas zu bezeugen hat. Dazu brauchen wir freilich neben engagierten Ehrenamtlichen auch Priester und andere Hauptamtliche, die ein Gespür für diese Herausforderung haben, die unsere Verhältnisse kennen und sich darauf in ihrer Ausbildung möglichst realitätsnah eingestellt haben.

Nicht zuletzt engagierte Katholiken haben zu manchen kirchlichen Regelungen erhebliche Fragen. Evangelische Partner in konfessionsverbindenen Ehen sind nicht zur Kommunion zugelassen. Wiederverheiratete Geschiedene wünschen sich die Wiederzulassung zu den Sakramenten, um nur zwei Beispiele zu nennen. Wie gehen Sie damit um?

Ich weiß um das unheimliche Spannungsfeld zwischen der kirchlichen Lehre und der Wirklichkeit, in der nicht wenige Gläubige leben. Das macht auch mir zu schaffen, da ich mich weder als Funktionär verstehe, der bestimmte Positionen einfach nur durchstellt, noch als jemand, der – wie



In einer Baumkuchenbäckerei in Salzwedel 2009; Bildrechte: Bistum Magdeburg

es heißt – dem Zeitgeist hinterherläuft. Ich versuche da eher Brückenbauer zu sein, Verständnis für katholische Überzeugungen zu wecken, zugleich aber auch, mich in die Situation der Menschen hineinzudenken und nach gangbaren Lösungen zu suchen.

In welcher Hinsicht zum Beispiel?

Nehmen wir den Wunsch von Wiederverheirateten Geschiedenen, ganz in der Gemeinschaft der Kirche leben zu wollen. Nach katholischem Verständnis ist eine gültig geschlossene und vollzogene Ehe unauflöslich. Als Kirchenhistoriker kenne ich aber auch Beispiele, wie schon in der frühen Christenheit aus pastoralen Gründen mit gescheiterten bzw. zerstörten Ehen im Einzelfall anders umgegangen wurde als grundsätzlich vertretbar oder erlaubt. Zudem weiß ich darum, dass dies in den orthodoxen Kirchen heutzutage ähnlich praktiziert wird. Katholischerseits ist aber trotz vielfältiger theologischer und kirchenrechtlicher Überlegungen bisher keine insgesamt überzeugende Reglung in Sicht, die es den Betroffenen wenigstens ermöglicht, unter bestimmten Bedingungen wieder zu beichten und die Kommunion zu empfangen. Ich halte es aber für dringend, dass wir in dieser Frage sehr bald weiterkommen, und hoffe, dass die kommende Bischofssynode mit dazu beiträgt.

In einem ähnlichen Spannungsverhältnis sehe ich übrigens auch die Zölibatsverpflichtung für alle Priester in unserer Kirche. Zweifellos stellt die damit verbundene Lebensform einen hohen Wert dar. Aber immer weniger lassen sich darauf ein, so dass auch dadurch die Priesterberufungen dramatisch zurückgegangen sind. Da wäre es vielleicht hilfreich, sich zu erinnern, dass es in altkirchlicher Zeit neben ehelosen charismatischen Wanderpredigern, die Gemeinden gegründet haben, auch häusliche Familienväter gab, die danach für deren Leitung zuständig waren. Und in den katholischen Ostkirchen gibt es noch heute sowohl ehelose als auch verheiratete Priester. Wenn man öffentlich über dieses Thema nachdenkt, entrüsten sich jedoch manche maßlos.

Sie haben schon mehrfach beklagt, dass Sie unter den zum Teil sehr rauen Umgangsformen leiden ...

Verschiedenes dieser Art habe ich mir, bevor ich Bischof wurde, tatsächlich nicht vorstellen können. Überhaupt beobachte ich, dass die Kommunikation in Kirche und Gesellschaft aggressiver geworden ist, nicht zuletzt auch aufgrund der neuen Medien, in denen man mal den anderen fertig machen kann, ohne ihm als Menschen persönlich gegenüberzustehen. Das halte ich für eine sehr traurige Entwicklung.

Als Bischof der Region, von der die Reformation Martin Luthers ausging, leiten Sie die Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz. Wird das Reformationsgedenken 2017 zu einem wirklich ökumenischen Ereignis werden?

Nach allem, was sich bisher zeigt, muss man da differenzieren: Auf internationaler Ebene deutet alles darauf hin, dass Lutherischer Weltbund und Päpstlicher Einheitsrat diesen Anlass wirklich gemeinsam würdigen wollen. Auch in verschiedenen Regionen Deutschlands werden zwischen Landeskirchen und Bistümern oder Gemeinden dazu einige ökumenische Aktionen und Veranstaltungen vorbereitet. Gesamtdeutsch ist das Reformationsgedenken vor allem als Feier der Evangelischen Kirche und z.T. auch des Staates geplant. Darüber hinaus gibt es zwischen dem Rat der Evangelischen Kirche und unserer Bischofskonferenz aber auch mehrere Vorhaben mit ökumenischem Akzent. Dazu gehören z.B. eine gemeinsame Reise von katholischen und evangelischen Bischöfen im Herbst 2016 nach Israel und ein zentraler Versöhnungsgottesdienst am Samstag vor dem 2. Fastensonntag 2017. Was Sachsen-Anhalt betrifft, so hat die hiesige Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen bereits für den Herbst dieses Jahres zu einem Versöhnungsgottesdienst nach Wittenberg eingeladen. Weiterhin ist unter dem Motto "Mit Luther zum Papst" ein ökumenisches Jugendprojekt geplant, bei dem sich evangelische und katholische junge Leute im Herbst 2016 gemeinsam auf Romreise begeben wollen. In Dessau, Halle und Magdeburg wird es 2017 regionale Kirchentage mit ökumenischer Beteiligung geben. Außerdem planen Evangelische und Katholische Akademie gemeinsame Veranstaltungen.

Ostdeutsche Bistümer eine Praktikumsstelle?

Stellungnahme vom 8. Juni 2015 zum Wechsel des Bischofs Heiner Koch von Dresden-Meißen nach Berlin

Auch wenn es in der katholischen Kirche nicht ganz ungewöhnlich ist, dass unter bestimmten Umständen manchmal ein Ortsbischof von einem in ein anderes Bistum wechselt, erscheint mir die Ernennung von Bischof Heiner Koch zum Erzbischof von Berlin doch fragwürdig. Unverständnis und Enttäuschung nehme ich auch bei anderen wahr. Neben Görlitz und Berlin ist Dresden-Meißen damit schon das dritte Bistum im Osten Deutschlands, das seinen Bischof nach nur kurzer Dienstzeit – diesmal handelte es sich lediglich um rund zwei Jahre – wieder verliert. Ein von ihm begonnener "Erkundungs- und Reformprozess" wird dadurch mindestens abgebremst oder sogar zurückgeworfen, und der Katholikentag 2016 in Leipzig steht in seiner Vorbereitungsphase erst einmal ohne bischöflichen Hausherrn da.

Solche Entscheidungen und Vorgänge fördern nicht das Ansehen des Bischofsamtes und das Vertrauen in seine Inhaber. Angesichts der besonders schwierigen Situation der Katholiken in den neuen Bundesländern trägt dies eher noch zur weiteren Destabilisierung der kirchlichen Verhältnisse bei. Bedauerlicherweise entsteht der Eindruck, ostdeutsche Bistümer seien inzwischen so etwas wie ein "Verschiebebahnhof" oder wie "Praktikumsstellen" zur Qualifizierung für "höhere Ämter".

Dennoch erbitte ich dem neu ernannten Erzbischof Gottes Segen für die sicher nicht leichte Aufgabe in der Hauptstadt. Vor allem aber wünsche ich den Gläubigen im Bistum Dresden-Meißen, dass sie möglichst bald wieder einen guten neuen "Hirten" bekommen.

"Ich habe einen Nerv getroffen"

Im Interview mit Agathe Lukassek für *katholisch.de* vom 12. Juni 2015 über das "Bischofskarussell" in Ostdeutschland

Mit seiner Kritik an der Ernennung von Heiner Koch zum neuen Erzbischof von Berlin sorgte der Magdeburger Bischof Gerhard Feige Anfang der Woche für Aufsehen. Für katholisch.de hat er seine Aussagen noch einmal präzisiert.

Bischof Feige, Sie haben die Ernennung von Bischof Heiner Koch (http://www.*katholisch.de*/aktuelles/aktuelle-artikel/das-gespur-fur-den-osten) **zum Erzbischof von Berlin nach nur zwei Jahren in Dresden als "fragwürdig** (http://www.*katholisch.de*/aktuelles/aktuelle-artikel/aufbruch-mit-einem-dankbaren-herzen)" **bezeichnet. An wen richtet sich Ihre Kritik? An das Domkapitel in Berlin oder die Bischofskongregation im fernen Rom?**

Das kann ich aufgrund des formalen Vorgangs zur Bischofsfindung nicht eindeutig beantworten. Am Anfang werden durch das Domkapitel und durch die anderen Bischöfe im ehemals preußischen Gebiet Vorschläge eingereicht. Und dann kommt zum Schluss eine Dreierliste aus Rom kommt, aus der das Domkapitel wählt. Was aber dazwischen passiert, ist mir nicht bekannt: Wer legt entscheidende Kandidaten fest? Wie kommt die Dreierliste zustande? Ich weiß also nicht genau, wer letztendlich die Verantwortung trägt.

Bereits vor einem Jahr haben Sie die lange Sedisvakanz im Bistum Erfurt und die Rückkehr von Kardinal Rainer Maria Woelki von Berlin nach Köln (http://www.*katholisch.de*/aktuelles/aktuelle-artikel/woelki-wird-neuer-kolner-erzbischof) **kritisiert. Fühlen sich die ostdeutschen Bistümer generell benachteiligt?**

Immerhin sind es nunmehr drei von fünf ostdeutschen Bistümern, die in der jüngsten Zeit von solchen Wechseln betroffen sind. Hinzu kommt ein viertes Bistum, das zwei Jahre auf einen neuen Bischof gewartet hat! Das sehe ich als bedenklich an. Ich weiß nicht, ob wir generell benachteiligt werden und aus welchen Gründen sich solche Entscheidungen ergeben. Es ist aber schon auffällig.

Sie wählten mit Bezeichnungen wie "Verschiebebahnhof" und "Praktikumsstellen" scharfe Worte der Kritik. Ist die Lage so angespannt im Osten?

Ich habe für meine Worte viel Zustimmung bekommen und das nicht nur aus dem Osten. Das waren Stimmen, die bis hin zu Wut und Zorn reichten. Manche meinten auch, dass meine Formulierungen noch zu harmlos seien, alternativ sprach jemand von Durchlauferhitzern. Solche Begriffe zeigen deutlich, wie man sich fühlt. Ich meine, dass ich da tatsächlich einen Nerv getroffen habe und der von mir formulierte Eindruck nicht nur meine einzelne Meinung ist. Atmosphärisch und emotional ist bei einer ganzen Reihe von Gläubigen eine große Betroffenheit.

Wie ist die Situation der katholischen Kirche in den ostdeutschen Diözesen?

Die Lage ist schwierig. Nur etwa 800.000 der 24,4 Millionen Katholiken Deutschlands leben ja im östlichen Teil. In unserem Bistum sind wir eine kleine Minderheit von etwa drei Prozent. Ungefähr 80 Prozent der Bevölkerung gehören keiner Konfession oder Religion an. Dazu gibt es die demografischen Probleme der Region wie die Überalterung, die auf dem Land enorm voranschreitet. Die Bistümer haben relativ wenige Mitarbeiter, auf deren Schultern viele Aufgaben verteilt werden. Außerdem sind unsere finanziellen Möglichkeiten sehr begrenzt. Darum spielt auch der beziehungsweise die Einzelne eine viel größere Rolle. Wir sind stärker persönlich aufeinander verwiesen. Und da erschüttert es sicher mehr als anderswo, wenn ein Bischof, ein Hoffnungsträger, nach kurzer Zeit ein Bistum wieder verlässt oder versetzt wird.

Wenn Heiner Koch ein Hoffnungsträger für das Bistum Dresden-Meißen war, hätten Sie sich also für Berlin einen anderen Erzbischof gewünscht?

Ich habe Vorschläge gemacht, aber die verrate ich nicht.

Sie schrieben, diese schnellen Bischofswechsel trügen "noch zur weiteren Destabilisierung der kirchlichen Verhältnisse bei". Was heißt das?

Nun, die Gestalt von Kirche wandelt sich zum Teil dramatisch, und wir suchen intensiv nach neuen Möglichkeiten, auch weiter lebensfähig und lebendig zu bleiben. Reformprozesse sind überall in Gang gekommen. Die werden durch solche Vorgänge wieder gehemmt. Zudem beeinträchtigt das auch die Zusammenarbeit über die Bistumsgrenzen hinaus. Wir haben zwar keine eigene Bischofskonferenz in Ostdeutschland, aber wir besprechen manches und sind gemeinsame Träger einiger Einrichtungen wie des Priesterseminars in Erfurt. Darauf wirkt sich ein häufiger Bischofswechsel nicht positiv aus.

Das Bischofsamt ist bereits die Höchstform des Weiheamtes (http://www.*katholisch.de*/glaube/unser-glaube/weihe)**. Was meinen Sie also mit der Aussage, die Bistümer im Osten seien anscheinend "Praktikumsstellen zur Qualifizierung für höhere Ämter"?**

Ekklesiologisch richtig verstanden sind Bischöfe der Weihe nach gleich. Manche denken in der Kirche aber auch recht weltlich und unterscheiden zwischen besonders wichtigen und unwichtigen Bistümern. Wer so herangeht, fragt dann eben auch, was denn dabei sei, wenn jemand seine Erfahrungen macht und dann in ein bedeutenderes Bistum aufrückt. Darum habe ich "höhere Ämter" auch in Anführungsstriche gesetzt.

Befürchten Sie, dass diese Versetzungspraxis zur Regel werden könnte?

Ich hoffe nicht, da dies dem Ansehen des Bischofsamtes und dem Vertrauen in seine Inhaber schadet. Bisher ist das – jedenfalls in den anderen Teilen Deutschlands – auch nicht so häufig vorgekommen.

Was wünschen und erhoffen Sie sich für die Zukunft der Kirche im Osten Deutschlands?

Zum einen wünsche ich mir eine Beruhigung im Bischofskarussell und dann ein größeres Verständnis für die Eigenart unserer Situation. Wenn manchmal von "der Kirche in Deutschland" gesprochen wird, wird nicht beachtet, dass im Osten vieles anders ist. Manchen Erwartungen, die an alle Bistümer gestellt werden, können wir gar nicht gerecht werden, etwa bei aufwendigen deutschlandweiten Studien oder zusätzlichen Erfordernissen im Personalbereich. Und dann wünschte ich mir, dass wir in unserer außergewöhnlichen Diasporasituation nicht bedauert werden. Wir verstehen uns nicht als Unglücksfall oder Missgeschick der Kirchengeschichte. Wir sind auch keine Fehlform des Katholischen, sondern ein möglicher Normalfall von Kirche. Daneben wünschte ich mir aber auch weiter manche Unterstützung und geschwisterliche Solidarität.

Mit der Eröffnung der neuen Propsteikirche in Leipzig und den Impulsen der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (http://www.kamp-erfurt.de/) **in Erfurt kann man doch auch sagen, dass es viel Aufbruch in der Diaspora-Kirche gibt...**

Es gibt in der Tat erstaunliche Phänomene. Im Bistum Magdeburg zum Beispiel nehmen in jüngster Zeit jährlich bis zu 500 Jugendliche an unserer Feier zur Lebenswende (http://www.*katholisch.de*/aktuelles/aktuelle-artikel/konkurrenz-fur-die-jugendweihe) in Halle (Saale) teil, also fast so viele wie an der weltlichen Jugendweihe. Auch manche Erwachsene lassen sich taufen. Und das Gespür, Kirche für andere zu sein, wächst. So sind wir unter anderem bei der Flüchtlingsproblematik sehr engagiert. Es passiert schon einiges hier, aber ich würde die Situation nicht allzu schönreden und sagen, dass im Osten ein gewaltiger Aufbruch stattfindet: Das glaube ich nicht. Die Mitgliederzahlen werden sicher noch zurückgehen und vieles wird sich weiter verändern, aber die Kirche lebt und kann sich durchaus als "schöpferische Minderheit" verstehen.

Jeder Mensch hat von Gott seine Würde

Im Interview für die *Torgauer Zeitung* am 13. November 2015

Herr Bischof, ganz generell: Was ist die Antwort der katholischen Kirche auf die aktuelle Flüchtlingssituation?

Es ist der Aufruf, sich kreativ und solidarisch dieser Herausforderung zu stellen. Darin stimmen wir übrigens auch mit der evangelischen Kirche völlig überein.

Und das bedeutet?

Jeder Mensch hat von Gott her seine Würde. Das ist unser Ansatzpunkt. Darum gilt es, dem, der in Not ist, auch zu helfen, egal, aus welchem Volk er stammt oder welcher Religion er angehört.
In den Fremden und Heimatlosen will uns Jesus Christus – wie wir von ihm aus der Bibel hören – sogar selbst begegnen.

Demnach gilt also Gleichbehandlung und jeder soll hier Asyl finden, wenn er denn will?

Das kann man so nicht sagen. Selbstverständlich brauchen wir verantwortungsvolle politische Regelungen, aus welchen Gründen und unter welchen Bedingungen jemand bei uns bleiben kann.
Angesichts der gegenwärtigen Dramatik ist es jedoch zunächst einmal wichtig, allen Flüchtlingen auf menschenfreundliche Weise gewissermaßen "erste Hilfe" zu leisten und sie nicht kaltherzig ihrem Schicksal zu überlassen. Sich hinter Stacheldrahtzäunen oder Mauern abzuschotten, ist keine akzeptable Lösung. Zudem muss in einem Rechtsstaat wie unserem jeder Asylbewerber ein faires Verfahren bekommen. Ich bin allen dankbar, die sich haupt- oder ehrenamtlich um die Migranten mühen und dabei oftmals nicht Zeit und Mühen scheuen. Vieles überfordert fast.

Ist das denn leistbar in Ihren Augen?

Ja, davon bin ich überzeugt; wir können das schaffen, wenn wir nur wollen. Das kostet aber Kräfte und lässt sich nicht nebenbei erledigen. Wir haben in unserem Land in der Vergangenheit schon ganz andere Probleme bewältigt. Eine Schwierigkeit sehe ich freilich darin, dass viele – vor allem hier im Osten – noch relativ unerfahren im Umgang mit Ausländern sind. Die Angst vor dem Fremden, die mindestens unbewusst wohl in jedem steckt und die

ich durchaus verstehen kann, scheint sogar ziemlich groß zu sein. Wir sollten uns von ihr aber nicht beherrschen lassen oder diese noch schüren, sondern versuchen, sie aufzuarbeiten und abzubauen.

Sie meinen die besorgten Bürger?

Die gibt es durchaus; mit ihnen kann und sollte gesprochen werden. Wenn unter diesem Begriff inzwischen aber auch eine ganze Reihe von Rechtspopulisten mit eigenen Zielen unterwegs sind, klingt es überhaupt nicht mehr harmlos. Wer bei radikalen Stimmungsmachern mitläuft, sollte sich sehr genau überlegen, wen er da unterstützt. Wenn rassistisches Denken, menschenfeindliche Parolen und unverschämte Hassreden in der Mitte der Bevölkerung ankommen, wird es gefährlich. Das macht mir schon Sorge. Bedenkenswert finde ich da, was Peter Dartmann, der Hauptgeschäftsführer der Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa, bei seiner Verabschiedung neulich gesagt hat: "Ich habe keine Angst vor einer Überfremdung von außen, wohl aber vor einer Entmenschlichung von innen."

Wie lässt sich dieses Problem Ihrer Meinung nach bekämpfen?

Nur mit Aufklärung und Zivilcourage. Was wir brauchen, sind sachdienliche und ausreichende Informationen, konstruktive Gespräche, ermutigende Signale, viel guter Wille und eine große Solidarität. Im Kontakt von Mensch zu Mensch kann sich auch manches entkrampfen. Zudem sollten wir uns wieder einmal bewusstwerden, welche Werte zu unserer Kultur gehören und was unsere Gesellschaft zusammenhält. Auf jeden Fall zeigt sich ihr Geist besonders darin, wie man mit den Schwächsten umgeht. Sehr wichtig wird sein, sich zielstrebig um die Integration der Flüchtlinge zu bemühen.

Aber Integration ist ein sehr langwieriger Prozess.

Das stimmt; sie gelingt nicht von heute auf morgen, ist aber die Grundlage für ein friedliches Zusammenleben. Dadurch werden auch wir uns verändern. Doch auch ohne die aktuelle Zuwanderung stehen wir schon in schwierigen Veränderungen. Schauen wir uns doch um, wie viele Menschen aus unserem Umfeld seit 1989 schon gegangen sind, wie sehr unsere Region altert! Da könnten viele der Migranten unsere Entwicklung sogar positiv beeinflussen.

Wie genau kann die katholische Kirche dabei helfen?

Als internationale Gemeinschaft haben wir auf diesem Gebiet recht viele Erfahrungen, positive wie negative und sind auch weltweit vernetzt. Unsere Gemeinden leisten zudem auch ganz praktische Nachbarschaftshilfe. In einigen Pfarreien gibt es Deutschkurse, Christen helfen Migranten bei Behördengängen und den Kindern bei Hausaufgaben. Schon im Januar 2014 haben wir ein Flüchtlingshilfswerk gegründet. Unsere Caritas ist mit ihren Beratungs- und Hilfsdiensten besonders gefragt; einer ihrer Vereine kümmert sich ausschließlich um unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. Und in einigen Pfarreien oder Einrichtungen haben wir auch Flüchtlinge in Wohnräumen aufgenommen.

Mit Hochachtung

Grußwort zur Eröffnung eines muslimischen Gebetsraumes in Halle am 12. Februar 2016

Sehr geehrte Damen und Herren,

es ist schon etwas Besonderes, dass ein katholisches Krankenhaus im Osten Deutschlands Muslimen einen Raum für ihr Gebet zur Verfügung stellt. Warum? Einerseits gab es zwar in der langen Geschichte der Beziehungen zwischen Muslimen und Christen schon seit dem Auftreten des Propheten Muhammad (ca. 570-632 n.Chr.) manche fruchtbaren Kontakte und Verständigungsbemühungen. Andererseits aber grenzte man sich immer mehr gegeneinander ab, eskalierten Konflikte, folgten Unterdrückungen und Kriege, brannten sich leidvolle Erfahrungen tief in das Gedächtnis ein, nahmen Misstrauen, Vorurteile und Feindschaft zu. Auch heute ist das Verhältnis zwischen Christen und Muslimen, zwischen Europa und dem Islam nicht spannungsfrei, gibt es z.T. recht unterschiedliche Vorstellungen über das mitmenschliche und gesellschaftliche Zusammenleben, machen Nationalisten und Terroristen uns sogar wieder verstärkt Angst voreinander.

Da ist es ein mutiges und hoffnungsvolles Zeichen, das heute hier gesetzt wird: die Eröffnung eines muslimischen Gebetsraumes auf dem Gelände einer christlichen Einrichtung! Wie kann so etwas möglich sein? Für uns Katholiken bietet dazu vor allem das II. Vatikanische Konzil eine entscheidende Grundlage. In seiner 1965 verabschiedeten "Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen" heißt es u.a.: "Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was sie selbst für wahr hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet (Nostra aetate 2)". Und im Blick auf den Islam wird gesagt: "Mit Hochachtung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die den alleinigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seienden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer Himmels und der Erde, der zu den Menschen gesprochen hat. … Jesus, den sie allerdings nicht als Gott anerkennen, verehren sie doch als Propheten, und sie ehren seine jungfräuliche Mutter Maria … Überdies erwarten sie den Tag des Gerichtes ... Deshalb legen sie Wert auf sittliche Lebenshaltung und verehren Gott besonders durch Gebet, Almosen und Fasten (Nostra aetate 3)."

Seitdem hat es vielfältige Initiativen gegeben, sich noch besser kennenzulernen, gegenseitige Vorurteile abzubauen und in einen echten interreligiösen Dialog zu kommen. Dazu gehört auch, miteinander nach Möglichkeiten zu suchen, wie wir unsere Gesellschaft so gestalten können, dass Menschen in Frieden und Freiheit leben können. Dieses Anliegen hat z.B. Papst Benedikt XVI. im

Jahre 2005 folgendermaßen zum Ausdruck gebracht: "Gemeinsam müssen wir – Christen und Muslime – uns den zahlreichen Herausforderungen stellen, die unsere Zeit uns aufgibt. Für Apathie und Untätigkeit ist kein Platz, und noch weniger für Parteilichkeit und Sektentum. Wir dürfen der Angst und dem Pessimismus keinen Raum geben. Wir müssen vielmehr Optimismus und Hoffnung pflegen." Und im Apostolischen Schreiben "Evangelii Gaudium" (Nr. 253) von Papst Franziskus aus dem Jahre 2013 heißt es sehr konkret und differenziert: "Wir Christen müssten die islamischen Einwanderer, die in unsere Länder kommen, mit Zuneigung und Achtung aufnehmen, so wie wir hoffen und bitten, in den Ländern islamischer Tradition aufgenommen und geachtet zu werden. Bitte! Ich ersuche diese Länder demütig darum, in Anbetracht der Freiheit, welche die Angehörigen des Islam in westlichen Ländern genießen, den Christen Freiheit zu gewährleisten, damit sie ihren Gottesdienst feiern und ihren Glauben leben können. Angesichts der Zwischenfälle eines gewalttätigen Fundamentalismus muss die Zuneigung zu den authenti-



Bei der Rede anlässlich der Eröffnung eines muslimischen Gebetsraumes in Halle 2016; Bildrechte: Jan-Stephan Schweda

schen Anhängern des Islam uns dazu führen, gehässige Verallgemeinerungen zu vermeiden, denn der wahre Islam und eine angemessene Interpretation des Korans stehen jeder Gewalt entgegen."

Ich hoffe sehr, dass die Ermöglichung dieses Gebetsraumes hier im Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara mit dazu beiträgt, konstruktive und vertrauensvolle Beziehungen zwischen Christen und Muslimen vor Ort entstehen zu lassen. Ich wünsche Ihnen, verehrte und liebe muslimische Freunde, dass der barmherzige und allmächtige Gott Sie allezeit beschütze, segne und erleuchte. Möge er unsere Schritte auf den Weg des Friedens lenken. In dieser Intention möchte ich in im Namen der hier anwesenden Christen beten:

Herr, Gott des Himmels und der Erde, Schöpfer der einzigen Menschheitsfamilie, wir beten zu dir für die Anhänger aller Religionen.
Mögen sie im Gebet und reinen Herzens deinen Willen suchen; mögen sie dich anbeten und deinen heiligen Namen verherrlichen.
Hilf ihnen, in dir die Kraft zu finden, Ängste und Misstrauen zu überwinden, die Freundschaft wachsen zu lassen und in Harmonie miteinander zu leben.
(Papst Johannes Paul II.)

"Das Gift der einfachen Lösungen meiden"

Im Interview mit Nina Schmedding für die *Katholische Nachrichtenagentur (KNA)* vom 1. März 2016 zur Landtagswahl in Sachsen-Anhalt

In knapp zwei Wochen wählt Sachsen-Anhalt einen neuen Landtag. Im Interview mit der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) sprach der Magdeburger katholische Bischof Gerhard Feige am Montag über die Bedeutung dieser Wahl, die AfD und Obergrenzen für Flüchtlinge.

Herr Bischof, in unruhigen politischen Zeiten wird am 13. März in Sachsen-Anhalt ein neuer Landtag gewählt. Bereitet Ihnen das Sorgen?

Die gesellschaftliche Stimmungslage zurzeit ist schwierig. Bislang gab es im Parteienspektrum immer unterschiedliche Positionen, die wir als Kirchen auch nicht gebilligt haben. Diesmal wird aber besonders deutlich, dass Fragen der Menschenwürde, der Menschenrechte und des Gemeinwohls auf dem Spiel stehen.

Können Sie ein Beispiel geben?

Es gibt einige schrille Stimmen in der AfD, die wir als sehr sonderbar empfinden, und wo Grenzen überschritten sind. Das ist vor allem, wenn überlegt wird, ob man auf wehrlose Flüchtlinge schießt. Und das 25 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer. Das ist ganz einfach schrecklich und zynisch.

Die AfD könnte nach aktuellen Umfragen in Sachsen-Anhalt aber 17 Prozent erringen...

Das ist irritierend. Aber wir Kirchen versuchen in einem Wahlaufruf, klar Position zu beziehen. Wir plädieren für Mäßigung und Sachlichkeit und machen deutlich, wie Demokratie funktioniert, dass sie anspruchsvoll und anstrengend ist, dass das Gift der einfachen Lösungen gemieden werden sollte. Klare ethische Grenzüberschreitungen, die werden durch uns benannt. Wenn 80 Prozent der Bevölkerung jedoch keiner Kirche mehr angehören so wie in unserem Bundesland, wird man auf die Stimme der Kirchen eventuell auch allergisch reagieren oder sie gar nicht zur Kenntnis nehmen.

So wie der Thüringer AfD-Chef Björn Höcke, der die Kirchen aufgefordert hat, sich aus der Politik rauszuhalten...

Christen sollten sich sogar politisch einmischen. Das Evangelium ist nicht unpolitisch. Es ist nicht nur eine Sache für den privaten Herrgottswinkel, sondern betrifft neben den einzelnen Menschen auch das gesellschaftliche Miteinander. Davon kann es sogar wesentlich profitieren.

Die AfD propagiert viele familienpolitisch konservative Werte, auch Katholiken und Protestanten sind Mitglieder, fühlen sich offenbar angesprochen...

Christen können in sehr verschiedenen demokratischen und der Menschenwürde verpflichteten Parteien sein. Das Evangelium ist nicht auf das Programm einer Partei festgelegt. Das heißt aber auch: Christlich ist nicht gleich konservativ. Was mir Sorge macht, ist, dass die AfD Profiteur gesellschaftlicher Stimmungen ist. Ängste und Sorgen werden aufgegriffen, aber auch geschürt.

Warum ist die Bevölkerung dafür offenbar empfänglich?

Es ist eine eigenartige Gemengelage an möglichen Ursachen: vielleicht ein mangelndes Demokratieverständnis, soziale Probleme, die demografische Überalterung, wenig konkrete Erfahrungen mit Ausländern, eventuell auch die Religions- und Konfessionslosigkeit eines großen Teils der Bevölkerung.

Aber auch bei Christen ist Fremdenfeindlichkeit ein Problem: Nach neuesten Studien sind 20 Prozent der Katholiken fremdenfeindlich, 17 Prozent der Protestanten. Wie passt das zusammen?

Christentum und Fremdenfeindlichkeit passen überhaupt nicht zusammen, das schließt sich aus. Aber vielleicht hängt eine solche Einstellung damit zusammen, dass vor allem Katholiken sehr traditionsbewusst sind. Dass für sie Kirche weitgehend das ist, was sie in ihrer Kindheit wohlbehütet erlebt haben. Eine geschlossene und angeblich heile Welt, wozu eben auch keine Muslime gehörten, vielleicht auch keine Ausländer. Und dass sie eigentlich gar nicht mitbekommen haben, dass wir als Katholiken eine Weltkirche sind, dass Menschen aus allen Völkern und Nationen dazugehören und dass auch unser Sendungsauftrag darin besteht, zu allen Menschen zu gehen. Katholisch heißt nicht eng und kleinkariert, sondern wirklich weltoffen zu sein. Wir sind eine Weltkirche und kein Heimatverein.

Von Weltoffenheit ist beim Thema Obergrenzen, wie sie die CDU-geführte Landesregierung fordert, auch nicht viel zu spüren...

Das ist richtig. Die deutschen Bischöfe sind sich deshalb auch einig, dass das nicht die Lösung sein kann. Was wird mit den Menschen, die dann jenseits dieser Obergrenze liegen? Lässt uns deren Schicksal kalt? Sollen wir die auf dem Balkan verhungern lassen oder wieder zurück ins Mittelmeer rudern? Es kann nicht nur um das eigene Wohl gehen, sondern als Christen sind wir herausgefordert, uns auch um das Schicksal der anderen, vor allem der Bedrängten, zu kümmern.

Man könnte denken, dass die Forderung nach Obergrenzen, die ja der Linie von Bundeskanzlerin Merkel widerspricht, aus taktischen Gründen vor der Wahl erfolgt ist...

Das sehe ich auch so. Manche Landespolitiker haben sich der Stimmung angepasst. Da wünschte ich mir nicht nur politischen Pragmatismus, sondern stärkere Orientierung an ethischen Werten. Man soll – wie es bei Luther heißt – dem Volk aufs Maul schauen, aber – so meine ich – nicht nach dem Mund reden. Das ärgert mich auch an den Wahlplakaten...

Inwiefern?

Mit markigen Parolen und Schwarz-Weiß-Malerei – wie sie alle Parteien benutzen – kann ich nichts anfangen. Da bin ich ein gebranntes DDR-Kind. Und man braucht sich nicht zu wundern, wenn dadurch der Populismus gefördert wird. Viele Plakate sprechen niedere Instinkte an und nicht das, was man in einer Demokratie eigentlich will, nämlich eine geistige Auseinandersetzung mit den Problemen. Und noch etwas bedrückt mich: Über 1.000 Wahlplakate sind vor den jetzigen Wahlen in Magdeburg schon zerstört worden. Besonders Wahlplakate der AfD werden offensichtlich von linken Gruppierungen vernichtet. Aber damit löst man keine Probleme, sondern erreicht vielleicht das Gegenteil von dem, was man will.



Bischof Feige 2017; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Ohne Wut und Hass

Kommentar zum Ausgang der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt am 13. März 2016

"Der Populismus" – so habe ich neulich gelesen – "lebt von den Missständen, der Rest der Politik von deren Beseitigung." Insofern hoffe ich, dass baldmöglichst wieder eine stabile Regierungskoalition der Vernunft zustande kommt, die sich der Würde des Menschen und dem Gemeinwohl verpflichtet weiß und die gegenwärtigen Herausforderungen mit Klugheit und Elan angeht.

Der Ausgang der Wahl wirft freilich manche Fragen auf, so zum Beispiel: Was versteht die Bevölkerung in Sachsen-Anhalt fast 27 Jahre nach dem Mauerfall eigentlich unter Demokratie: ein Rundum-Versorgungssystem, das man, wenn nicht alle Wünsche oder Forderungen erfüllt werden, abstraft, oder eine Solidar- und Handlungsgemeinschaft, die vom konstruktiven Engagement mündiger Bürger und Bürgerinnen lebt?
Wie lässt sich die Wählerwanderung so vieler von anderen Parteien zur AfD erklären, besonders die von der Linken? Das erweckt nicht den Eindruck tiefgründiger Überzeugungen. Waren sich die etablierten Parteien lange Zeit vielleicht auch zu sicher? Mit ebenso markigen Parolen und simplen Sprüchen wie von ihren Herausforderern konnte man dann zuletzt vermutlich auch nicht mehr viel bewirken.

Und außerdem: Wie wird sich die AfD als populistische Sammlungsbewegung Unzufriedener entwickeln? Bisher hat sie jedenfalls noch kein ernsthaftes Programm, sondern ist eher wie ein Chamäleon aufgetreten, den Regionen und Milieus angepasst: mal – vor allem im Westen – gemäßigt bürgerlich oder christlich konservativ, volkstümlich und familienfreundlich, dann aber auch – vor allem im Osten – Ängste und Vorurteile schürend, fremdenfeindlich und nationalistisch. Wird diese Partei sich von rechtsradikalen Tendenzen genügend distanzieren und auch Empathie für Flüchtlinge und Asylsuchende zeigen? Oder wird ihre Abneigung gegenüber anderen Religionen und Kulturen noch schärfere Formen annehmen? Das sollte aufmerksam beobachtet, kritisch begleitet und ggf. entschieden zurückgewiesen werden. Schließlich handelt es sich hierbei nicht um Nebensächlichkeiten, sondern um wesentliche Kriterien für Anstand und Menschlichkeit.

Verantwortungsbewusst und nachhaltig Probleme lösen kann man nur mit Herz und Verstand, nicht aber mit Wut und Hass. Mögen in Sachsen-Anhalt auch weiterhin Solidarität, Weltoffenheit und ein friedliches Miteinander selbstverständlich sein.

"Uns verbindet sehr viel"

Doppelinterview über das kirchliche Miteinander nach 500 Jahren mit Irmgard Schwaetzer und Gerhard Feige für die *Rheinische Post* vom 31. Oktober 2016

Mitten in Jerusalem treffen wir Bischof Gerhard Feige und Präses der EKD-Synode Irmgard Schwaetzer zum Gespräch über Luther, Ökumene und die gemeinsame Pilgerreise von katholischen und evangelischen Kirchenvertreterin nach Israel.

Wir sind gerade in Israel auf einer gemeinsamen Pilgerreise von DBK und EKD. Was sind Ihre Eindrücke bislang?

Feige: Die Reise zeigt für mich, dass wir gemeinsam auf dem Weg sind. Wir fangen nicht bei Null an. Uns verbindet mehr, als uns trennt. Da ist etwas gewachsen in dieser Woche, menschlich aber auch geistlich. Wir können offen miteinander reden und sogar scherzen. *(Schwaetzer lacht)*

Schwaetzer: Ich würde gerne einen katholischen Bruder zitieren, der gesagt hat, wir haben gelernt, mit den Augen des anderen zu sehen, mit den Ohren der anderen zu hören und mit dem Herz, dem anderen nachzuspüren. Da war Kopfnicken in der Runde. Das ist ein wunderbarer Ausgangspunkt für das, was in den nächsten Jahren noch folgt. Als ich Bischof Feige vor drei Jahren kennenlernte, hätte ich nicht gedacht, dass eine solche Reise tatsächlich möglich würde.

Feige: Das lag aber nicht an mir. *(lacht)*

Schwaetzer: Nein

Wo sind Sie denn noch nicht so nah beieinander, wie es vielleicht wünschenswert wäre?

Schwaetzer: Beim Abendmahl und in der Eucharistie haben wir schmerzlich erlebt, was uns trennt. Natürlich wünsche ich mir die Mahlgemeinschaft. Aber man kann nichts überstürzen. Da ist in den letzten Tagen ein Grund gelegt worden.

Feige: Wir haben in den vergangenen Tagen keine theologischen Dispute geführt. Es ging darum, Vertrauen zueinander zu gewinnen und uns auf die Ursprünge zu besinnen, auf Christus selbst. Zur ökumenischen Beziehung gehören immer mehrere Dimensionen, das Herz, der Verstand und auch die Hände und Füße.

Die katholische und evangelische Kirche wollen im nächsten Jahr ein "Christusfest" feiern. Von Seiten der Protestanten steht dabei Martin Luther im Zentrum. Was feiern die Katholiken?

Feige: Das war die entscheidende Frage, nachdem wir eingeladen worden sind. Was wird gefeiert, was für einen Charakter haben die Feiern, und wo gibt es gemeinsame Zugänge. *(Schwaetzer nickt)* Ich habe immer formuliert, ich möchte intellektuell redlich und emotional herzlich mitfeiern. Und da muss vorher noch einiges geklärt werden. Ich glaube, das haben wir geschafft. Der Thesenanschlag ist historisch umstritten, das kann nicht der einzige Grund sein, jetzt 500 Jahre Reformation zu feiern.

Schwaetzer: Tun wir ja auch nicht.

Feige: Es ist auch nicht der 500. Geburtstag der evangelischen Kirche. Der ehemalige Ratsvorsitzende Bischof Wolfgang Huber hat einmal gesagt, die evangelische Kirche ist die durch die Reformation hindurchgegangene katholische Kirche. Wer ist dann aber die katholische Kirche, doch nicht etwa zurückgeblieben? Schließlich war entscheidend, worum es Luther ging und uns auch heute sowie in Zukunft gehen müsste: um Christus als die Mitte unseres Glaubens. Auf ihn haben wir uns gemeinsam zuzubewegen. Daher Christusfest.

Schwaetzer: Es ist ein Erinnern, genauso wie ein Nachvorneschauen, der Rückblick auf die Schuldgeschichte kann nicht gefeiert werden. Ganz im Zentrum steht wirklich, dass wir immer wieder das Neue Testament lesen und für unsere Verkündigung neu aus diesem Testament lernen. Insofern war die Lutherbibel eines der zentralen Projekte für 2017.

Feige: Am Anfang der Luther-Dekade gab es gewissermaßen ein Schwarz-weiß-Denken. Die evangelische Seite hat die Reformation als Erfolgsgeschichte gesehen, und die katholische Seite hatte die Trennung und Entfremdung der abendländischen Christenheit als Folgen der Reformation vor Augen.

Schwaetzer: Genau, aber auf der anderen Seite ist uns sehr schnell klar geworden, dass die evangelische Kirche heute und die katholische Kirche heute, nicht mehr die Kirche von vor 500 Jahren ist. Das heißt, vom Ausgangspunkt haben wir uns beide längst entfernt und zwar aufeinander zu. Insofern gibt es schon sehr, sehr viel, was uns eint.

Feige: Zunächst habe ich auch gedacht, 2017 sei nur ein Anlass für die evangelische Kirche und wir hätten damit eigentlich nicht viel zu tun. Inzwischen ist mir deutlicher bewusst, dass wir als katholische Kirche auch in der Wirkungsgeschichte der Reformation stehen. Das heißt, lange Zeit haben wir uns anti-evangelisch abgegrenzt und definiert. Dann aber haben wir auch wesentliche Anliegen der Reformation wieder aufgenommen, nicht zuletzt durch eine gleichzeitige Rückbesinnung auf die frühchristliche Tradition.

Was sind denn diese Elemente?

Feige: Dazu gehören z.B. seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil die Sicht der Kirche als Volk Gottes, das Verständnis der kirchlichen Ämter als Dienste und die tiefgreifende Überzeugung vom gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen. Wir haben die Bedeutung des Wortes Gottes wieder neu begriffen und verwenden ganz selbstverständlich die Volkssprache im Gottesdienst. Zudem ist auch der sogenannte und damals umstrittene Laienkelch zwar noch nicht gängige Praxis, aber wieder möglich.

Schwaetzer: Ja, die Tatsache, dass die katholischen Christen den Zugang zur übersetzten Bibel haben.

Feige: Und umgekehrt, wage ich zu sagen, hat die evangelische Seite wieder einen stärkeren Zugang zum Abendmahl bekommen.

Schwaetzer: Ja, ganz sicher.

Wenn ich das mal auf die Spitze treiben darf: Ist die katholische Kirche durch die Reformation eine bessere geworden?

Schwaetzer: Ne, also da würde ich Ihnen als Protestantin widersprechen. Besser und schlechter gibt es nicht. Sie ist anders geworden, genauso wie wir uns verändert haben.

Feige: Beide Seiten haben Läuterungsphasen durchgemacht.

Schwaetzer: Nun ja, Läuterung ist kein protestantisches Wort, aber es stimmt.

Feige: Es muss ja nicht gleich das Fegefeuer sein. *(lachen beide)*

Schwaetzer: Aber wir tun auch Buße jeden Tag, hat Luther gesagt.

Feige: Wenn man bedenkt, dass wir Konfessionskriege hinter uns haben und inzwischen auf dem Weg vom Konflikt zur Gemeinschaft sind, ist das ein wesentlicher Fortschritt.

Wäre die Reformation ausgeblieben, wenn die katholische Kirche Luther nicht exkommuniziert hätte?

Feige: Geschichtsspekulationen sind immer schwierig. Fakt ist, dass beide Seiten dafür verantwortlich sind, wie es sich entwickelt hat.

Schwaetzer: Ich glaube, dass es in der Geschichte immer wieder Zeiten gibt, in denen eine solche Trennung unvermeidlich ist. Die Rechtfertigungslehre war für die damalige Zeit ein völlig neuer Zugang zu den biblischen Texten, den die Reformatoren gefunden haben. Ich glaube nicht, dass man so etwas in Form einer Evolution schafft.

Feige: Das 16. Jahrhundert war in vielen Bereichen eine Umbruchszeit. Es gab unterschiedliche Reformbewegungen, auch katholische. Die alten Klischees vom finsteren Mittelalter und vom aufbrechenden Zeitalter des Lichts stimmen nicht mehr. Insgesamt war es eine zutiefst religiöse Zeit, nur so konnte die Reformation auch zünden.

Schwaetzer: In den Diskussionen, die in der EKD zur Vorbereitung auf 2017 geführt worden sind, hat genau das eine große Rolle gespielt. Wie weit können wir uns auf andere Reformatoren beziehen? Es gibt ja eine ganze Reihe von reformatorischen Ansätzen. Es war ein unruhiger Geist in der Zeit.

Luther ist nicht alles Schuld...

Schwaetzer: Luther ist nicht alles Schuld, aber Luther ist auch nicht alles alleine gewesen.

Feige: Und die reformatorische Bewegung ist auch breiter, das habe ich neulich erst wieder recht eindrucksvoll erfahren, als ich in Genf war.

Schwaetzer: Ja, natürlich.

Würde Luther das eigentlich gut finden, was er jetzt vorfindet, wenn man jetzt die gemeinsame Pilgerreise mal als Ausgangspunkt für noch mehr Ökumene betrachtet?

Schwaetzer: *(lacht)* Also, wenn ich mir die Schimpfwörter, mit denen Luther den Papst bedacht hat, vor Augen führe, weiß ich das nicht. Für mich ist das aber auch nicht relevant. Wir müssen in der heutigen Zeit agieren. Wir entwickeln uns hin zu einer stärker multireligiösen und gleichzeitig stark säkularen Gesellschaft. Und die bringt uns zwangsläufig näher zusammen. Katholiken und Protestanten verbindet sehr viel mehr, als uns mit einem Agnostiker verbindet.



Pilgerreise von Vertretern der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz nach Israel 2016; Bildrechte: privat

Feige: Da müsste man wissen, meint man den jüngeren oder den älteren Luther. Es gab noch eine Zeit, da hatte er ein positives Papstbild. Das hat sich dann verkehrt. Neuere Forschung kann Luther ja auch als Reform-Katholiken bezeichnen, der mit beiden Beinen in katholischen Traditionen wie etwa im Mönchstum stand. Ansonsten hat er meiner Meinung nach auch gewaltige Ecken und Kanten, provozierte schon ganz schön und war deftig. Bemerkenswerterweise ist es aber schon 1983 möglich gewesen, ihn im katholisch-lutherischen Dialog gemeinsam als Zeugen des Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur geistlichen Erneuerung zu bezeichnen. Seit dem 20. Jahrhundert hat sich das katholische Lutherbild entscheidend verändert.

Wir haben auf der Pilgerreise auch häufiger aus katholischem Munde den eigentlich evangelisch geprägten Begriff der "versöhnten Verschiedenheit" gehört. Wie ist dieser Begriff zu verstehen?

Feige: ich spreche eher von der "Einheit in Vielfalt". Auch wenn manchmal der Eindruck entsteht, die katholische Kirche sei ein erratischer Block, lebt sie doch schon in dieser Weise. Damit stellt sich aber die Frage: Wie viel Einheit ist nötig, damit Verschiedenheit nicht zur Beliebigkeit wird, und wie viel Verschiedenheit ist möglich, ohne die Einheit zu gefährden. Welche Unterschiede sind komplementär und welche trennen? Natürlich muss ein Versöhnungsprozess vonstattengehen. Momentan gibt es leider keine gemeinsamen Zielvorstellungen, wie die Einheit aussehen kann. Während die katholische Seite eine sichtbare Einheit nach vorheriger Lösung der noch bestehenden Kontroversthemen anstrebt, neigt die evangelische Seite seit einiger Zeit stärker dazu, die Verschiedenheit zu betonen.

Schwaetzer: Das sehen wir eigentlich gar nicht. Für uns hat der Begriff eine sehr klare Bedeutung. Er ist im Zusammenhang mit der innerevangelischen Ökumene entstanden. Ich betrachte das als ein positives Zeichen, dass die katholischen Geschwister ihn aufgegriffen haben und wir müssen jetzt herausfinden, was der für unser Verhältnis bedeuten könnte. Es bleibt die Aufgabe zu gucken, dass wir auf der anderen Seite niemanden verlieren.

Wie kann man denn Menschen, die Ökumene ablehnen, wie kann man denen denn erklären, warum das wichtig ist?

Schwaetzer: Die Notwendigkeit wird schon darin sichtbar, dass wir für die Einheit der Kirche beten. Dabei kann man es nicht belassen.

Feige: Es gibt viele Gründe, warum Ökumene wesentlich sein müsste. Durch die Profilierung sind wir ein Stückchen enger und einseitiger geworden...

Schwaetzer: ... Na ja ...

Feige: Nehmen Sie es doch mal hin, dass die katholische Seite sagt, wir sind enger geworden. Außerdem legen die vielen konfessionsverschiedenen Ehen und manche konfessionell bedingten gesellschaftlichen Tragödien dies nahe. Da drängt es sogar. Und letztendlich ist es schon für Jesus ein Herzensanliegen. Er betet – so heißt es jedenfalls in Joh 17 – für die Einheit der Seinen, damit die Welt glaubt.

Von der "Lutherdekade" zum 500. Reformationsgedenken.

Ein ökumenischer Lernprozess mit Perspektive?

Vortrag bei der Montagsakademie der Theologischen Fakultät Paderborn am 30. Januar 2017

Als 2008 die "Lutherdekade" begann, habe ich mich in einem Beitrag für die evangelischen Kirchenzeitungen in Mitteldeutschland folgendermaßen geäußert: "1617 wurde deutschlandweit das 100jährige Jubiläum von Luthers Thesenanschlag gefeiert. Rom hatte dem ein Sonderjubiläum zur ‚Ausrottung der Ketzereien' entgegen gesetzt. Ein Jahr später brach der 30jährige Krieg aus. Heutzutage indes begehen mancherorts evangelische und katholische Christen den Reformationstag sogar mit einem gemeinsamen Gottesdienst. Und nun will die Evangelische Kirche in Deutschland zusammen mit staatlichen und kommunalen Partnern auf das 500jährige Jubiläum dieses Ereignisses mit einer Dekade hinführen. Ich gestehe, meine Gefühle sind gemischt. Selbstverständlich ist es jeder Kirche belassen, Ereignisse oder Personen, die für sie bedeutsam sind, entsprechend zu würdigen. Manchmal – wie beim 800. Geburtstag der heiligen Elisabeth – kommt man dabei auch schon zu zwischenkirchlichen Gemeinsamkeiten. Andere Anlässe hingegen erinnern zu sehr an tragische Entwicklungen und stehen zweifelsohne für konfessionalistische Abgrenzungen. Wie kann und soll man auf diese in einer Zeit ökumenischer Sensibilität eingehen? Das ist für mich auch die entscheidende Frage im Hinblick auf das kommende Reformationsjubiläum. Wird es eine Jubel- und Profilierungsfeier des Protestantismus mit antikatholischen Spitzen? Dazu reichte schon, die Reformation als ‚Morgenröte der Moderne' oder ‚Geburtsstunde der Freiheit' hinzustellen. Eine solche Interpretation wäre nicht nur historisch äußerst fragwürdig, sondern auch kaum an Kriterien des Evangeliums orientiert und außerdem noch ökumenisch kontraproduktiv. ‚Katholisch' zu sein, hätte demnach dann – mindestens indirekt – das Image von ‚unzeitgemäß' und ‚hinter der Aufklärung zurückgeblieben'. Vielleicht gelingt es aber in den nächsten Jahren noch, dass evangelische und katholische Theologen zu einer gemeinsamen Interpretation der Ereignisse am Beginn der Reformation und ihrer Wirkungen gelangen. Beide Seiten müssten sich darin freilich ohne Verbiegungen wieder erkennen können. Angeregt ist ein solches Vorhaben vom Kontaktgesprächskreis der Deutschen Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche in Deutschland. Konkrete Überlegungen und erste positive Reaktionen dazu gibt es bereits. Auf jeden Fall wäre das eine gute Grundlage für eine weiterführende ökumenische Würdigung des bevorstehenden Reformationsjubiläums. An was man da noch denken könnte, hängt wohl in erster Linie davon ab, ob

evangelischerseits überhaupt eine intensivere katholische Beteiligung erwünscht ist. Bei günstigen Entwicklungen wäre eventuell sogar – ähnlich wie 1996 anlässlich des 450. Todestages von Martin Luther – so etwas wie ein ökumenischer Kirchentag möglich, mindestens der mitteldeutschen Region. Schließlich stellt Luther und sein Reformanliegen auch für viele Katholiken eine ‚geistliche und theologische Herausforderung' dar, an der man auf dem Weg zur Einheit der getrennten Christen nicht vorbeikommt. Werden wir – evangelische und katholische Christen – uns nach der Dekade und dem Reformationsjubiläum näher sein oder ferner? Für mich bleibt das eine spannende Frage."[1] So lautete meine Einschätzung vor etwa neun Jahren.

Vieles war damals und längere Zeit noch offen. Bezeichnend dafür ist auch, dass ein Heft der evangelisch verantworteten "Berliner Theologischen Zeitschrift" von 2011 den Titel trug: "Ratlos vor dem Reformationsjubiläum?"[2] Und 2014 – sechs Jahre nach dem Beginn der Dekade – konnte man von Thomas Söding, einem in die Vorbereitungen involvierten und den Prozess kritisch begleitenden katholischen Theologen, hören: Immer "noch weiß niemand so recht, was eigentlich gefeiert wird und wer schließlich hingeht zum Fest."[3] 2015 brachte dann der Briefwechsel zwischen dem Vorsitzenden des Rates der EKD, Landesbischof Heinrich Bedford Strohm, und dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, einige Klarheit darüber, wie eine Beteiligung der katholischen Kirche am Reformationsgedenken aussehen könne und welche Initiativen zum Ausdruck bringen sollen, dass man es gemeinsam als ein Christusfest begehen wolle.[4] Zugleich haben führende Vertreter der Evangelischen Kirche in Deutschland sich unmissverständlich davon abgegrenzt, das Reformationsjubiläum etwa als "deutschtümelndes Lutherheldengedenken" (Margot Käßmann) oder als "protestantische Selbstbeweihräucherung" (Heinrich Bedford-Strohm) zu verstehen. Europäisch und ökumenisch solle es sein. "Wir wollen alles tun" – so der Ratsvorsitzende – "um jede Form von Konfessionalismus zu überwinden."[5]

Insgesamt stellt sich die Situation in Deutschland freilich etwas komplizierter bzw. vielschichtiger dar. Allzu verschiedene Akteure und Interessen sind im Spiel. Das hat Landesbischof Bedford-Strohm einmal im Bild der Schalen einer Zwiebel zu beschreiben versucht. Als äußerste Schale sieht er dabei die kulturelle und historische Bedeutung der Reformation. Um diese angemessen zu würdigen, arbeite die evangelische Kirche bei den Planungen eng mit dem Staat zusammen. Sie sei diesem auch dankbar für alle finanzielle und ideelle Unterstützung. Bei der nächsten Schale gehe es um die Neuentdeckung Gottes. Auf dem Hintergrund dessen, dass viele Menschen inzwischen zwar wieder nach Gott fragen, ohne aber schon einen Zugang zu Christus zu haben, biete das Reformationsjubiläum auch die Möglichkeit, "die religiösen Quellen, aus denen wir leben, neu zu entdecken" und darüber mit anderen ins Gespräch zu kommen. Den Kern des Ganzen bilde schließlich Christus selbst. Ihn mit den katholischen und orthodoxen Schwestern und Brüdern zu feiern, sei "mehr als nur eine schöne ökumenische Einigungsformel.

1 Gerhard Feige, Werden wir uns näher oder ferner sein?, in: In die Freiheit hinausgeführt. Ansprachen und andere Texte, hg. von der Pressestelle des Bistums Magdeburg, Magdeburg 2009, 42f. – Etwas verkürzt unter dem Titel "Jubiläum berührt eine ökumenisch sensible Frage" als Gastkommentar in der Sonderbeilage 2008 zur Lutherdekade, in: Die Kirche. Evangelische Wochenzeitung in Mitteldeutschland. Ausgabe Anhalt und Kirchenprovinz Sachsen; Der Sonntag. Wochenzeitung für die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens; Glaube + Heimat. Evangelische Wochenzeitung in Mitteldeutschland. Ausgabe Thüringen Nr. 38 (21.09.2008) VII.

2 BThZ 28 (2011) Heft 1.

3 Thomas Söding, 500 Jahre Reformation – der Versuch einer Rechtfertigung, in: Christ in der Gegenwart 66 Nr. 31 (03.08.2014) 353f; Zitat: 353.

4 Vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Reformation in ökumenischer Perspektive (Arbeitshilfen Nr. 284), Bonn 2016, 131-141.

5 dpa vom 09.05.2016.

Es ist" – so der Ratsvorsitzende – "genau das, was Martin Luther selbst wollte, als er die entscheidenden Impulse für die Reformation gegeben hat. Er wollte neu auf Christus hinweisen."[6] Auch wenn anlässlich des 500. Reformationsgedenkens noch kein – wie von einigen erhofft und angestrebt – gesamtdeutscher Ökumenischer Kirchentag möglich geworden ist, zeigt diese christologische Ausrichtung doch den festen Willen, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren und in den ökumenischen Beziehungen voranzukommen. Neben gemeinsamen katholisch-evangelischen sowie multilateral-ökumenischen Vorhaben und hauptsächlich von der evangelischen Seite verantworteten Feierlichkeiten wird es 2017 jedoch auch – so die nüchterne Erkenntnis derer mit größeren Erwartungen – viele Veranstaltungen, Publikationen und andere Aktivitäten geben, ein kunterbuntes Allerlei, das gar nichts oder nur wenig damit zu tun hat, worum es Luther und den anderen Reformatoren zutiefst gegangen ist und welche Herausforderung sich damit für die Christenheit einst wie heute verbindet. Da kann man nur hoffen, dass die religiöse Dimension nicht völlig in den Hintergrund verdrängt wird.

Zwischen Vermarktung, Kampf um die Deutung und differenzierter Annäherung

Schon seit längerem "luthert es" besonders in Deutschland gewaltig, wird über den Reformator vielfältig geforscht, geschrieben und debattiert, bringt man seine Wirkungsstätten auf Hochglanz, vermitteln Ausstellungen und Konzerte die Zeitumstände und Auswirkungen der Reformation, ringt man um deren Bedeutung für die Gegenwart, folgen Touristen und Pilger Luthers Spuren, treibt seine Vermarktung aber auch manche kuriosen Blüten. Luthersalamis in Form eines mit Lutherrose verzierten Gebetbuches, Neujahrskarten mit einem in Talaren tanzenden Pastorenpaar, T-Shirts mit dem Slogan "95 Mal hat Martin Luther den Nagel auf den Kopf getroffen" oder Luthersocken mit der Aufschrift "Hier stehe ich, ich kann nicht anders" sind nur einige Beispiel dafür. Insgesamt bewegt man sich bei allen Bemühungen, Luther ins Spiel zu bringen, "zwischen Popularität und Fremdheit, Mythos und Wissenschaft, Historisierung und Aktualisierung".[7]

Interessanterweise hat der Kult um Luther sich schon seit dessen Lebzeiten entwickelt und im Laufe der Jahrhunderte vielfältige Formen angenommen. "Echte Verehrung steht" – wie Franz Kadell es beurteilt – "neben reiner Vermarktung, Kunst neben Kitsch, Großes neben Groteskem, Banales neben Beständigem."[8] Damit ist es aber auch möglich, eine Öffentlichkeit zu interessieren, die ein sehr diffuses Verhältnis zur Religion hat. Gerade in "Zeiten religiöser Versteppung" (Friedrich Schorlemmer), mitten in einem drastischen Bedeutungsschwund des Christentums, wo z.B. in Eisleben, dem Geburts- und Sterbeort Luthers, nur noch 5% der Bevölkerung als evangelisch und 3% als katholisch gelten, ist es eine besondere Herausforderung, Menschen für das Reformationsgedenken aufzuschließen. Erschwerend kommt hinzu, dass selbst Protestanten – wie der Theologe und Religionssoziologe Detlef Pollack jüngst in einer Studie herausgefunden zu haben meint – kaum noch eine Ahnung von den Grundanliegen Luthers hätten und stattdessen so-

6 Heinrich Bedford-Strohm, Lebendige Hoffnung. Bischofsbericht vor der bayerischen Landessynode am 18. April 2016, in: KNA-ÖKI Nr. 18 (03.05.2016), I-XII, bes. IX-X.

7 Zum diesbezüglichen Spannungsfeld vgl. Benjamin Hasselhorn (Hg.), Luther vermitteln. Reformationsgeschichte zwischen Historisierung und Aktualisierung, Leipzig 2016, 11-33.

8 Franz Kadell, Kunst, Kitsch, Kurioses: Wo und wie wir überall dem Reformator begegnen, in: Lutherland Sachsen-Anhalt, hg. von der Investitions- und Marketinggesellschaft Sachsen-Anhalt in Zusammenarbeit mit der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Halle (Saale) 2015, 328-378; Zitat: 328. – Vgl. auch: Stiftung Kloster Dalheim. LWL-Landesmuseum für Klosterkultur (Hg.), Luther 1917 bis heute. Katalog zur Sonderausstellung, Münster 2016.

gar von ihrem Gegenteil überzeugt wären (z.B. dass man vor Gott auch durch gute Werke gerecht werden könne).[9]

Welche unterschiedlichen Meinungen zu einer angemessenen Würdigung Luthers vertreten werden, zeigt sich schon bei einigen Luther-Biografen aus jüngster Zeit. Auf die Bitte einer Wochenzeitung, folgenden Satz zu vollenden: "Luthers gedenkt man am besten, indem man …", lauten die Antworten z.B.: " – … sich eine informierte Meinung bildet und sich lautstark ins aktuelle politische Geschehen einmischt" (Maja Nielsen), " – … isst, trinkt, Zeit mit Freunden verbringt und Melancholie vermeidet" (Lyndal Ropers) oder " – … Lutherdenkmäler des 19. Jahrhunderts mit bunten Farbbeuteln beschmeißt, mit Luftballons ziert oder in pinkvioletten Hula-Hula-Röckchen umtanzt" (Thomas Kaufmann). Jedoch gibt es auch Äußerungen wie: indem man " – … die Bibel liest" (Heiner Geißler), " – … mit dem Blick aufs Kreuz als freier Mensch lebt, nicht ängstlich asketisch und politisch-korrekt, sondern fröhlich, geradeheraus und voll Gottvertrauen" (Uwe Siemon-Netto) oder " – … sich die Erlösungsbedürftigkeit des einzelnen Menschen wie der Menschheit generell vergegenwärtigt" (Heinz Schilling).[10] Auffällig ist, wie stark gerade deutsche Feuilletons das Thema Reformation popularisieren und dem dazu geführten – so formuliert es Johanna Rahner – "Kampf um die Deutungshoheit" beträchtlichen Raum bieten.[11] Ebenso wird in Fachjournalen darauf Bezug genommen. Daneben ist aber auch der Buchmarkt mit einer nicht mehr zu überschauenden Fülle an diesbezüglichen mehr oder weniger gelungenen Schriften expandiert.[12] Historiker, Theologen und Germanisten, evangelische wie katholische oder anders orientierte Autoren stellen darin jeweils ihre Sichtweisen auf Luther sowie die Ursachen und Folgen der Reformation dar, differenziert und kritisch oder auch tendenziös und ideologisch. "Wer bis jetzt" – so habe ich neulich einmal jemand sagen hören – "noch kein Buch über Luther geschrieben hat, wird auch keines mehr schreiben."

Worüber wurde und wird aber nun gestritten? Grundsätzlich scheint das Problem in dem zu bestehen, was Thies Gundlach, der Vizepräsident des Kirchenamtes der EKD, so beschreibt: Faktisch gäbe es immer eine Spannung zwischen historischer Rekonstruktion von Vergangenem und vergegenwärtigender Gedächtniskultur. So ginge es "auch beim Reformationsjubiläum um verdichtetes Erinnern und Erzählen, – und zwar immer so, dass die zeitbedingte Relevanz in die Geschichte hineingelesen wird. (…) Und nur wer relevant erzählen kann, kann im Wettbewerb des Erinnerns bestehen. (…) Jede Interpretation und entsprechende Gestaltung des Jubiläums ist daher ‚zeitgeistbedingt'; wer bei der Jubiläumsgestaltung den Zeitgeist vermeiden will, feiert allein."[13] Dieser Einsicht kann man durchaus einiges abgewinnen. Nicht von der Hand zu weisen ist aber auch die damit verbundene Gefahr oder Versuchung, ein Ereignis zu bewusst als Projektionsfläche aktueller Eigeninteressen zu funktionalisieren. Eine solche könnte z.B. darin bestehen, das 500. Reformationsgedenken weitgehend national und kulturpolitisch zu vereinnahmen oder daraus eine "Identitätsveranstaltung protestantischer Selbstvergewisserung"[14] zu machen.

9 Vgl. die Meldung bei *katholisch.de* vom 26.10.2016: "Theologe: Protestanten wissen kaum etwas über Luther".
10 DIE ZEIT N° 43 (13.10.2016) 13.
11 Vgl. Johanna Rahner, Kampf um die Deutung, in: *Herder Korrespondenz* 3/2016, 13f. Als Beispiele nennt sie aus der FAZ: Thomas Kaufmann, Luthers kopernikanische Wende, 27.10.2013; Udo di Fabio, Kompass für die Welt, 21.04.2014; Hartmut Lehmann, Vom Helden zur Null?, 26.10.2014; Christian Geyer, Martin Luther – Freiheitskämpfer oder Volksverhetzer?, 19.11.2014. – Vgl. u.a. auch: DIE ZEIT N° 1 (27.12.2012) 49; N° 9 (18.02.2016) 52; N° 21 (12.05.2016) 48 und 50; N° 45 (27.10.2016) 51-56.
12 Vgl. z.B. DIE ZEIT N° 1 (29.12.2016) 47; Alexander Schwabe, Die vielen Facetten des Martin Luther, in: Christ in der Gegenwart 68 Nr.43 (23.10.2016), 472f.
13 Thies Gundlach, Erinnerungskultur und Jubiläumsgestaltung. Wie entsteht Geschichtsbewusstsein und was bedeutet es für das Reformationsjubiläum 2017, in: Olaf Zimmermann/Theo Geißler (Hg.), Disputationen: Reflexionen zum Reformationsjubiläum 2017 (Aus Politik & Kultur Nr. 10), Berlin ²2015, 63f.
14 Johanna Rahner (s. Anm. 11), 14.

In gewisser Weise erweckten schon die "Perspektiven für das Reformationsjubiläum 2017", die der Wissenschaftliche Beirat des aus hochrangigen Vertretern der EKD und des Staates bestehenden Kuratoriums zu dessen Vorbereitung 2010 vorlegte, den Eindruck, dass es im 16. Jahrhundert weniger um einen religiösen Aufbruch gegangen sei, als vielmehr um die Geburtsstunde der Moderne, von Differenzierung und Pluralität, Freiheit und Toleranz, um ein Ereignis mit enormen hauptsächlich politischen, sozialen und kulturellen Auswirkungen.[15] Dem entspricht, nur populistischer beschrieben, wenn Martin Luther andernorts als "Begründer der Neuzeit", als "Freiheitskämpfer, der die Welt in ihren Grundfesten erschütterte", als "Glaubensheld, der die Alte Kirche in die Knie zwang" oder als "der erste Wutbürger"[16] aufgeführt wird. Wie kurios das wirken kann, hat Thomas Söding einmal so karikiert: "Martin Luther ist modern (er hat es nur selbst nicht gewusst), und die Moderne ist lutherisch (sie hat es leider vergessen)."[17] Sicher wird sich Luthers Leben und Wirken trotz aller Interpretationsversuche nie objektiv und authentisch rekonstruieren lassen. Er bleibt ein rätselhafter Mensch mit verschiedenen Zugangs- und Deutungsmöglichkeiten. Verfehlt ist es aber, ihn zu überhöhen und zu mythologisieren, die Reformation weitgehend nur an ihm festzumachen oder ihn als Zeitgenossen des frühen 21. Jahrhunderts aktualisieren zu wollen. Die Tendenz, heutige Entwicklungen recht kurzschlüssig und ziemlich monokausal auf die Reformation zurückzuführen, ist jedoch verbreitet und findet sich in zahlreichen programmatischen Äußerungen von Personen und Gremien, die mit dem Jubiläum befasst sind.

Auch der Grundlagentext zum 500. Reformationsjubiläum mit dem Titel "Rechtfertigung und Freiheit", den die EKD 2014 publizierte, ist nicht frei davon.[18] Erfreulicherweise argumentiert er zwar im Gegensatz zu früheren Äußerungen des staatlich-kirchlichen Kuratoriums theologisch und räumt mit manchen konfessionalistischen Klischees auf, andererseits vermittelt er aber doch nicht den Eindruck, tatsächlich ökumenisch aufgeschlossen zu sein. Ihm geht es vielmehr – was beträchtliche Irritationen und heftige Kritiken ausgelöst hat – um eine innerevangelische Selbstreflexion und Profilierung. Befremdlicherweise wird vor allem auch trotz ausführlicher Erschließungsversuche der Rechtfertigungsproblematik nirgendwo erwähnt, dass darin seit 1999 offiziell zwischen Katholiken und Lutheranern ein "differenzierter Konsens" besteht, d.h. die eigentliche Streitfrage ihre Bedeutung verloren hat. Stattdessen wird das Verständnis solcher reformationstypischer Formulierungen wie "solus Christus", "sola gratia" oder "sola scriptura" noch exklusiv zugespitzt.[19] Eine solche Positionierung hat es Katholiken damals nicht unbedingt einfacher gemacht, sich stärker auf 2017 einzulassen. Mittlerweile ist der vierten Auflage jedoch ein aktualisiertes Geleitwort vorangestellt, das die katholischen Bedenken aufnimmt, explizit auf die Ergebnisse der ökumenischen Dialoge hinweist und für ein gemeinsames Christusfest wirbt.[20] Aus dieser Debatte konnte von beiden Seiten gelernt werden: Selbstvergewisserung der eigenen Grundlagen ist durchaus legitim, darf aber nicht zu Abgrenzungen gegenüber anderen Kirchen führen. Und: Die Ergebnisse der ökumenischen Dialoge sind ein Schatz, der jede einzelne Konfession bereichert; fatal hingegen ist eine konfessionelle Selbstverständigung, die diesen Schatz nicht integriert.

15 500 Jahre Reformation. Luther 2017. Perspektiven für das Reformationsjubiläum 2017, Wittenberg 2010.
16 Spiegel Nr. 44 (29.10.2016).
17 500 Jahre Reformation – der Versuch einer Rechtfertigung (s. Anm. 3), 353.
18 Kirchenamt der EKD (Hg.), Rechtfertigung und Freiheit. 500 Jahre Reformation 2017, Gütersloh 2014. – Zu den Reaktionen vgl. Thomas Söding, Reformation auf dem Prüfstand. Die ökumenische Debatte vor 2017 – aus katholischer Sicht, in: Cath(M) 69 (2015), 8-12.
19 Rechtfertigung und Freiheit (s. Anm. 18), 47.
20 Vgl. dasselbe, 42015, I-III.

Ebenso zeigen sich in der 2015 durch das Kuratorium zur Vorbereitung des Reformationsjubiläums abgegebenen Erklärung geringfügige Veränderungen. Dort ist auch davon die Rede, sich mit "der geistlichen Dimension" auseinanderzusetzen, "den bleibenden Beitrag des reformatorisch geprägten Glaubens für unsere Welt zu diskutieren und ‚über die Identität des westlichen Gesellschaftsentwurfs nachzudenken' (di Fabio)". Zugleich wird es als "ein schönes und zukunftsweisendes Signal gelebter Ökumene" bezeichnet, "dass die beiden großen Kirchen das Reformationsfest 2017 gemeinsam und in ökumenischer Verbundenheit begehen wollen".[21]

Wie schon der Titel "Theologische Botschaft" eines anderen jüngst erschienenen Textes zum Ausdruck bringt, gehen dessen Verfasser – der Leitungskreis, der die Vorbereitungen der zwischen dem Deutschen Evangelischen Kirchentag und der EKD verabredeten Veranstaltungen beim Jubiläum verantwortet – darin verstärkt auf die religiöse Dimension der Reformation ein, heben aber auch hervor, wie bedeutsam deren Impulse für die Entwicklung der ganzen Menschheit waren. "Die Reformation" – kann man da lesen – "ist ein Teil der Freiheitsgeschichte der Neuzeit. Die Reformatoren betonten die persönliche und unmittelbare Verantwortung vor Gott und die Rechtfertigung allein aus Glauben. Diese Gedanken waren bahnbrechend, ihr Freiheitsbegriff revolutionär." Selbstkritisch wird zwischendurch eingeräumt: "Gleichwohl gingen davon aber auch unversöhnlicher Konfessionalismus, Antijudaismus, religiöser Fanatismus, Gewaltherrschaft und eine sich anbahnende Überhöhung des Individuums aus." Dann aber heißt es wieder: "Kerngedanken der Reformation … wurden zu Quellen von Menschenrechten und Demokratie, von Freiheit, Gleichheit und Geschwisterlichkeit. (…) Das reformatorische Erbe leistet als Freiheits- und Versöhnungskraft einen wesentlichen Beitrag für den Zusammenhalt der Gesellschaft, für den europäischen Einigungsprozess und für einen gerechten Frieden in der einen globalisierten Welt."[22] Auch wenn u.a. erwähnt wird, dass man "im geschwisterlichen Dialog mit der Vielfalt der Konfessionen" steht und 2017 "in ökumenischer Weite" "als Christusfest feiern" will,[23] hat ein katholischer Leser doch nicht den Eindruck, dass hierbei der ökumenische Aspekt als besonders wesentlich angesehen wird. Irgendwie bleibt die Spannung bzw. das Dilemma, im Hinblick auf 2017 einerseits zwar erfreuliche ökumenische Berührungspunkte und Gemeinsamkeiten gefunden zu haben, andererseits aber weiterhin nicht auf gewisse konfessionalistisch angehauchte Erklärungsmuster verzichten zu können oder zu wollen.

Zu den zahlreichen Bemühungen der letzten Zeit, sich mit der Reformation auseinanderzusetzen und sie zu vermitteln, gehören auch einige katholische bzw. ökumenische Initiativen wissenschaftlicher Art. Auf dem Hintergrund dessen, dass schon die katholische Lutherforschung des 20. Jahrhunderts gegenüber einer zuvor einseitig polemischen zu einer sachgerechteren Deutung des Reformators und seiner Anliegen gekommen war, widmete sich 2014 in Erfurt ein Symposium – veranstaltet durch die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Erfurt und das Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik in Paderborn – dem Thema: "Luther: Katholizität und Reform. Wurzeln – Wege – Wirkungen".[24] Vielfältig und anregend haben die daran beteiligten lutherischen und katholischen Theologen mit dazu beigetragen, den Reformator noch differenzierter als "Reformkatholiken" und "Gemeinsamen kirch-

21 Auf dem Weg zum Reformationsjubiläum 2017. Erklärung des Kuratoriums zur Vorbereitung des Reformationsjubiläums, Nürnberg 2015.

22 Was und wie wir 2017 feiern. Theologische Botschaft des Leitungskreises Reformationsjubiläum 2017, in: EKD (Hg.), Gott neu vertrauen. Das Magazin zum Reformationsjubiläum 2017, Hannover 2016, 44.

23 Ebd.

24 Vgl. Wolfgang Thönissen/Josef Freitag/Augustinus Sander (Hg.), Luther: Katholizität und Reform. Wurzeln – Wege – Wirkungen, Paderborn-Leipzig 2016.

lichen Lehrer" wahrzunehmen und zu verstehen. Unter dem Titel: "Heillos gespalten? Segensreich erneuert? 500 Jahre Reformation in der Vielfalt ökumenischer Perspektiven" ging es 2015 bei einer anderen – bewusst multikonfessionell angelegten – Veranstaltung in München vor allem um theologische Fragen, die sich aus den historischen Prozessen ergeben.[25] Eingeladen hatten dazu der Deutsche Ökumenische Studienausschuss (DÖSTA) – das ist gewissermaßen die theologische Kammer der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) – zusammen mit der Katholischen Akademie in Bayern und der Evangelischen Akademie Tutzing; mitgetragen wurde die Tagung von der Evangelisch-Theologischen und der Katholisch-Theologischen Fakultät sowie der Ausbildungseinrichtung für Orthodoxe Theologie der Ludwig-Maximilians-Universität München. Äußerst hilfreich war, die Themenfelder Einheit und Vielfalt, Rechtfertigung durch den Glauben und Freiheit, Reform und Erneuerung nicht nur von einem bestimmten konfessionellen Standpunkt aus zu betrachten, sondern sich darüber auch ökumenisch auszutauschen.

Schließlich ist es auch in der katholischen Erwachsenenbildung ein wichtiges Anliegen geworden, neu darüber nachzudenken, welche Bedeutung Luther und der Reformation sowie ihrer Wirkungsgeschichte heutzutage für unsere christliche Existenz zukommt. Davon zeugt z.B. das über zwei Jahre betriebene Projekt der KEB Sachsen-Anhalt und der Akademie des Bistums Magdeburg: "2017: Neu hinsehen! Ein katholischer Blick auf Luther". In dessen Rahmen sind bisher auch zwei Publikationen entstanden: ein Band mit wissenschaftlichen Beiträgen aus verschiedenen Blickwinkeln und ein kleines allgemeinverständliches Büchlein über: "Luther – Was Katholiken schon immer wissen wollten. 95 Fragen und Antworten".[26]

Als ein Beispiel, sich mit immer noch verbreiteten, aber wissenschaftlich längst widerlegten Klischees überkonfessionell und breitenwirksam auseinanderzusetzen und den Blick auf das sogenannte "finstere Mittelalter" von verzerrten und vereinfachten Vorstellungen zu befreien, sei auch noch eine Ausstellung erwähnt, die nacheinander 2013 und 2014 in Mühlhausen, Leipzig und Magdeburg zu sehen war und den Titel trug: "Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland". Darin wurde deutlich, dass – wie es im Geleitwort der bischöflichen Schirmherren, zweier evangelischer und zweier katholischer, zu denen auch ich gehörte, hieß – "gerade diese Jahrzehnte vor der Reformation relativ stabil und von großer kultureller und religiöser Vielfalt geprägt waren".[27] Ein weiteres Beispiel dieser Art wird in diesem Jahr die kulturhistorische Sonderausstellung in Zeitz sein, die unter dem Thema "Dialog der Konfessionen" steht und sich Julius Pflug (1499 – 1564), dem letzten katholischen Bischof von Naumburg-Zeitz, widmet, einem sogenannten Versöhnungstheologen, der sich sowohl maßvoll reformerisch als auch tolerant und respektvoll gegenüber Andersdenkenden für die Einheit der Kirche eingesetzt hat und gewissermaßen als einer der Vordenker der Ökumene gelten kann.[28] Für das lutherisch-katholische bzw. evangelisch-katholische Verhältnis und weitere zwi-

25 Vgl. Uwe Swarat/Thomas Söding (Hg.), Heillos gespalten? Segensreich erneuert? 500 Jahre Reformation in der Vielfalt ökumenischer Perspektiven (QD 277), Freiburg im Breisgau 2016. – Vgl. auch Johannes Röser, Allein die Reformation?, in: Christ in der Gegenwart 67 Nr. 18 (03.05.2015), 187f.

26 Vgl. Stephan Mokry/Reinhard Grütz/Ludger Nagel (Hg.), Neu hinsehen: Luther. Katholische Perspektiven – ökumenische Horizonte, Paderborn-Leipzig 2016; Stephan Mokry, Luther – Was Katholiken schon immer wissen wollten. 95 Fragen und Antworten, Leipzig 2016.

27 Alltag und Frömmigkeit am Vorabend der Reformation in Mitteldeutschland. Katalog zur Ausstellung "Umsonst ist der Tod", hg. von Hartmut Kühne, Enno Bünz und Thomas T. Müller, Petersberg 2013; Zitat: 9.

28 Vgl. Wieland Held, Julius Pflug (1499-1564): Der letzte katholische Bischof von Naumburg-Zeitz als Vermittler zwischen den Konfessionen und als Kirchen- und Landesfürst, in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 71 (2000) 53-93; Corinna Wandt/Roland Rittig (Hg.), Julius von Pflug. Bischof von Naumburg-Zeitz. Wegbereiter der Versöhnung in der Reformationszeit. Ein Lesebuch, Halle (Saale) 2014.

schenkirchliche Beziehungen darüber hinaus ist neben den hier beispielhaft genannten Versuchen differenzierter Erfassung und Vermittlung freilich eine andere Entwicklung von noch größerer Bedeutung.

Vom Konflikt zur Gemeinschaft: Erinnerung heilen – Jesus Christus bezeugen

Hatte die "Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre" – 1999 in Augsburg durch Vertreter des Lutherischen Weltbundes und des Päpstlichen Einheitsrates unterzeichnet – schon einen enormen Fortschritt in der katholisch-lutherischen Verständigung gebracht, stellte der 2013 von einer Dialogkommission derselben Partner veröffentlichte Bericht unter dem Titel "Vom Konflikt zur Gemeinschaft" einen weiteren bahnbrechenden Beitrag dazu dar.[29] Ausgehend von den gesellschaftlichen und ökumenischen Herausforderungen unserer Zeit, neueren Erkenntnissen der Mittelalterforschung, dem Wandel des katholischen Lutherbildes und der kirchlichen Entwicklung seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wird darin kritisch und wohlwollend versucht, gemeinsam darzustellen, wie die Reformation verlaufen ist und die katholische Seite darauf reagierte, um welche Themen es hauptsächlich ging, worin jeweils Luthers Position und die katholischen Anliegen bestanden und was nach den bisherigen ökumenischen Dialogen gemeinsam gesagt werden kann bzw. different geblieben ist. Schließlich betont man auch gemeinsam, dass es nicht darum gehen könne, eine Spaltung zu feiern, sondern vielmehr Dank zu sagen für das damals grundgelegte erneuerte Verständnis des Evangeliums und des Glaubens an Jesus Christus. Auch den schmerzvollen Schattenseiten der Reformation müsste man sich gemeinsam stellen, einschließlich der Tatsache, dass sich beide Parteien im 16. Jahrhundert nicht nur häufig missverstanden, sondern gegenseitig auch bewusst lächerlich gemacht haben. Die Intention dieses Textes ist klar: Es geht darum, Lutheraner und Katholiken noch mehr füreinander zu sensibilisieren und Zugänge zu einem möglichst gemeinsamen Reformationsgedenken zu erschließen. Um das einer größeren Öffentlichkeit zu vermitteln, haben das Deutsche Nationalkomitee des Lutherischen Weltbundes und das Johann-Adam-Möhler-Institut ein Internetprojekt namens "2017 gemeinsam unterwegs" initiiert, das zu lebhaften Diskussionen führte.[30] Befördert durch das Dokument "Vom Konflikt zur Gemeinschaft" wurde es möglich, dass Lutheraner und Katholiken – wozu Papst Franziskus dann auch 2014 ermunterte – "weltweit ein und dasselbe ökumenische Gedenken … halten, nicht in Form einer triumphalistischen Feier, sondern als Bekenntnis unseres gemeinsamen Glaubens an den Dreieinen Gott".[31] Seinen bislang stärksten Ausdruck fand das bei dem Ökumenischen Gottesdienst, den Vertreter des Lutherischen Weltbundes zusammen mit dem Papst und anderen katholischen Gläubigen am Reformationstag 2016 im schwedischen Lund gefeiert haben. Dabei bestimmten im Blick auf die Vergangenheit Dank und Klage, Freude und Buße das Singen und Beten, im Blick nach vorn aber auch die Verpflichtung zum gemeinsamen Zeugnis und Dienst inmitten unserer Welt.[32] Ebenfalls im Sinne einer "Reinigung des Gedächtnisses"

29 Vom Konflikt zur Gemeinschaft. Gemeinsames lutherisch-katholisches Reformationsgedenken im Jahr 2017. Bericht der Lutherisch/Römisch-katholischen Kommission für die Einheit, Leipzig-Paderborn 2013. – Zur Hinführung und Erklärung vgl. Wolfgang Thönissen, Reform und Reformation – Ökumenische Zugänge, in: Günter Frank/Albert Käuflein/Tobias Licht (Hg.), Von der Reformation zur Reform. Neue Zugänge zum Konzil von Trient, Freiburg-Basel-Wien 2015, 97-130. – Zur Einordnung und Deutung vgl. Reformation auf dem Prüfstand (s. Anm. 18), 1-13, bes. 4-7.

30 Vgl. epd-Dokumentation Nr. 8 vom 17.02.2015.

31 Ansprache an die Delegation der Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands vom 18.12.2014 (http://w2.vatican.va/content/francesco/de/speeches/2014/december/documents/papa-francesco_20141218_chiesa-evangelica-luterana.html, abgerufen am 27.01.2017).

32 Vgl. Theodor Dieter/Wolfgang Thönissen (Hg.), Vom Konflikt zur Gemeinschaft. Ökumenischer Gottesdienst zum gemeinsamen Reformationsgedenken 2017, Paderborn-Leipzig 2016.



"Mit Luther zum Papst" 2016; Bildrechte: Bistum Magdeburg

bzw. einer "Heilung der Erinnerungen" hatte die ACK Sachsen-Anhalt sogar schon im November 2015 zu einem ökumenischen "Pilgerweg der Versöhnung" mit mehreren Gottesdienststationen nach Wittenberg eingeladen.[33]

Auf dem Hintergrund reichhaltiger Erfahrungen im ökumenischen Dialog und schon veröffentlichter wissenschaftlicher Studien hat 2014 auch der Ökumenische Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen in Deutschland unter dem Titel "Reformation 1517 – 2017. Ökumenische Perspektiven" einen wegweisenden Text vorgelegt.[34] Darin geht es weniger um eine mögliche Gestaltung des Jubiläumsjahres, als vielmehr um "eine Zusammenschau der historischen Rekonstruktion der Ereignisse im 16. Jahrhundert in Verbindung mit grundlegenden Fragen des Kirchenverständnisses unter dem leitenden Gesichtspunkt der Reformbedürftigkeit sowie der Reformfähigkeit aller Kirchen".[35] In vielem der internationalen Studie "Vom Konflikt zur Gemeinschaft" vergleichbar, unterscheidet sich diese Schrift von ihr doch z.B. darin, dass sie der konfessionellen Pluralität eine stärkere Bedeutung beimisst und auch ein größeres Verständnis für die evangelisch wie katholisch jeweils andere Grundeinstellung zum Gedächtnis der Reformation aufbringt.[36] "Das" aber – so die Überzeugung ihrer Verfasser – "entbindet … nicht davon, an einer gemeinsamen, ökumeni-

33 Vgl. Michael Kappes/ Barbara Rudolph (Hg.), Christusfest. Ökumenisches Zugehen auf das Reformationsfest 2017, Paderborn-Leipzig 2016, 153-168.
34 Dorothea Sattler/Volker Leppin (Hg.), Reformation 1517-2017. Ökumenische Perspektiven (Dialog der Kirchen 16), Freiburg im Breisgau-Göttingen 2014.
35 Ebd. 21.
36 Vgl. Reformation auf dem Prüfstand (s. Anm. 18), 12f.

schen Deutung und Bewertung des Geschehens auch im Sinne einer gemeinsamen Wertschätzung der Reformation zu arbeiten".[37] Zudem sollte man nicht nur ökumenisch sowohl freudig feiern als auch sich selbstkritisch besinnen, sondern außerdem bedenken, welche Aufgaben sich den Kirchen heutzutage in einer weitgehend säkularen Welt gemeinsam stellen und wie die ökumenischen Dialoge – ein ernsthafter Testfall – auch für die kirchliche Praxis fruchtbar gemacht werden können.[38]

Der konkreten Versöhnung dienen und Heilungsprozesse in Gang bringen, will ein gemeinsames Wort der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der EKD, das im Hinblick auf 2017 verfasst wurde und den Titel trägt: "Erinnerung heilen – Jesus Christus bezeugen".[39] Davon ausgehend, dass es nach all dem, was Katholiken und Protestanten einander an Leid und Verletzungen angetan haben, noch immer zwischen ihnen manches Misstrauen und Unverständnis gibt, geht es darin um den Versuch, die negativen wie positiven Erfahrungen, die man miteinander gemacht hat, zur Sprache zu bringen und die dringend einer Klärung bedürfenden offenen Fragen zu benennen. Auch wenn Versöhnung – so ist zu lesen – nicht beansprucht werden kann, sondern ein Ausdruck von Gnade ist, wird sie doch zur Aufgabe.[40] Ziel sei es nicht, "die Geschichte umzuschreiben", sondern "die Erinnerung von einem Mittel der Abgrenzung zu einem Mittel der Versöhnung werden zu lassen". "Eine Wunde" sei "geheilt, wenn sie nicht mehr verbunden werden muss und nicht mehr schmerzt – und man die Narben, die sie womöglich hinterlassen hat, berühren kann, ohne dass es weh tut".[41] In aller Freiheit solle miteinander und vor der Öffentlichkeit darüber Rechenschaft abgelegt werden, "was wir einander angetan und was wir aneinander haben".[42] Dazu gehören auch manche belastenden "Erinnerungsorte", die als "Kristallisationskerne" und "Ausdruck des kollektiven Gedächtnisses" gewissermaßen "symbolisch aufgeladen" sind und mit denen sich Emotionen wie Stolz oder andererseits Schmerz verbinden.[43] Als besonders prägend werden z.B. der Thesenanschlag als "der protestantische Gründungsmythos schlechthin" aufgeführt, auch der Reichstag in Worms und die Religionskriege als Ausdruck der Politisierung der Reformation und die damit zusammenhängende deutsche Konfessionskarte, die noch heute erkennen lässt, welcher Konfession die früheren Herrscher des jeweiligen Territoriums angehört haben.[44] Genannt ist auch die Bannandrohungsbulle gegen Luther, deren Aufhebungsmöglichkeit neuerdings gelegentlich wieder angefragt wird, sowie die Verwerfung des Papsttums als "Antichrist", die bis heute in den "Schmalkaldischen Artikeln" als Bestandteil der Lutherischen Bekenntnisschriften enthalten ist, sachlich inzwischen zwar als unzutreffend bewertet wird, aber dennoch im evangelischen Raum manchmal noch untergründig weiterwirkt.[45] Ausführlich wird dann noch auf die mit den Begriffen "Glaube – und Werke", "Freiheit – und Autorität", "Einheit – und Vielfalt" verbundenen Spannungsfelder eingegangen. Dazu heißt es, dass beide Seiten erklären sollten, "was sie aneinander schätzen und inwieweit sie ihre eigenen theologischen Grundbegriffe nicht mehr ohne die ebenso kritische wie konstruktive Auseinandersetzung mit denen der anderen Seite formulieren können".[46] Schließlich endet der Text mit der Hoffnung, dass der vielfältige Prozess einer Heilung der Erinnerung, in dem ökumenische Buß-

37 Reformation 1517-2017 (s. Anm. 34), 72.
38 Vgl. ebd. 68-74.
39 Erinnerung heilen – Jesus Christus bezeugen. Ein gemeinsames Wort zum Jahr 2017, hg. von der Evangelischen Kirche in Deutschland und dem Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Gemeinsame Texte 24), Hannover-Bonn 2016.
40 Vgl. ebd. 13f.
41 Ebd. 15.
42 Ebd. 16.
43 Ebd. 32.
44 Vgl. ebd. 33-38.
45 Vgl. ebd. 37f.
46 Vgl. ebd. 40-58; Zitat: 40f.

und Versöhnungsgottesdienste eine "Schlüsselstellung" haben, in tiefer Weise die Möglichkeit befördert, das Reformationsjubiläum gemeinsam als Christusfest zu begehen und in der geschwisterlichen Verbundenheit wie im gemeinsamen Glaubenszeugnis zu wachsen.[47] Ich meine, dass wir mit dem gemeinsamen Wort zu 2017 einen sensiblen und zugleich markanten Text vorgelegt haben. Auf seiner Grundlage wurde ein Gottesdienstentwurf entwickelt, der am 11. März 2017 zur Anwendung kommen soll, wenn bei einem zentralen Buß- und Versöhnungsgottesdienst in Hildesheim Vertreter der katholischen und der evangelischen Kirche in Deutschland unter Mitwirkung auch anderer Mitgliedskirchen der ACK vor Gott ihre Schuld bekennen und ihn sowie einander um Vergebung bitten.[48] Die Deutsche Bischofskonferenz und die EKD ermutigen dazu, dass entsprechende Gottesdienste auch regional und lokal gefeiert werden.

Zu den anlässlich "500 Jahre Reformation" bedeutsamen öffentlichen Äußerungen gehört auch das 2016 veröffentlichte Wort der Mitgliederversammlung der ACK in Deutschland mit dem Titel: "Versöhnt miteinander"[49]. Aus multikonfessioneller Perspektive werden darin einige besondere Akzente gesetzt. So ist von vielen Reformatoren die Rede, nicht nur von Martin Luther, auch von Frauen, die sich im 16. Jahrhundert sozial-diakonisch, politisch und theologisch engagierten. Zudem wird auf protestantische Bewegungen hingewiesen, die sowohl unter katholischen wie lutherischen und reformierten Obrigkeiten zu leiden hatten. Auch wird zum Ausdruck gebracht, dass man die vielen Gläubigen, die seit der Reformation aus religiösen Motiven diskriminiert wurden oder umgekommen sind, ehrt und auch derer mit Achtung gedenkt, "die sich bereits in früher Zeit für den Religionsfrieden und für das Ende jeder Gewaltanwendung eingesetzt haben".[50] Darüber hinaus wird noch einmal die Selbstverpflichtung zur Ökumene bekräftigt, wie sie schon in der Charta Oecumenica von 2003 zu finden ist.

Zweifellos ist international wie auf deutscher Ebene eine breite Bewegung zu verzeichnen, die sich im Vorfeld von 2017 um Versöhnung und Verständigung bemüht, zwischenkirchlich wie theologisch. Wenn manche konfessionalistischen – wie Thomas Söding sie bezeichnet – "Profilneurotiker"[51] auf allen Seiten auch weiterhin dagegen polemisieren, ist die ökumenische Lerngeschichte, die sich damit verbindet, doch eine heilsame und dringend notwendige Entwicklung, die von vielen Christen begrüßt und unterstützt wird. Eindrücklich hat sich das auch bei der vom Bistum Magdeburg und zwei evangelischen Kirchen in Mitteldeutschland gemeinsam initiierten ökumenischen Wallfahrt "Mit Luther zum Papst" gezeigt, an der etwa 1000 überwiegend junge evangelische und katholische Gläubige teilgenommen haben und bei der es zu einer persönlichen Begegnung mit Papst Franziskus gekommen ist.[52] Eine bemerkenswerte Frucht des ökumenischen Weges, den wir miteinander zurückgelegt haben, und selbst Ort ökumenischen Lernens war auch die gemeinsame Pilgerreise von Vertretern der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der EKD ins Heilige Land. Der Besuch der Ursprungsorte des christlichen Glaubens, der intensive Austausch und die Gemeinschaft in Gebet und Gottesdienst haben bei mir und – wie ich aus Gesprächen weiß – auch bei anderen Mitreisenden die tiefe Verbundenheit im Glauben noch stärker bewusst gemacht. Was aber bedeuten solche "Zeichen der Zeit" für die katholische Kirche und ihre Theologie darüber hinaus?

47 Vgl. ebd. 60-64.
48 Vgl. ebd. 67-85.
49 Versöhnt miteinander. Ein ökumenisches Wort der Mitgliederversammlung der ACK in Deutschland zu 500 Jahre Reformation, hg. von der Ökumenischen Centrale der ACK in Deutschland, Frankfurt am Main 2016, 7-14.
50 Ebd. 12.
51 Reformation auf dem Prüfstand (s. Anm. 18), 13.
52 Vgl. die Homepage: www.mit-luther-zum-papst.de (Zugriff: 23.01.2017).

Katholisch mit dem reformatorischen Erbe in eine ökumenische Zukunft?

Nach wie vor sind Luther und die Reformation für viele Katholiken weltweit entweder überhaupt kein Thema, uninteressant oder lediglich Synonyme für Kirchenspaltung. Andererseits bemüht man sich in der katholischen Kirche schon seit Jahrzehnten, die Geschehnisse des 16. Jahrhunderts und ihre Folgen sowohl bewusster als auch differenzierter wahrzunehmen und zu deuten.[53] Dazu gehört auch die langsam wachsende Einsicht, dass die katholische Kirche tiefer in die Wirkungsgeschichte der Reformation verstrickt und markanter davon geprägt ist als gedacht. Angesichts dessen wäre es ein großer Irrtum zu meinen: "Lasst doch die Protestanten feiern! Mit uns Katholiken hat die Reformation ja nichts zu tun." Wo aber zeigen sich in der katholischen Kirche Spuren ihres Einflusses? Bislang ist das noch viel zu wenig erforscht, rezipiert und anerkannt worden. Dennoch sollen hier wenigstens einige Andeutungen gemacht werden.

Zunächst einmal ist davon auszugehen, dass Martin Luther zutiefst katholisch war, bis an sein Lebensende aus den Quellen der frühen und mittelalterlichen Kirche geschöpft hat und dies – zunehmend anders akzentuiert oder im Gegensatz dazu – sich auch in seinen theologischen Auffassungen widerspiegelt.[54] Zudem stellte die Reformation von ihren Ursprüngen her kein singuläres Ereignis dar, sondern bewegte sich im Strom der vielfältigen schon vorher ausgelösten oder parallel dazu sich zeigenden Reformbemühungen jener Zeit. Über das Konzil von Trient (1545 – 1563) sind dann verschiedene der vorreformatorischen wie auch der durch die Reformation beeinflussten Erneuerungsvorstellungen für die katholische Kirche fruchtbar gemacht, andere hingegen zurückgewiesen worden. Verkörperte dieses Konzil mit seinen Reformbeschlüssen und dogmatischen Entscheidungen über Jahrhunderte einen – wie manche meinen – unabänderlichen "Maßstab des wahrhaft Katholischen schlechthin", stellte es, eigentlich nicht beabsichtigt, in Lehre und Praxis – so die Bewertung anderer – auch die Weichen für eine bewusst apologetische Profilierung im Gegensatz zu Positionen der Reformation, der Neuzeit, der Aufklärung und der Moderne.[55]

In der Folge wuchsen für die verschiedenen Glaubensrichtungen aus Konkurrenzgründen die Zwänge, "das Eigene exklusiv zu bestimmen, es zu normieren und zu uniformieren", erschien damit auch die bisherige Tradition nicht mehr in ihrer ursprünglichen Vielfalt, sondern nur noch "konfessionalistisch gefiltert", wurde das "entscheidend Katholische" ausschließlich nunmehr als das "unterscheidend Katholische" definiert.[56] Aus der Confessio, dem ursprünglichen Bekenntnis der Sünden und des Glaubens, entwickelten sich jetzt zahlreiche Confessiones, für jede der rivalisierenden Glaubensrichtungen eigene, auch für die katholische Parteiung.[57] Die personale Bedeutung dieses Ausdrucks wich immer mehr der funktionalen, die reine Lehre innerhalb der jeweiligen Gemeinschaft zu sichern, sich gegenüber der unreinen Lehre der anderen abzugrenzen und die Anhänger der für allein wahr gehaltenen Lehre auch unter politischen Gesichtspunkten zu formieren. Geschlossene Sprachgemeinschaften und Lebenswelten entstanden. Ihre Prägung kam durch klare Katechismen und populäre Andachtsbücher zustande.

53 Zu den Ergebnissen vgl. Reformation in ökumenischer Perspektive (s. Anm. 4).
54 Siehe o. Anm. 24. – Vgl. auch Christoph Markschies, Der katholische Luther. Begegnung mit einem Unbekannten, in: KNA-ÖKI Nr. 37 (13.09.2016), I-VI; Dorothea Sattler, Ist Martin Luther katholisch? Annäherungen an eine provozierende Frage, in: Neu hinsehen: Luther (s. Anm. 26), 162-174.
55 Vgl. Johanna Rahner, Katholische Identität nach der Reformation. Das Konzil von Trient und seine erinnerungsgeschichtlichen Rekonstruktionen, in: Von der Reformation zur Reform (s. Anm. 29), 220-243.
56 Ebd. 229, 226 und 220.
57 Vgl. Wolfgang Reinhard, Glaube und Macht. Kirche und Politik im Zeitalter der Konfessionalisierung, Freiburg-Basel-Wien 2004, 12-33.



v. l.:Papst Franziskus, Ev. Landesbischöfin Ilse Junkermann und Bischof Feige bei"Mit Luther zum Papst" 2016; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Außerdem schritt die Konfessionalisierung der Wissenschaft und des Bildungswesens voran. Für ein gruppenkonformes Verhalten sorgten standardisierte Liturgiebücher, disziplinierende Verordnungen und überprüfende Visitationen, katholischerseits noch erweitert durch kampagnenähnliche Volksmissionen, Prozessionen und Wallfahrten, die Marienverehrung und das Fronleichnamsbrauchtum sowie manche religiösen Kongregationen und Initiativen mit ihren prägenden Vorstellungen vom Gebet und Sakramentenempfang, von Sitte und Moral. Zudem ging das Papsttum aus der reformatorischen Krise erstaunlicherweise gestärkt hervor, wurde es immer mehr zu dem charakteristischen und unverzichtbaren Merkmal der mit ihm verbundenen Kirche, steigerte ein zunehmender Zentralismus noch seine Bedeutung. Aus der sich im Sinne der altchristlichen Glaubensbekenntnisse als katholisch verstehenden Kirche entwickelte sich eine Kirche zunehmend römischer Prägung, faktisch gewissermaßen eine Konfession neben anderen Konfessionen, weiterhin jedoch davon überzeugt, ungebrochen in der apostolischen Tradition zu stehen und die Universalkirche zu verkörpern.[58]

Möglicherweise hat – so könnte man sagen – der konfessionelle Konformismus aller nachreformatorischen kirchlichen Richtungen auch zu nicht beabsichtigten "Nebenwirkungen" geführt: langfristig manchen Widerstand hervorgerufen oder durch die zwischenchristlichen Rivalitäten den Verlust der Glaubwürdigkeit befördert und dadurch selbst zur Säkularisierung beigetragen.[59] Letztendlich hat alle Profilierung im Widerspruch gegeneinander die von allen Seiten beanspruchte Katholizität vermindert und eine geistliche Verarmung bewirkt, andererseits aber auch einen Wettbewerb unterschiedlicher Ausdrucksformen ausgelöst, der im Laufe der Zeit direkt oder indirekt sogar manche gegenseitige Bereicherung mit sich brachte. So ist z.B. gerade im deutschen Sprachraum die protestantische Kirchenmusik – genannt seien u.a. nur Martin Luther, Paul Gerhardt oder Johann Sebastian Bach – von großem Einfluss auf die Entwicklung des geistlichen Gesangs und des Orgelspiels in der katholischen Liturgie geworden. Wem ist außerdem noch bewusst, dass z.B. die Feier eines persönlichen Geburts- statt Namenstages, die Gestalt des Christkindes zu Weihnachten in Absetzung von Nikolaus als einem Heiligen und der Adventskranz protestantischer Herkunft sind? Laut Heinz Schilling wurde das Verhältnis der Konfessionen – der lutherischen mit ihrem "radikalen Systembruch" und der römischen mit ihrer "systemkonforme(n) Reform" – vom 16. bis ins 20. Jahrhundert wie von "Antagonismen und kommunizierenden Röhren" bestimmt.[60]

Hatte Rom sich zweifellos schon seit der Reformation wieder neu auf seine religiöse Aufgabe besonnen und einen erstaunlichen Aufschwung genommen, kehrten wichtige Anliegen Luthers – die zugleich auch biblischen und frühchristlichen oder ostkirchlichen Auffassungen entsprechen – jedoch erst durch das Zweite Vatikanische Konzil und seine Reformen so richtig wieder ins katholische Bewusstsein und kirchliche Leben zurück. Dazu gehören z.B. die Sicht der Kirche als "Volk Gottes", das Verständnis der kirchlichen Ämter als Dienste und die tiefgreifende Überzeugung vom gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen, aber auch die große Bedeutung, die dem Wort Gottes und der Heiligen Schrift beigemessen wird, der Gebrauch der Volkssprache in der Liturgie und die grundsätzliche Ermöglichung des sogenannten "Laienkelches". In allen Dokumenten des Konzils wird als Folge der im 19. Jahrhundert einsetzenden intensiven Rezeption der reforma-

58 Vgl. Peter Neuner, Martin Luthers Reformation. Eine katholische Würdigung, Freiburg-Basel-Wien 2017, 64.
59 Vgl. Glaube und Macht (s. Anm. 57), 32.
60 Vgl. Heinz Schilling, Luther und die Reformation 1517-2017, in: Heillos gespalten? Segensreich erneuert? (s. Anm. 22), 17-28; Zitat: 23f.

» Wem ist außerdem noch bewusst, dass z.B. die Feier eines persönlichen Geburts- statt Namenstages, die Gestalt des Christkindes zu Weihnachten in Absetzung von Nikolaus als einem Heiligen und der Adventskranz protestantischer Herkunft sind? «

torischen Lehre vom dreifachen Amt Christi überwiegend christologisch argumentiert.[61] Ebenso bezeichnet die Endfassung der Konstitution "Lumen gentium" nicht mehr – wie noch die Vorlage – die Kirche, sondern Christus als das "Licht der Völker".[62] Entsprechend wird in der Konstitution über die göttliche Offenbarung auch der biblischen Überlieferung vor der kirchlichen Tradition der Vorrang gegeben. Zudem räumen die Konzilsväter ein, dass es aufgrund der Spaltungen für die katholische Kirche selbst "schwieriger" ist, "die Fülle der Katholizität unter jedem Aspekt in der Wirklichkeit des Lebens auszuprägen".[63] Nach dem Konzil war sogar vereinzelt zu hören, in dieser Versammlung habe Luther nun endlich "sein Konzil gefunden".[64] Auf jeden Fall hatte mit dem Konzil eine Phase begonnen, in der man sich nunmehr deutlicher der reformatorischen Auswirkungen auf die katholische Kirche bewusst wurde und manches evangelische Gedankengut sich sogar positiv aneignete. So meinte Otto Hermann Pesch schon 1982, in der katholischen Theologie seiner Zeit eine heimliche Lutherrezeption feststellen zu können. Wörtlich sagte er dazu: "Wenn wir heute von der Zuversicht der christlichen Hoffnung reden, verbirgt sich dahinter Luthers Predigt von der Heilsgewißheit. Wenn katholische Prediger heute mehr vom gnädigen, sich um uns kümmernden Gott reden und weniger vom ‚Kleid der heiligmachenden Gnade', so ist damit … zum personalistischen … Gnadenverständnis Luthers übergewechselt. (…) Wenn Theologen heute die Situation des Glaubenden kennzeichnen als beständige Durchdringung von Glaube und Unglaube als ein ‚simul fideles et antifideles' – was ist das anderes als die moderne Variante von Luthers ‚gerecht und Sünder zugleich'?"[65] Ein bisheriger Höhepunkt der ökumenischen Wirkungsgeschichte eines reformatorischen Grundanliegens war für die katholische Kirche schließlich die offizielle Unterzeichnung der "Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre". Seitdem können auch Katholiken trotz noch verbliebener theologischer Unterschiede gemeinsam mit den Lutheranern und zunehmend auch Christen anderer protestantischer Traditionen bekennen: "Allein aus Gnade im Glauben an die Heilstat Christi, nicht aufgrund unseres Verdienstes, werden wir von Gott angenommen und empfangen den Heiligen Geist, der unsere Herzen erneuert und befähigt und aufruft zu guten Werken."[66]

61 Vgl. Reformation 1517-2017 (s. Anm. 34), 63-65
62 Vgl. Lumen gentium 1.
63 Unitatis redintegratio 4.
64 Vgl. dazu den Hinweis bei Peter Neuner, Luther – katholisch gesehen, in: Heillos gespalten? Segensreich erneuert? (s. Anm. 25), 135 Anm. 39, auf Albert Brandenburg, Martin Luther gegenwärtig. Katholische Lutherstudien, München-Paderborn-Wien 1969, 146.
65 Otto Hermann Pesch, "Ketzerfürst" und "Vater im Glauben" – Die seltsamen Wege katholischer "Lutherrezeption", in: Weder Ketzer noch Heiliger. Luthers Bedeutung für den ökumenischen Dialog, mit Beiträgen von Hans Friedrich Geisser u.a., Regensburg 1982, 155.
66 Der Text der Erklärung sowie weitere Dokumente dazu finden sich in: Doku-

> *» Welche Perspektive vor uns liegt, hängt freilich auch davon ab, ob wir wirklich an der Einheit der Kirche interessiert sind [...] und was wir letztlich dem Wirken des Heiligen Geistes zutrauen.«*

Dadurch, dass sich die katholische Kirche im Laufe des Zweiten Vatikanischen Konzils ausdrücklich darauf besonnen hat, eine "ecclesia semper reformanda" – d.h. eine Kirche, die permanent der Erneuerung bedarf – zu sein, ist sie nicht etwa eine "Kirche der Reformation" geworden; man könnte aber vielleicht – wie der Jesuit und Publizist Mario von Galli 1962 – davon sprechen, dass sie sich von der "Gegenreformation" verabschiedet und auf den Weg einer "Mitreformation" begeben hat. Diesen gilt es nach den ermutigenden Erfahrungen im Vorfeld des 500. Reformationsgedenkens beherzt weiter zu gehen. Das aber bedeutet, im Bemühen um eine Heilung der Erinnerungen und eine andauernde Versöhnung nicht nachzulassen, selbstkritisch die eigenen Grenzen und Schwächen wahrzunehmen und zuzugeben sowie auf die Herausforderungen des reformatorischen Erbes in und um sich kreativ einzugehen. Das bedeutet auch, sich gegenseitig noch mehr im Lichte Jesu Christi zu betrachten und neidlos ins Wort zu fassen, was man aneinander schätzt und vielleicht sogar bewundert, worin man spezielle Begabungen erkennt und den Geist Gottes eindrucksvoll am Wirken sieht. Vor allem wäre es wirklich wichtig, die noch offenen kontroversen Fragen demütig, zielorientiert und hoffnungsvoll anzugehen.

Werden wir – evangelische und katholische Christen – uns nach der Dekade und dem Reformationsjubiläum näher sein oder ferner? Das war meine Frage vor etwa neun Jahren. Seitdem ist viel geschehen, hat man intensiv um Klärung der anstehenden Probleme gerungen, konnte auch eine zunehmende ökumenische Sensibilität wahrgenommen werden. Es gibt – so meine ich heute – erfreuliche Anzeichen dafür, dass der ökumenische Lernprozess der letzten Zeit uns auf dem Weg zu Christus und zueinander ein weiteres Stück vorangebracht hat. Welche Perspektive vor uns liegt, hängt freilich auch davon ab, ob wir wirklich an der Einheit der Kirche interessiert sind, wie es uns gelingt, sich in den theologischen Vorstellungen und kirchlichen Lebensvollzügen zu verständigen, und was wir letztlich dem Wirken des Heiligen Geistes zutrauen.

mente wachsender Übereinstimmung Bd. III: 1990-2001, Paderborn-Frankfurt/Main 2003, 419-441; Zitat: 423.

"Bleibet hier und wachet mit mir"

Predigt beim Dies sacerdotalis am 11. April 2017

Auf dem "kleinen Weg"

Am 2. Fastensonntag haben in Halle auf der Silberhöhe zwei Kleine Schwestern Jesu ihre ewigen Gelübde abgelegt. Es war eine sehr lebendige Eucharistiefeier in einer bewegenden Atmosphäre. Versammelt hatten sich dazu etwa 30 Kleine Schwestern Jesu aus ganz Europa, einige noch mit Erfahrungen von längeren Aufenthalten in überwiegend muslimischen Ländern. Gekommen waren auch manche Freunde und Bekannte von ihnen aus anderen Gegenden Deutschlands und Gläubige aus halleschen Gemeinden. Beeindruckt von der Bereitschaft der beiden jungen Frauen, sich zeitlebens auf eine Lebensweise im Verborgenen ohne irgendwelche Erfolgsabsichten einzulassen, und der natürlichen Freude, die da zu spüren war, habe ich am Ende des Gottesdienstes dann ziemlich spontan gesagt: "Wir im Bistum Magdeburg und Sie, liebe Schwestern, haben eines gemeinsam: den kleinen Weg. Einen Unterschied gibt es aber: Sie haben sich freiwillig dafür entschieden, und uns wird ein solcher auferlegt."

Ich glaube, dass mir da kaum jemand der hier Anwesenden widersprechen wird. Unsere Situation ist schon eine Zumutung und belastet viele. Wer wünschte sich schon freiwillig und bewusst, wenn er sich auch für etwas anderes entscheiden könnte, in unserer armseligen Diaspora einen kirchlichen Dienst wahrzunehmen? Welche Veränderungen hatten wir in den letzten Jahrzehnten doch schon zu verkraften, und welche Entwicklungen stehen uns noch bevor! Als ich vor einigen Tagen einmal Fotos einer Ausstellung über die katholische und die evangelische Kirche zu DDR-Zeiten gesehen habe, ist mir aufgefallen, dass wir damals trotz aller Einschränkungen und Bedrängnisse anscheinend noch recht üppige und fast volkskirchlich anmutende Verhältnisse hatten. Und heute? Die Rahmenbedingungen – personell wie finanziell – müssten vielen inzwischen bekannt sein. Die demographische und gesellschaftliche Entwicklung macht uns gewaltig zu schaffen, aber auch ein offenbar zunehmender Glaubensschwund. Übliche Formen und Methoden kirchlicher Sozialisation greifen nicht mehr, lieb gewordene Traditionen brechen ab, Enttäuschung und Ratlosigkeit machen sich breit.

Die meisten von Ihnen bzw. Euch – liebe Mitbrüder im geistlichen Dienst – werden bestimmt schon öfters darüber gepredigt haben, dass Gott die Mächtigen vom Thron stürzt und die Niedrigen erhöht oder dass Jesus die selig-

preist, die arm und bedürftig sind. Selbst aber zu denen zu gehören, die nur wenige Chancen haben und kaum Erfolge vorweisen können, ist noch etwas anderes. Dieses zu bewältigen, ist weit schwerer, als darüber zu reden. Wen wundert es da, wenn manche müde werden und traurig sind, sich in nostalgische Erinnerungen flüchten und von besseren Zeiten träumen, innerlich oder auch äußerlich irgendwie aussteigen und anderweitig Erfüllung suchen. Ich gestehe, mich selbst manchmal zu fragen, warum Gott uns wohl so herausfordert und was er vielleicht damit bezwecken will.

Bei Jesus bleiben und mit ihm wachen

Was kann uns angesichts solcher Erfahrungen trösten oder sogar Mut machen? Zunächst einmal hilft mir die aus historischen Einsichten gewachsene Überzeugung, dass Kirche nicht an bestimmte Verhältnisse gebunden ist; sie kann sich überall – auch unter schwierigsten Umständen – entfalten und ihrer Sendung gerecht werden. Das aber schließt den Glauben und das Vertrauen ein, dass Gott uns nicht wirklich verlässt, sondern immer und überall – auch in aussichtslos erscheinenden Situationen – nahe ist.

Neben Charles de Foucauld, auf den sich die Kleinen Schwestern Jesu vor allem beziehen, hat auch die heilige Therese von Lisieux z.B. in einer solchen Haltung gelebt, ja, ist hierin geradezu eine Meisterin geworden. Auch sie musste lernen, mit einer armseligen Wirklichkeit umzugehen, die so anders war als ihre hohen Ideale. Doch gerade die Erfahrung ihrer Grenzen ließ sie den "kleinen Weg" entdecken und einen radikalen Perspektivwechsel vollziehen. "Das Verdienst" – so schreibt sie einmal ihrer Schwester – "besteht nicht im vielen Tun und Geben, sondern im Empfangen, im vielen Lieben." Das sei allerdings nicht so leicht. Denn man müsse die eigene Schwäche und Machtlosigkeit erst einmal annehmen und aushalten. Doch je schwächer und armseliger Therese sich erlebte, desto größer wurde ihr Vertrauen auf Gottes erbarmende Liebe.

Noch stärker wird uns gerade in diesen Tagen vor Augen geführt, was Vertrauen in seiner radikalsten Form bedeuten kann. Nach dem Mahl, das Jesus mit seinen Jüngern gefeiert hat, kommt es zu der ergreifenden Szene im Garten Gethsemani. Jesus wird – wie es im Matthäusevangelium (26, 37) heißt – von Angst und Traurigkeit ergriffen. Meine "Seele ist zu Tode betrübt", sagt er zu seinen Jüngern und bittet sie deshalb: "Bleibt hier und wacht mit mir" (26, 38). Jesus ist freiwillig in diese Einsamkeit und Verlassenheit mit ihrer Angst hineingegangen – in das Äußerste des "kleinen Weges". Ja, Gott selbst ist es, der in Jesus Christus dieses Schicksal durchleidet. "Gott bückt sich", steht auf einem Fenster im Treppenhaus des Roncallihauses, gestaltet von der Künstlerin Benita Joswig, die mit 47 Jahren an Krebs gestorben ist. Er geht freiwillig in die Niedrigkeit und in das Scheitern. Auch in der Fortsetzung des heutigen Evangeliums kommt das zum Ausdruck, denn Jesu erster öffentlicher Auftritt in seiner Heimatstadt wurde ein Misserfolg; die Menschen lehnten ihn ab.

In solchen Erfahrungen der Erfolglosigkeit, der Armut und der Kleinheit bittet Jesus auch uns, bei ihm zu bleiben und standzuhalten. "Lauft nicht weg", so ruft er uns aus dem Garten Gethsemani zu. Bleibt hier, an diesem Ort, unter diesen Bedingungen, wie sie jetzt sind. Lauft auch innerlich nicht weg, indem ihr die Not und den Schmerz durch Ablenkungen und durch Kompensationen aller Art zu betäuben versucht. Widersteht der Verzweiflung, haltet mit mir stand – und betet!

Den Gott des Trostes anstatt die Tröstungen Gottes suchen

Wenn uns das gelingen sollte, lernen wir vielleicht auch – wie Teresa von Avila einmal sagte – "den Gott des Trostes zu suchen anstatt die Tröstungen Gottes". Der Gott des Trostes: das ist der Funke von Licht, der mitten in der Dunkelheit aufleuchtet und das Herz weit macht; das ist der Friede, der stärker ist als die Angst und die Sorge um uns selbst, um andere Menschen und um unsere Kirche. Der Gott des Trostes "hilft uns, in der Hoffnung nicht nachzulassen, wenn sich der Herr in der Erfüllung seiner Verheißungen zu verspäten scheint".[1] Er hilft uns, unsere Situation nicht nur aus der Perspektive von Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag zu sehen, sondern mit den Augen von Ostern.

Dann geschieht es vielleicht auch, dass wir den "kleinen Weg" nicht nur passiv erleiden, sondern von Gott die Kraft geschenkt bekommen, in aller Armseligkeit gelassen und hoffnungsvoll eine – wie wir es in unseren Zukunftsbildern formuliert haben – "schöpferische Minderheit" zu sein. Dazu gehört freilich, im Gebet nicht nachzulassen, für Gott und seinen Anruf offen zu bleiben, die Zeichen der Zeit zu verstehen und aus dem Glauben zu leben. Konkret wird das, wenn in unseren Gemeinden, in unseren Einrichtungen und darüber hinaus zu erfahren ist, was Jesus vorbildhaft verwirklicht hat: Gott und die Menschen aus ganzem Herzen zu lieben. Konkret wird das, wenn wir uns in ökumenischer Gesinnung darum bemühen, das Evangelium möglichst gemeinsam zu bezeugen. Konkret wird das, wenn wir all das fördern und unterstützen, was ins Leben drängt – und wenn wir uns dabei mit denen zusammentun, die wie wir nach Gerechtigkeit und Frieden suchen.
Auch wenn wir nur eine kleine Kirche sind, können wir in dieser Weise zukunftsfähig sein. "Wir sehen" – so hat Bischof Leo einmal geschrieben – "Kirche völlig falsch, wenn wir sie in erster Linie nach der Quantität oder anderen Äußerlichkeiten beurteilen. Darum" – so sagt er weiter – "wünsche ich mir eine Kirche der Intensität, eine Kirche, die so fest in Gott verwurzelt ist, dass sie Sturm und Unwetter standhalten kann…. Ich wünsche mir eine missionarische Kirche, die Hoffnung verbreitet und sich nicht beim Klagen aufhält… Wir müssen an die Möglichkeit von Veränderung und Umkehr glauben. Dafür braucht es keine Massen, dafür genügen wenige! … Ich wünsche mir eine Kirche, die kontaktfähig ist, die stets den Dialog sucht und für den Menschen da ist."[2]

Liebe Mitbrüder im geistlichen Dienst, liebe Schwestern und Brüder, lassen wir uns nicht entmutigen und lähmen. Überfordern wir uns auch nicht, indem wir Unmögliches voneinander erwarten. Vergessen wir nicht, dass wir aufeinander verwiesen und angewiesen sind und eigentlich – wie es uns die Apostelgeschichte nahelegt (4,32) – "ein Herz und eine Seele" sein sollten, auf jeden Fall geschwisterlich verbunden. Suchen wir gemeinsam nach Möglichkeiten, dies auch zu leben und unserer Verantwortung vor Gott und den Menschen gerecht zu werden. Es ist kein Zufall, dass wir hier und heute berufen und gesendet sind, Gottes frohe Botschaft zu überbringen und zerbrochene Herzen zu heilen. Möge es uns geschenkt werden, das uns auferlegte Schicksal eines "kleinen Weges" nicht nur heroisch zu ertragen, sondern auch bewusst als gottgewollt anzunehmen und damit zu einem Zeichen der Hoffnung zu werden, nicht zuletzt auch für all die Menschen, die – "(vielleicht ohne es zu merken) – fern von Gott leben".[3] Ich danke allen für ihren Dienst und hoffe, dass wir auch weiterhin zusammenhalten und nicht ohne Freude und Zuversicht unseren Weg gehen.

1 Kardinal Carlo Martini.

2 Leo Nowak, Begegnung und Dialog, Die Chance einer armseligen Kirche, Leipzig 2000, 38f.

3 Kardinal Carlo Martini.

Religion – Opium des Volkes?

Gastbeitrag für die *Mitteldeutsche Zeitung* vom 7./8. April 2018

"Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes."
(Karl Marx)

Anders als im Staatsbürgerkundeunterricht meiner Schulzeit lese ich diese Äußerung von Karl Marx heute etwas gelassener und differenzierter. Nein, nur ein plumper Betrug ist die Religion für ihn nicht. Derart verächtlich gemacht hat sie erst Wladimir Iljitsch Lenin mit seiner Formulierung "Opium für das Volk". Damit verbindet sich ja die Vorstellung, Religion sei ein raffiniertes Instrument der herrschenden Klasse, um die Untertanen gefügig zu halten. Marx hingegen sieht noch, dass Religion in einer ungerechten und unbarmherzigen Welt durchaus Halt verleihen kann, kritisiert aber, dass sie Menschen nicht dazu bringt, sich selbst aus solchen Missständen zu befreien. Damit hatte er nicht ganz Unrecht. Tatsächlich wurde Religion zu seiner Zeit – und wird sie von manchen gelegentlich auch heute noch – vor allem als Vertröstung auf ein Jenseits verstanden.

Wenn aber – so die marxistisch-leninistische Illusion – die Ursachen für Not und Elend beseitigt wären, hätte die Religion keine Aufgabe und keinen Nährboden mehr. Dazu müsse nur die Arbeiterklasse an die Macht kommen. Bei einer neuen Gesellschaftsordnung und einer – sogenannten – wissenschaftlichen Weltanschauung würde Religion von allein aussterben. Niemand bräuchte sie dann mehr. Da sich das im real existierenden Sozialismus und Kommunismus jedoch komplizierter gestaltete als gedacht, half man brutal nach: durch Agitation und Propaganda, Erziehungs- und Strafmaßnahmen, Diskriminierung und Liquidierung. Aus der theoretischen Religionskritik wurde ein unerbittlicher Kampf gegen alle, die nicht dem dialektischen und historischen Materialismus huldigten.

Dass aus einer solchen "Zwangsbeglückung" souveräne wie auch der Partei ergebene Persönlichkeiten erwachsen würden, glaubt inzwischen wohl niemand mehr. Letztendlich ist das Vorhaben, ein kommunistisches "Paradies auf Erden" errichten zu wollen, auch daran gescheitert, dass man den Menschen in seiner Unberechenbarkeit nicht wirklich ernstgenommen, sondern maßlos überschätzt hat. Veränderte Verhältnisse allein machen aus ihm noch nicht unbedingt ein besseres Wesen.

Nach wie vor gibt es – wovon Marx ausging – eine "bedrängte Kreatur", eine "herzlose Welt" und "geistlose Zustände", nur auf einer höheren Entwicklungsstufe. Manche der Betroffenen werden damit allein fertig, finden trotzdem Halt im Leben und gestalten es würdevoll. Andere verzweifeln oder versuchen, den äußeren Druck

und die innere Leere zu betäuben, jetzt aber mit allerlei weltlichen Drogen. Wer heutzutage jedoch mit Religionen in Kontakt kommt, wird feststellen, dass kaum eine von ihnen einschläfernd ist. Im Gegenteil! Aufgrund mancher sich missbräuchlich auf sie berufender Fanatiker gelten einige sogar als gefährliche Brandstifter. Allgemein aber steckt in fast allen Religionen eine kritische wie konstruktive Motivations- und Gestaltungskraft, kann Glaube ein wirkliches Lebenselixier sein. Wie oft haben zum Beispiel Christen schon Widerstand geleistet, wenn die Menschenwürde in Gefahr war, sich um Versöhnung und Frieden gemüht oder für eine Verbesserung der sozialen Verhältnisse eingesetzt. Und auch künftig braucht es nicht nur Mut und Elan, sondern ebenso Ideale, um die Welt nicht gleichgültig oder resigniert sich selbst zu überlassen, sondern mit dazu beizutragen, dass sie gerechter, barmherziger und liebevoller wird.

Wenn den Kirchen gerade in jüngster Zeit zunehmend vorgehalten wird, sie würden sich zu stark in die Politik einmischen und damit ihre eigentliche Aufgabe – die Seelsorge an den Einzelnen – vernachlässigen, scheint das eher dem Religionsverständnis zu entsprechen, das Marx damals kritisieren zu müssen meinte. Nein, für wache Christen und eine dem Evangelium verpflichtete Kirche gehören sowohl Glaube und Vernunft als auch zeitliches und ewiges Leben zusammen. Schließlich trägt jemand, der auf eine Zukunft hoffen darf, zugleich Verantwortung für die Gegenwart. Christlicher Glaube ist keine "weltlose Innerlichkeit". Von daher dürfte die Marx'sche Religionskritik schon lange ins Leere laufen.

Konfessionsverbindende Ehen und gemeinsame Teilnahme an der Eucharistie

Ein Zwischenruf zum Verständnis einer "Pastoralen Handreichung" für *Christ & Welt* am 25. April 2018

Nachdem sieben deutsche Bischöfe sich nach der Verabschiedung einer Handreichung über die Möglichkeit einer vollen Teilnahme evangelischer Christen in einer konfessionsverbindenden Ehe an der katholischen Eucharistiefeier durch die Deutsche Bischofskonferenz an Rom mit der Bitte um Klärung gewandt haben, wird öffentlich über manches spekuliert: Hat die Deutsche Bischofskonferenz ihre Kompetenz überschritten? Muss das nicht auf weltkirchlicher Ebene entschieden werden? Reichte dazu, dass wesentlich mehr Bischöfe zugestimmt haben, als dies nach den Statuten erforderlich ist, oder hätte Einstimmigkeit erreicht werden müssen? Handelt es sich – wovon die Orientierungshilfe ausgeht – um eine pastorale Lösung oder vergreift man sich damit an der Lehre der katholischen Kirche? Sind die meisten deutschen Bischöfe theologisch unbedarft oder die anderen in manchem theologisch zurückgeblieben? War alles nicht sehr gut vorbereitet? Ist der Versuch, auf diese Weise Rom einzubeziehen, tatsächlich ein ganz normaler Vorgang oder eher eine ungewöhnliche Intrige? Welche Motive bewegen deren Betreiber? Versteht man die katholische Kirche als ein geschlossenes Lehr- und Rechtssystem, das keinerlei pastorale Ausnahmen duldet, oder ist es nicht in manchen Einzelfällen um des Seelenheils willen sogar geboten, gelegentlich davon abzuweichen? Eine öffentliche Auseinandersetzung ist entbrannt, obwohl die betreffende Handreichung noch gar nicht erschienen und bekannt ist. Angesichts solcher Fragen und damit verbundener Meinungen erlaube ich mir als jemand, der wesentlich an dem Text mitgearbeitet hat, auf folgendes zu verweisen:

Grundlagen

Unsere Handreichung bewegt sich im Rahmen der gegenwärtigen theologischen und kirchenrechtlichen Möglichkeiten und geht zunächst vom Ökumenismusdekret des II. Vatikanischen Konzils "Unitatis redintegratio" (1964) und vom Kodex des Kanonischen Rechts (1983) aus. Wie man sich in der Frage einer Eucharistiegemeinschaft mit Christen anderer Kirchen – so heißt es im ersten Dokument (UR 8) – "konkret zu verhalten hat, soll unter Berücksichtigung aller Umstände der Zeit, des Ortes und der Personen die örtliche bischöfliche Autorität in klugem Ermessen entscheiden, soweit nicht etwas anderes von der Bischofskonferenz nach Maßgabe ihrer eigenen Statuten oder vom Hl. Stuhl bestimmt ist". Dabei seien "zwei Prinzipien maßgebend: die Bezeugung der Einheit verbietet in den meis-

ten Fällen die Gottesdienstgemeinschaft (communicatio in sacris), die Sorge um die Gnade empfiehlt sie indessen in manchen Fällen". Und in can. 844 § 4 CIC ist ausgeführt: "Wenn Todesgefahr besteht oder wenn nach dem Urteil des Diözesanbischofs bzw. der Bischofskonferenz eine andere schwere Notlage (gravis necessitas) dazu drängt, spenden katholische Spender diese Sakramente (gemeint sind Buße, Eucharistie und Krankensalbung) erlaubt auch den … nicht in der vollen Gemeinschaft mit der katholischen Kirche stehenden Christen, die einen Spender der eigenen Gemeinschaft nicht aufsuchen können und von sich aus darum bitten, sofern sie bzgl. dieser Sakramente den katholischen Glauben bekunden und in rechter Weise disponiert sind." Ähnlich äußern sich auch spätere Dokumente (wie das Ökumenische Direktorium und der Katechismus der katholischen Kirche von 1993 sowie die zwei Enzykliken von Papst Johannes Paul II. "Ut unum sind" von 1995 und "Ecclesia de Eucharistia" von 2003), wobei aber unter den Bedingungen die Erreichbarkeit eines Spenders der eigenen Gemeinschaft nicht mehr als eigenes Kriterium genannt wird. Bei konfessionsverbindenden Paaren, die gemeinsam eine Eucharistie mitfeiern, ist dies ohnehin nicht entscheidend. Außerdem wird auch die Sorge um solche Paare, die ja nicht nur durch die Taufe, sondern auch noch durch das Sakrament der Ehe verbunden sind, zum Ausdruck gebracht und die Möglichkeit einer gemeinsamen Teilnahme an der Eucharistie im Ausnahmefall in den Blick gerückt. Und schließlich spricht Papst Johannes Paul II. in "Ecclesia de Eucharistia" (45) selbst davon, dass einzelnen Personen, die nicht in der vollen Gemeinschaft mit der katholischen Kirche stehen, bei einem "schwerwiegenden geistlichen Bedürfnis" (gravis spiritualis necessitas), nämlich die Kommunion zu empfangen, entgegenzukommen ist. Man könnte eine solche Situation auch als eine "schwere geistliche Notlage" bezeichnen.

Auf diesem Hintergrund kann also eine Bischofskonferenz oder sogar ein einzelner Bischof verantwortlich darüber urteilen, was in diesem Zusammenhang außer Todesgefahr eine "andere schwere Notlage" ist, und welche Wege und Bedingungen für möglich gehalten werden, um im Einzelfall eine volle Mitfeier der Eucharistie zu eröffnen. Nichts anderes ist nun endlich geschehen. Da nicht überall auf der Welt die Bevölkerung konfessionell so gemischt ist wie in Deutschland und auch nur in wenigen Gegenden auf der Erde sich ein solches Gespür für die Herausforderungen der davon betroffenen Ehen entwickelt hat wie bei uns, erscheint es durchaus als sinnvoll und erlaubt, ja sogar als dringlich, nicht erst auf eine gesamtkirchliche Entscheidung zu warten, sondern die Initiative zu ergreifen, eine verantwortungsbewusste und angemessene Lösung vor Ort zu finden.

Verfahren

Nachdem in der französischen Diözese Straßburg bereits seit 1972 für konfessionsverbindende Paare Möglichkeiten aufgezeigt wurden, gemeinsam die Kommunion zu empfangen, versuchten verschiedene Bischofskonferenzen dann vor ca. 20 Jahren, can. 844 § 4 CIC anzuwenden: so z.B. 1998 die von England und Wales, Irland und Schottland, 1999 die von Kanada und 2000 die von Südafrika. Die kanadische Bischofskonferenz musste ihre Empfehlung zur Inkraftsetzung durch einzelne Bistümer auf Intervention der Glaubenskongregation 2003 zwar wieder zurückziehen, einzelne Bistümer setzten die Empfehlung aber dennoch um (Calgary 2003 und Saskatoon 2007). Dabei ging es um kasuistische Reglungen: Zu bestimmten Anlässen wie der eigenen Trauung oder der Erstkommunion der eigenen Kinder sah man den Kommunionempfang des evangelischen bzw. anglikanischen Ehepartners für erlaubt an, ansonsten aber nicht. Eine solche Möglichkeit

hielten die deutschen Bischöfe jedoch bereits vor über 15 Jahren, als sie sich schon einmal intensiv mit dieser Problematik auseinandersetzten, nicht für überzeugend und vermittelbar. Klar war für sie auch, dass nicht jede konfessionsverschiedene Ehe generell als "schwere Notlage" angesehen werden kann. Zudem verwies Kardinal Joachim Meisner damals darauf, dass Rom in allernächster Zeit noch genauer definieren würde, was unter "gravis necessitas" zu verstehen sei. Eine solche Definition aber kam bis heute nicht. Damit war jedoch das Bemühen um eine hilfreiche Lösung in der Frage des Kommunionempfangs für konfessionsverbindende Ehepartner erst einmal wieder ausgebremst.

Anregungen, darüber neu nachzudenken, brachten manche Äußerungen von Papst Johannes Paul II., die Bischofssynoden von 2014 und 2015 sowie das Nachsynodale Apostolische Schreiben "Amoris laetitia" und die wiederholten Ermunterungen von Papst Franziskus, die Gewissen zu bilden und wichtige Entscheidungen im Gespräch mit Christus zu treffen. Hinzu kam, dass bei den ökumenischen Versöhnungsgottesdiensten anlässlich des 500. Reformationsgedenkens in Lund und Hildesheim gerade die Kommunionfrage in konfessionsverbindenden Ehen als ein brennendes Problem angesprochen wurde. Aufgrund all dessen hat die Ökumenekommission einen Textentwurf mit einer Lösungsmöglichkeit erarbeitet, der der Vollversammlung der deutschen Bischöfe im Frühjahr 2017 vorlag. Nach einer ernsthaften und ausführlichen Diskussion wurde die Ökumenekommission beauftragt, unter Einbeziehung der Glaubenskommission daran weiterzuarbeiten. Um dem in gebührender Weise gerecht zu werden und noch andere Theologen mitdenken zu lassen, war es dann erst bei der Vollversammlung im Frühjahr 2018 wieder möglich, eine entsprechende Überarbeitung mit der Hoffnung auf Verabschiedung einzubringen. Wieder kam es zu einer langen und engagierten Diskussion, bei der die Kritiker jedoch nichts Neues vorbrachten. Dabei hatte man den Eindruck, dass nicht die mühevolle Suche nach einer verantwortbaren seelsorglichen Lösung für Einzelne ihr Interesse bestimmte, sondern die grundsätzliche Befürchtung, damit nicht mehr wahrhaft katholisch zu sein, und das Bestreben, darum auch jede nur geringfügige Veränderung abwehren zu müssen. Manche scheinen immer noch einem vorkonziliaren Kirchenbild verhaftet zu sein und die katholischen Prinzipien des Ökumenismus wenig verinnerlicht zu haben. Vielleicht berührt sie – biographisch oder regional bedingt – die besondere Herausforderung konfessionsverschiedener Ehen auch nicht wirklich existentiell. Zum Schluss stimmten erfreulicherweise mehr als drei Viertel der anwesenden Bischöfe der vorliegenden Version grundsätzlich zu. Um noch kleinere Modifikationen einbringen zu können, wurde eine Frist bis zum 15. März vereinbart. Dann sollten – so die Absprache – der Vorsitzende der Bischofskonferenz sowie die Vorsitzenden der Ökumene- und der Glaubenskommission den Text endgültig feststellen. Ihn vor einer Veröffentlichung nach Rom zu schicken, meinten zwar einige, wurde aber von der Mehrheit nicht als notwendig erachtet.

Angesichts des enormen Vorlaufs von zwanzig Jahren sowie der vielfältigen und intensiven Auseinandersetzungen mit dem Entwurf in der jüngsten Zeit kann von einer Blitz- oder Überrumplungsaktion und mangelhafter Vorbereitung nicht die Rede sein.

Gattung

Bei dem erarbeiteten Dokument handelt es sich um eine "Pastorale Handreichung" bzw. Orientierungshilfe und um keinen Lehrtext. Wie auch kompetente Kirchenrechtler bescheinigt haben, ist darin "eine Inanspruchnahme eigener Lehrautorität durch die Deutsche Bischofskonferenz … weder erkennbar noch vonnöten". Man bleibe – so heißt es auch – sogar unterhalb des rechtlich Möglichen. Darum reiche zur Verabschiedung auch eine Zwei-Drittel-Mehrheit, während bei einer eventuellen Abweichung von der bisherigen Lehre Einstimmigkeit und Rückbindung an Rom erforderlich wären. Mit dem Text wird keine generelle Zulassung oder offene Einladung zum Kommunionempfang ausgesprochen; er enthält auch keine Äußerung zur sogenannten Interkommunion oder über das evangelische Abendmahlsverständnis. Geboten wird vielmehr eine Hilfestellung vor allem für Seelsorger, konfessionsverbindende Eheleute in ihrer konkreten Situation bei der persönlichen Gewissensentscheidung zu begleiten, nicht aber, ihnen diese abzunehmen. Dazu gehört auch eine tiefgründige Katechese über den eucharistischen Glauben der katholischen Kirche, die viele Katholiken selbst zum Nachdenken darüber bringen könnte, ja müsste, was sie da eigentlich immer wieder feiern und empfangen, ohne sich dessen oftmals tatsächlich bewusst zu sein. Was von den einzelnen evangelischen Christen bei einem möglichen Kommunionempfang im Ausnahmefall als Voraussetzung erwartet wird – eine Bejahung des katholischen Eucharistieglaubens – ist inzwischen bei manchen Katholiken gar nicht mehr selbstverständlich anzunehmen. Wer eine Banalisierung des "Allerheiligsten" befürchtet oder verhindern möchte, sollte zunächst einmal selbstkritisch in die eigenen Reihen schauen.

Kürzlich wurde ich in einem Interview gefragt: "Sie haben als Ökumene-Bischof im Zuge des Reformationsgedenkens einen neuen Schwung im Miteinander der Kirchen konstatiert. Und doch geht es nur sehr mühsam voran, etwa im Blick auf die Zulassung konfessionsverbindender Paare zur Kommunion durch die deutschen Bischöfe. Warum vertrauen die Bischöfe nicht stärker auf den in allem größeren Gott?" Und meine Antwort lautete: "Wer hierbei einfache Lösungen propagiert, ignoriert, dass auch die zwischenkirchliche Wirklichkeit komplex und kompliziert ist. Stärker auf Gott zu vertrauen, ist sicher erstrebenswert und förderlich, versöhnt aber noch nicht unbedingt sofort sehr unterschiedliche Auffassungen. Vieles braucht leider seine Zeit und ist auf Herz und Verstand angewiesen." Wie wahr das ist, hat sich in den letzten Tagen wieder einmal deutlich gezeigt. Manchmal aber ist das Maß voll und die Zeit reif, darf man eine Lösung nicht noch weiter hinauszögern, muss – selbst wenn einige immer noch im Widerspruch verharren – eine gut begründete Entscheidung fallen. Dies ist jetzt geschehen. Eine einfache Lösung bietet die erarbeitete Handreichung nicht, aber eine, die im Einklang mit der Lehre der katholischen Kirche steht und Menschen helfen kann, die Freude am Glauben und an der Feier der Eucharistie zu vertiefen, die ökumenischen Beziehungen zu fördern und das Band der Ehe zu stärken. Eine solche Chance zu vertun, wäre makaber und beschämend.

Nachruf auf eine unsägliche Entwicklung

vom 6. Juni 2018

Völlig unverständlich ist mir, wie es am 3. Mai 2018 aus Rom noch heißen konnte, die deutschen Bischöfe sollen in der Kommunionfrage für evangelische Christen aus konfessionsverbindenden Ehen "eine möglichst einmütige Regelung" finden, und dieser Auftrag jetzt – einen Monat später – offensichtlich durch Papst Franziskus selbst wieder rückgängig gemacht wurde. Die Enttäuschung ist bei vielen groß, der Schaden noch nicht abzusehen. Wunden sind neu aufgebrochen. Verbitterung und Resignation machen sich breit. Während die einen bis gestern darüber nachdachten, wie man zu einer größeren Einmütigkeit kommen könne, haben andere stattdessen immer wieder die Öffentlichkeit genutzt und Behauptungen aufgestellt, die den Inhalt und Charakter der erarbeiteten Orientierungshilfe in einem falschen Licht erscheinen lassen. Sich selbst ein sachgerechtes Bild zu machen, blieb den meisten Interessenten jedoch verwehrt, da der Text bis zum heutigen Tag nicht erscheinen durfte. Bestimmten Journalisten scheint er aber doch interessengeleitet zugespielt worden zu sein.

Vielleicht war die pastorale Handreichung, der mehr als dreiviertel der deutschen Bischöfe zugestimmt haben, der letzte Versuch, in dieser Frage überhaupt noch eine gewisse Ordnung zu erzielen. Möglicherweise hat der massive Widerstand dagegen erst so richtig offenbar werden lassen, dass eigentlich viele der Betroffenen schon längst das ganz selbstverständlich praktizieren, was der Würzburger Synode bereits vor 42 Jahren in einer Bitte an die Bischöfe um Klärung vor Augen stand und nunmehr hätte empfohlen werden sollen: im Einzelfall unter besonderen Umständen nach geistlicher Beratung und individueller Gewissensentscheidung die Kommunion zu empfangen. Mit dieser pastoralen Praxis kann selbst Kardinal Woelki – wie mehrfach von ihm zu hören war – leben, kämpft aber – für mich nicht nachvollziehbar – dagegen, diese Möglichkeit ins Wort zu heben. Redlicher wäre es auf jeden Fall, als gewissermaßen in einer Doppelmoral zu verbleiben: höchste Ansprüche für einen Kommunionempfang zu erheben oder dessen Unmöglichkeit zu behaupten, zugleich aber von unzähligen Ausnahmen zu wissen und diese ohne weiteres zu tolerieren. Da die Bischöfe über Jahrzehnte nicht in der Lage waren oder – wie auch jetzt wieder – ausgebremst wurden, hilfreiche und verantwortbare Lösungen zu finden, hat sich offenbar ein Paradig-

menwechsel vollzogen, scheint die Zeit, wo man noch Regeln verstanden und beachtet hat, vorbei zu sein, sind viele nicht mehr gewillt, sich danach zu verhalten, sondern suchen sich ihre eigenen Lösungen. Dazu aber brauchte man statt Verboten eher Leitsätze, Empfehlungen und Orientierungshilfen, die Wege aufzeigen und Gewissen bilden. Wenn das jedoch verhindert wird, bleibt nur noch die Ermunterung von Papst Franziskus in diesem Zusammenhang übrig: "Sprecht mit dem Herrn und geht weiter!"

Ein ähnlicher Konflikt mit der Begründung, es würde sich um ein Thema handeln, "das den Glauben der Kirche berührt und von weltkirchlicher Relevanz ist", hätte sich auch beim Wort der deutschen Bischöfe zur Ehe- und Familienpastoral mit den Äußerungen über den möglichen Sakramentenempfang einzelner Personen, die nach einer Scheidung wieder geheiratet haben, entzünden können, ist aber in diesem Zusammenhang erstaunlicherweise ausgeblieben. Wieso ist es jedoch dann hinsichtlich der Konfessionsverschiedenheit zur Eskalation gekommen? Offensichtlich sind die katholischen Prinzipien des Ökumenismus mit ihrem inklusivistischen Kirchenverständnis und der Überzeugung von einer gestuften Kirchenzugehörigkeit auch 50 Jahre nach dem II. Vatikanischen Konzil manchen immer noch fremd. Hinzu kommt, dass vielfach die einzelnen Christen aus einer anderen Kirche als "pars pro toto" betrachtet werden und ihnen alles angelastet wird, was man gegen ihre Kirche vorzubringen weiß. Bei einem solchen Schwarz-Weiß-Denken kann es dann auch keine individuellen Lösungen geben. Außerdem werden auf einmal Bedingungen zum Sakramentenempfang erhoben, die man gegenüber den eigenen Gläubigen gar nicht mehr durchzusetzen vermag. Schließlich ist aber auch davon auszugehen, dass in dieser innerkatholischen Auseinandersetzung nicht allein Glaubens- oder Denkwelten aufeinanderstoßen, sondern auch handfeste Interessen und unschöne Methoden im Spiel sind. Opfer von alledem aber sind die betroffenen konfessionsverbindenden Ehen und Familien. Ihnen gilt meine besondere Verbundenheit:

Lassen Sie sich nicht entmutigen! Bewahren Sie sich Ihre Liebe und Treue! Vertrauen Sie der Barmherzigkeit Gottes und gehen Sie den Weg, den Christus Ihnen weist!

"Das Kirchenbild mancher Kritiker erinnert mich an die DDR"

Im Interview mit Daniel Deckers für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 25. Juni 2018

Bischof Feige, die Deutsche Bischofskonferenz hat Ende Februar mit Dreiviertelmehrheit eine "Orientierungshilfe" über die Teilnahme nichtkatholischer Ehepartner am Abendmahl gutgeheißen. Papst Franziskus hat diesen Text vor kurzem als "nicht veröffentlichungsreif" bezeichnet. Was ist da passiert?

Das würde ich auch gerne wissen. Als ich zusammen mit anderen Vertretern der Bischofskonferenz am 3. Mai in Rom war, haben Mitglieder der Kurie einige Anfragen an unseren Text vorgetragen. Am Ende des Gesprächs hieß es in einer mit beiden Seiten abgestimmten Erklärung, dass wir diese Fragen gemeinschaftlich auf deutscher Ebene klären sollten, und zwar einmütig. Was nicht dasselbe ist wie einstimmig. Damit war auch entschieden, dass Rom dieses Thema nicht an sich ziehen würde, wie es sieben Ortsbischöfe aus Deutschland unter Führung des Kölner Erzbischofs Kardinal Woelki gewünscht hatten. Die Antwort war klar: Wir sollten und könnten das unter uns regeln.

Worin bestanden diese Anfragen?

Es ging in die Richtung, dass das Votum der Mehrheit Fragen des Glaubens berühre, in anderen Ortskirchen nicht gutgeheißen werde und das Verhältnis zu anderen Kirchen belasten könnte, etwa zu den orthodoxen. Aber es gab keine Auflagen, dass wir uns diese Bedenken zu eigen machen müssten.

Im Licht der päpstlichen Intervention erscheint es so, als seien die jetzt öffentlich formulierten Anfragen schon während der Erarbeitung und der Diskussion über die "Orientierungshilfe" nicht ausreichend bedacht worden. Soll das heißen, die deutschen Bischöfe hätten schlampig gearbeitet und leichtfertig gehandelt?

Wir haben über alle diese Aspekte intensiv diskutiert und mehrere theologische und kirchenrechtliche Gutachten eingeholt. Danach war für die große Mehrheit der Bischöfe klar, dass wir uns innerhalb dessen bewegen, was ekklesiologisch und kirchenrechtlich möglich ist. Natürlich geht es in dieser seelsorgerlichen Orientierungshilfe um Fragen des Glaubens. Aber wir verfälschen ihn nicht, son-

dern beziehen uns nur auf das, was bereits lehramtlich formuliert ist.

Das scheint der Papst anders zu sehen. Laut einem Schreiben des Präfekten der Kongregation für die Glaubenslehre treibt den Papst jetzt die Sorge um, dass ein nationaler Alleingang negative Auswirkungen auf die Weltkirche und die Ökumene haben könnten. Woher dieser Sinneswandel?

Das wüsste ich auch gerne. Ob und wie stark andere Bischofskonferenzen Kritik geäußert haben, weiß derzeit nur Rom alleine. Vielleicht handelt es sich ja auch um eine Art Stellvertreterkrieg. Man prügelt auf die deutschen Bischöfe ein und meint den Papst, der sich erst einmal schützen will. Dabei gibt es mehrere, vor allem westliche Länder, in denen sich vergleichbare Fragen stellen. Etwa in der Schweiz, in England, in den Vereinigten Staaten oder auch in Kanada. Aber kaum anderswo ist der Anteil der konfessionsverschiedenen Ehepaare mit etwa 40 Prozent so groß wie in Deutschland. Sollen wir davor etwa die Augen verschließen?

Die ersten Bitten, der Vatikan möge in Sachen konfessionsverschiedene Ehepaare zu einer Klärung auf weltkirchlicher Ebene beitragen, gehen auf die Zeit der Würzburger Synode (1972-1975) zurück. Seither ist nichts geschehen. Jetzt wird das Gespenst eines nationalen Alleingangs der Deutschen beschworen. Wie passt das zusammen?

Die Weichen sind durch das II. Vatikanische Konzil gestellt worden, später auch durch das neue Kirchenrecht aus dem Jahr 1983. Danach kam es an verschiedenen Orten zu unterschiedlichen Konkretisierungen. So haben z.B. die englische, die kanadische und die südafrikanische Bischofkonferenz kasuistisch entschieden, also festgelegt, an welchen Tagen oder bei welchem Anlass ein Nichtkatholik, so er denn möchte, die Eucharistie empfangen kann. Etwa an Weihnachten und Ostern oder bei bei der eigenen Trauung, einer Taufe in der eigenen Familie oder einer Totenmesse für einen nahen Angehörigen, sonst aber nicht. Dieses Rechtsdenken hat uns nicht überzeugt, und es ließe sich in Deutschland wohl auch nicht vermitteln.

Was haben die Bischöfe in Deutschland seinerzeit gemacht?

Wir haben uns von 2000 bis 2004 schon einmal mit der Materie beschäftigt, damals war Bischof Lehmann Vorsitzender der Bischofskonferenz und der Würzburger Bischof Scheele Vorsitzender der Ökumene-Kommission. Wir sind aber zu keinem Ergebnis gekommen, sondern schließlich ausgebremst worden. Begründung: Rom werde bald klären, was unter "gravis necessitas" zu verstehen ist. Diese Definition einer "schwerwiegenden Notlage", wie sie das Kirchenrecht zur Voraussetzung des Kommunionsempfangs von Nichtkatholiken macht, ist aber 14 Jahre nicht gekommen.

Wie muss man sich eine Konstellation ausmalen, in der eine nationale, in diesem Fall den deutschen Bedingungen angemessene Lösung, die Weltkirche erschüttern soll?

Als die anderen Bischofskonferenzen ihre Regeln zum Kommunionempfang nicht-katholischer Ehepartner vorlegten, hat uns das nicht negativ berührt. Warum auch. Sie bewegten sich im Rahmen des ekklesiologisch und

kirchenrechtlich Möglichen. Warum wir jetzt unsere Kompetenzen überschritten haben sollten, will sich mir nicht erschließen. Den Ständigen Diakonat, den das II. Vatikanische Konzil ermöglicht hat, gibt es doch auch nur in einer Handvoll Ortskirchen, ohne dass sich die anderen daran stören. Allerdings scheint es immer wieder ein probates Mittel zu sein, die "Weltkirchenkeule" einzusetzen, wenn man Veränderungsbemühungen am Ort verhindern will.

Als weitere Voraussetzung für die Teilnahme von Nichtkatholiken am Abendmahl sieht das Kirchenrecht vor, dass ein Vertreter der eigenen Kirche oder kirchlichen Gemeinschaft nicht erreichbar sei. Diese Fallgestaltung kann ja für evangelische Christen in Deutschland praktisch ausgeschlossen gelten.

Diese Bestimmung aus dem Jahr 1983 ist in späteren Dokumenten nicht mehr aufgegriffen worden. Auch aus römischer Sicht ist die Zeit darüber hinweggegangen. Mehr noch: Papst Johannes Paul II. hat sich sogar in weiterführender Weise geäußert und von einer schwerwiegenden "geistlichen" necessitas gesprochen. Diesen Begriff kann man unterschiedlich übersetzen, eben nicht nur als "Notlage", sondern auch als "Bedürfnis". All das hat uns ermutigt, die Orientierungshilfe zu erarbeiten. Zu behaupten, wir hätten überstürzt gehandelt und etwas übers Knie gebrochen, ist absurd.

Was ist denn Ihre Lösung im Gegensatz zu einer einzelfallbezogenen Erlaubnis, die Eucharistie zu empfangen?

Wir behaupten keinesfalls, wie in Unkenntnis der noch nicht veröffentlichten Orientierungshilfe von manchen behauptet wird, dass jede konfessionsverschiedene Ehe als solche den Tatbestand eines "schwerwiegenden geistlichen Bedürfnisses" erfüllt oder hervorbringt. Der Einzelne ist gefragt, wofür Papst Franziskus den Weg der geistlichen Entscheidungsfindung gewiesen hat.

Sind Sie sicher, dass Papst Franziskus so verstanden werden will?

Als sich der Papst vor zwei Jahren während eines Besuchs in der evangelischen Gemeinde in Rom in diesem Sinn gegenüber einem konfessionsverschiedenen Ehepaar geäußert hat, hieß es zunächst, das sei eine typische spontane Äußerung. Im Rahmen des sogenannten Adlimina-Besuchs der deutschen Bischöfe in Rom habe ich den Papst eine Woche später direkt gefragt, wie seine Worte zu verstehen seien. Daraufhin hat er fast wortwörtlich das wiederholt, was er in der Christuskirche gesagt hatte: "Generell kann ich nichts verändern, aber sprecht mit dem Herrn, und geht weiter." Wir haben den Papst in unserer Handreichung nur bei seinem Wort genommen.

Eine Minderheit der deutschen Bischöfe glaubt, den Papst anders verstehen zu müssen oder zu sollen und führt gegen die Orientierungshilfe das Argument ins Feld, Ausnahmen sollten zur Regel gemacht oder mindestens Regeln für Ausnahmen aufgestellt werden. Wer versteht den Papst – wenn überhaupt – besser?

In der Orientierungshilfe geht es nicht um Regeln und um Ausnahmen, sondern um Kriterien für eine Gewissensentscheidung Einzelner. Was daran falsch sein soll, erschließt sich mir nicht. Eine Gewissensentscheidung ist ja kein bloßes Meinen, sondern das Ergebnis einer umfassenden Abwägung aller wesentlichen Gründe und Gegengründe. So ist jedenfalls die traditionelle Lehre der "conscientia informata".

Wen wollen Sie denn von diesem Weg überzeugen, wenn schon fast ein Drittel der Ortsbischöfe in Deutschland nicht überzeugt sind?

Viele konfessionsverschiedene Ehepaare haben sich bereits enttäuscht von der katholischen Kirche abgewandt. Andere praktizieren die gemeinsame Kommunion schon lange, andere trauen sich nicht oder haben ein schlechtes Gewissen. Vor allem an sie und ihre Seelsorger richtet sich die Orientierungshilfe.

Adressat der einschlägigen Bestimmung des Kirchenrechts sind nicht konfessionsverschiedene Ehepaare, sondern alle Nichtkatholiken, die die Eucharistie empfangen möchten. Warum diese Engführung?

Wenn es jetzt von den Kritikern heißt, es bräuchte Lösungen für alle Nichtkatholiken, nicht nur für konfessionsverschiedene Ehepartner, dann ist das in der Sache nicht falsch. Falsch ist nur, jetzt ein Maximum einzufordern und damit das Minimum zu verhindern, das jetzt schon möglich wäre. Außerdem sind konfessionsverschiedene Ehepaare nicht nur durch das Sakrament der Taufe miteinander verbunden, sondern auch durch das Sakrament der Ehe. Insofern liegt hier eine besondere Konstellation vor. Johannes Paul II. hat in diesem Zusammenhang einmal von einer "Hauskirche" (velut ecclesiola) gesprochen. Da steht irgendwann auch einmal die Frage der gemeinsamen Eucharistie an. Was zudem ein Argument war, sind die Kinder und das Schicksal der Ehe. Die unterschiedliche Konfession der Eltern kann in solchen Fällen nicht nur eine Bereicherung sein, sondern auch eine Belastung.

Auch die Kritiker der Orientierungshilfe streiten nicht ab, dass nichtkatholische Christen längst zurecht die Eucharistie empfangen und niemand an der Kommunionbank zurückgewiesen darf. Worüber dann der ganze Streit?

Mich haben diese Äußerungen in ihrer Offenheit sehr überrascht und im Blick auf die Betroffenen auch erleichtert. Aber deswegen ist die Orientierungshilfe nicht überflüssig. Im Westen mögen evangelische Christen fast flächendeckend zur Kommunion gehen und die Pfarrer damit gut umgehen können. Im Osten ist das nach meiner Erfahrung nicht so verbreitet. Vielleicht sind wir hier ein wenig zurückgeblieben.

Alles in allem erwecken solche Äußerungen den Anschein, als seien sich beide Gruppen von persönlichen Ressentiments abgesehen näher, als sie sich manchmal geben. Täuscht dieser Eindruck?

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass die unterschiedlichen Sichtweisen Ausdruck eines unterschiedlichen Kirchenbildes sind. Das hat auch mit Macht zu tun.

Mit Macht?

Einige wollen um jeden Preis ein System aufrechterhalten, in dem das Lehramt beziehungsweise die Bischöfe die Regeln aufstellen. Abweichungen werden entweder geduldet, solange sie das System nicht in Frage stellen, oder sollen als Gnadenakt wahrgenommen werden. Wir hingegen setzen letztlich auf einen geistlichen Weg und die Gewissensentscheidung des Einzelnen. Da wird Macht abgegeben. Das wollen wohl manche nicht, vielleicht, weil sie einem vorkonziliaren Kirchenbild verhaftet sind.

Ein harter Vorwurf. Was soll bitte ihre Mitbischöfe in Köln, Görlitz oder Regensburg mit der schismatischen Pius-Bruderschaft verbinden?

Das Denkmuster: Kirche als geschlossenes System, in dem klar ist, wer dazu gehören darf und wer nicht. Aufgrund meiner DDR-Erfahrungen weiß ich, was eine Ideologie ist, die alles ordnen und regeln will und dabei jedes Abweichlertum unterdrücken und aus der Gemeinschaft ausschließen muss. Ähnlich exklusivistisch wurde von einigen auch schon über die Katholiken diskutiert, die nach dem Scheitern ihrer Ehe nochmals geheiratet haben. Signifikant für ein solches Kirchenbild ist auch die Bedeutung von Formeln wie "Keine Eucharistiegemeinschaft ohne Kirchengemeinschaft". Der Satz stimmt, aber er stimmt auch wieder nicht.

Warum sollte dieser altkirchliche Satz nicht stimmen?

Ins Feld geführt wird nur das, was zu der eigenen Wahrheit passt. So heißt es im Ökumenismus-Dekret des II. Vatikanischen Konzil: "Die Bezeugung der Einheit verbietet in den meisten Fällen die Gottesdienstgemeinschaft, die Sorge um die Gnade empfiehlt sie indessen in manchen Fällen." Der zweite Teil des Satzes fällt nicht selten unter den Tisch.

Was erinnert Sie daran an die DDR?

In meiner Jugend habe ich gegenüber dem Staat mit seiner totalitären Ideologie die Kirche als eine Gemeinschaft erfahren, der es zutiefst um die Freiheit und Würde des Menschen geht. Jetzt entdecke ich bei einigen ihrer Vertreter doch auch recht ideologische Züge. Daher muss man sich nicht darüber wundern, wenn es in der Kirche insgesamt inzwischen immer mehr knirscht. Mich selbst ermutigen die vielen Reaktionen, die ich aus dem In- und Ausland erhalten habe, nicht aufzugeben. So viel und so differenzierten Zuspruch habe ich noch nie bekommen.

Wie wollen Sie aus diesem Schlamassel herauskommen?

Ich habe immer gesagt, dass man in vielen Fragen einen langen Atem braucht. Aber wenn jetzt das kleinste Bißchen verhindert werden soll, dann stellen sich schon grundsätzliche Fragen. Vielleicht war die Orientierungshilfe der letzte Versuch, auf diesem Gebiet noch irgendetwas ordnen zu wollen. Welchen Sinn sollen Regeln haben, die nicht mehr verstanden und erst recht nicht mehr akzeptiert werden? Mit Verboten ist nichts mehr zu holen. Es braucht wohlüberlegte Orientierungshilfen und Angebote, um die Gewissen zu bilden und Menschen auf ihrem Glaubensweg zu begleiten.

Außer Thesen nichts gewesen?[1]

Ein katholischer "Nachschlag" zu 2017

"Werden wir – evangelische und katholische Christen – uns nach dem Reformationsjubiläum 2017 näher oder ferner sein?" Das war meine Frage am Anfang der Lutherdekade 2008. Inzwischen ist alles schon wieder vorbei, wird von vielen Bilanz gezogen – und das recht unterschiedlich. Einerseits sind von den entscheidenden Verantwortungsträgern und Veranstaltern überwiegend sehr positive Würdigungen zu hören, andererseits ist bei verschiedenen Kritikern von Ernüchterung und Enttäuschung die Rede, sieht man die jeweiligen Erwartungen nicht erfüllt, werden Vorwürfe erhoben und Versäumnisse unterstellt, sei – wie es heißt – eine große Chance "vergeigt" worden. Fast im Stile der Polemik des 16. Jahrhunderts wird sogar von "aufgepumpter Stimmungsblase", "theologischer Geisterfahrt" und "besserwisserischer Ignoranz" gesprochen, oder von einem "Verrat an der evangelischen Sache". Insgesamt hätte alles – wie man meint – erfolgreicher oder fruchtbringender angegangen werden müssen. So wird z.B. darüber geklagt, dass "Kirchenfunktionäre", um ihre strategischen Vorstellungen durchsetzen zu können, die akademische Theologie weitgehend ausgeschlossen hätten (Thomas Kaufmann). Andere stellen angesichts mancher Veranstaltungsformen die Frage, ob Reformation nur noch ein "bildungsbürgerliches Überbleibsel … für tourismusmagnetische Wohlfühloasen" sei (Johannes Röser). Konträr dazu hätten sich einige aus dem Bereich der Kultur eine stärkere Annäherung an die Zivilgesellschaft und statt religiöser Fragestellungen lebensnähere Themen gewünscht. (Olaf Zimmermann). Aufsehen hat auch ein Memorandum mit der Losung "Wider die Selbsttäuschung" erregt, das in der Vorbereitung auf das Reformationsgedenkjahr und in seiner Gestaltung eine offenere Auseinandersetzung mit der andauernden Krise der Kirche – vor allem im Stammland Luthers – und der Notwendigkeit tiefgreifender Reformen für angemessener gehalten hätte (Friedrich Schorlemmer und Christian Wolff). Die Befürchtung, dass 2017 – so eine weitere Stimme – im Blick auf die evangelisch-katholischen Beziehungen lediglich mit einigen "schönen Worten und ein paar berührenden Gesten" zu Ende gehen könne, habe sich bereits erfüllt (Joachim Frank). Einige meinen auch, ökumenisch ehrlich abrechnen zu müssen, was zumindest den Eindruck erweckt,

1 Titel einer Broschüre von Jan Klein und einer Sendung des MDR vom 9. Oktober 2017.

dass die anderen, die sich um ökumenische Annäherung gemüht haben, unehrlich oder wenigstens zu harmoniebedürftig seien. Zweifellos geht es dabei nicht nur darum, hehre Meinungen in einen geistigen Austausch treten zu lassen, spielen vielmehr auch nichttheologische Faktoren eine wesentliche Rolle: persönliche Prägungen und Erfahrungen, gesellschaftliche Zusammenhänge und Befindlichkeiten, untergründige oder offensichtliche Ängste und Interessen. Manche Vertreter meiner Kirche scheinen auch immer noch einem "identitären Kirchenbild" verhaftet zu sein. Statt sich an den katholischen Prinzipien des Ökumenismus zu orientieren und sich verantwortungsvoll und leidenschaftlich um weitere Schritte auf dem Weg zur Einheit zu bemühen, erwecken sie den Eindruck, sich wie in einem "konfessionalistischen Hamsterrad" abzustrampeln und immer nur nach Argumenten zu suchen, weswegen die Trennung auf jeden Fall zu erhalten ist. Ähnliche Verhärtungen gibt es aber auch in anderen Kirchen.

Schönredner

Auf diesem Hintergrund muss jemand, der die katholisch-evangelischen Entwicklungen im Zusammenhang mit dem 500. Reformationsgedenkjahr als einen bedeutsamen Fortschritt bezeichnet, manchen bestimmt als Schönredner oder Illusionist erscheinen. Demgegenüber nehme ich für mich und viele andere Katholiken jedoch in Anspruch, seit Beginn der Vorbereitungen auf 2017 bemüht gewesen zu sein, damit "intellektuell redlich" und "emotional herzlich" umzugehen. "Was soll da eigentlich gefeiert werden?", war dabei die Ausgangsfrage. Die Kirchenspaltung könne es ja wohl nicht sein. Und auch die Reformation als "Geburtsstunde der Freiheit" und "Morgenröte der Moderne" zu preisen, halte differenzierter Betrachtung nicht stand. Angesichts der schon bald zu hörenden Einladung an die Katholiken mitzufeiern, interessierte uns natürlich auch, welchen Charakter die Feiern annehmen würden und worin für uns ein inhaltlicher Zugang bestehen könne. Meine "Katholischen Thesen zum Reformationsgedenken 2017", veröffentlicht am 31. Oktober 2012, sowie die Zwischenbilanz "Versachlichung – Versöhnung – Verständigung" aus dem Jahre 2014, die Erörterung "Auf der Zielgeraden zu 2017. Christusfest – nichtssagende Floskel oder wirkliches Programm?" von 2016 und die Bestandsaufnahme "Von der Lutherdekade zum 500. Reformationsgedenken. Ein ökumenischer Lernprozess mit Perspektive?" am Beginn des Jahres 2017 sind einige Beispiele für dieses zugleich kritische wie konstruktive Ringen der katholischen Seite um überzeugende Antworten. Letztendlich war zwischen evangelischer und katholischer Kirche in Deutschland dann geklärt: Das Jubiläum solle kein "deutsch-tümelndes Lutherheldengedenken" (Margot Käßmann) und keine "protestantische Selbstbeweihräucherung" (Heinrich Bedford-Strohm) werden, sondern ein "Christusfest". Darum sei es Luther vor allem gegangen: das Evangelium besser zu verstehen, den Glauben existentieller zu leben und seine ganze Hoffnung und Zuversicht auf Christus zu setzen. Darum aber müsse es uns – evangelischen wie katholischen Christen – auch heute gehen. Nur so könnte es überhaupt erst möglich werden, dass sich andere durch unsere Überzeugung und Lebensweise ansprechen oder sogar begeistern lassen. Mit dieser Perspektive war für viele Christen ein Zugang gefunden worden, gemeinsamer in das Reformationsgedenkjahr hineinzugehen.

Nicht alles jedoch, was seitdem geschehen ist, hat dies widergespiegelt. Zu viele und verschiedene Akteure und Interessen waren im Spiel. Jahrelang "lutherte es" besonders in Deutschland gewaltig, wurde über den Reformator vielfältig geforscht, geschrieben und debattiert, hat man seine Wirkungsstätten auf Hochglanz gebracht, vermittelten Ausstellungen und Konzerte die Zeitumstände



v.l.: Ratsvorsitzender der EKD Heinrich Bedford-Strohm, Vorsitzender der DBK Kardinal Reinhard Marx und Bischof Gerhard Feige in Jerusalem 2016;
Bildrechte: Katholische Nachrichtenagentur (KNA)

und Auswirkungen der Reformation, rang man um deren Bedeutung für die Gegenwart, folgten Touristen und Pilger Luthers Spuren, trieb seine Vermarktung aber auch kuriose Blüten. Darüber hinaus entbrannte zeitweise ein regelrechter "Kampf um die Deutungshoheit" (Johanna Rahner). Kam es erfreulicherweise im Laufe der Zeit auch zu immer mehr ökumenischen Berührungspunkten und Gemeinsamkeiten, blieb vieles doch nach wie vor recht evangelisch profiliert und konfessionell eng geführt. Gerade im Osten Deutschlands – im ursprünglichen Land Luthers – hat man in den Medien und der weiteren außerkirchlichen Öffentlichkeit nur wenig zur Kenntnis genommen, dass 2017 nicht nur die evangelische Kirche und die inzwischen größtenteils säkulare Bevölkerungsmehrheit betreffen könnte, sondern auch die katholischen Christen und deren Verhältnis dazu. Offensichtlich passte das Thema "Ökumene" nicht so richtig in den kulturellen und gesellschaftlichen Mainstream. Auch beim Evangelischen Kirchentag in Berlin konnte man angesichts der mehr politisch ausgerichteten Veranstaltungen nicht den Eindruck gewinnen, es ginge vor allem um ein Christusfest mit deutlich – im Sinne zwischenkirchlicher und ge-

samtchristlicher Beziehungen zu verstehendem – ökumenischem Interesse. Zudem lässt sich immer wieder – im konfessionellen wie im ökumenischen Kontext – beobachten, dass populistische Argumentationsweisen nicht nur ein Phänomen weltlich gesinnter Menschen sind. Wenn da manchmal zu hören ist, "eine Einheitskirche wäre so langweilig wie eine Einheitspartei", fragt man sich, was dieser Popanz eigentlich soll. Zum einen ist das schon lange nicht mehr die Wunschvorstellung der katholischen Kirche, zum anderen spricht das Neue Testament nicht nur von der Vielfalt, sondern noch schwerwiegender von der Einheit. Wie diese aufzufassen und zu gestalten ist, darüber gilt es also sich zu verständigen, nicht aber sie zu bespötteln. Auch wenn manche bei jeder Unterschiedenheit in ethischen Fragen sofort auf die Barrikaden gehen und die ganze Ökumene in Frage stellen, lässt das auf ein ziemlich krasses Schwarz-Weiß-Denken schließen. Selbstverständlich kann nicht alles einfach hingenommen werden, ist es aus Glaubensüberzeugung und Verantwortung heraus in bestimmten Fällen sogar geboten zu streiten. Dabei sollte man aber gut beachten, aus welchen Zusammenhängen sich andere Positionierungen ergeben und ob sie tatsächlich unsere gemeinsame Grundüberzeugung über "Gott und die Würde des Menschen" in Frage stellen. Populistisch angehaucht erscheinen auch solche Aktionen wie "Ökumene jetzt!" oder andere radikale und rigorose Forderungen. Zweifellos ist zu verstehen, dass viele "Altökumeniker" – wie ich – nach jahrzehntelangen Bemühungen darunter leiden, dass es trotz aller theologischen Dialogergebnisse und wegweisenden Klärungsprozesse in den zwischenkirchlichen Beziehungen nicht schon längst zu den erhofften Durchbrüchen gekommen ist. Aber anzunehmen, dass komplexe und komplizierte Verhältnisse durch einfache Lösungen kurzfristig zu verändern sind, wirkt ziemlich wirklichkeitsfern. Umgekehrt kämen auch Politiker bei der Erwartung in Verlegenheit, von heute auf morgen "Soziale Gerechtigkeit jetzt!" schaffen zu sollen. Das entbindet die Kirchen freilich nicht davon, noch ernsthafter und zielstrebiger so schnell wie möglich übergreifende Formen ihrer Gemeinschaft zu suchen und sehr konkret auf dem Weg zu einer sichtbaren "Einheit in Christus" voranzuschreiten.

Geschwisterlich

Worin bestehen aber nun aus katholischer Sicht die ökumenischen Früchte der Lutherdekade und des 500. Reformationsgedenkens? Im Gegensatz dazu, dass alle bisherigen Reformationsjubiläen dieser Art zum größten Teil antikatholisch und schließlich auch deutsch-national geprägt waren, ist es diesmal gelungen, sich evangelisch-katholisch nicht mehr bewusst zu provozieren, sondern in vielem konstruktiv und geschwisterlich zu verständigen. Eine ökumenische Lerngeschichte kam in Gang, die ihresgleichen sucht. So hat zunächst einmal die vielfältige wissenschaftliche, kulturelle und spirituelle Auseinandersetzung mit Luther und der Reformation dazu beigetragen, immer noch belastende Klischees und Vorurteile zu erschüttern und zu differenzierteren Einsichten und Erkenntnissen zu kommen. Dabei ist erstaunlich, wie viele Katholiken auch – bis hin zum Papst – interessiert daran waren, sich mit diesen Themen zu beschäftigen, innerhalb ihrer Kirche und im ökumenischen Kontext, deutschlandweit und international. Besondere Bedeutung erlangten die Versöhnungsprozesse, die einerseits zwischen Lutherischem Weltbund und Päpstlichem Einheitsrat sowie andererseits zwischen der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz zu einer gemeinsamen Aufarbeitung der Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der Reformation mit ihren Licht- und Schattenseiten beigetragen haben, zu einer Reinigung des Gedächtnisses und einer Heilung der Erinnerungen. Darin sind die negativen wie positiven Erfahrungen, die man miteinander gemacht hat, zur Spra-

» Dabei sollte man aber gut beachten, aus welchen Zusammenhängen sich andere Positionierungen ergeben und ob sie tatsächlich unsere gemeinsame Grundüberzeugung über "Gott und die Würde des Menschen" in Frage stellen.«

che gebracht und die dringend einer Klärung bedürfenden offenen Fragen noch einmal deutlich benannt worden. Gewisse Höhe-, aber nicht Abschlusspunkte waren dann verschiedene Buß- und Versöhnungsgottesdienste auf zentraler, regionaler und lokaler Ebene, an erster Stelle die in Lund und in Hildesheim. In ihnen hat man Gott und einander um Vergebung gebeten, ihm für die jeweils anderen Christen und ihr lebendiges Glaubenszeugnis gedankt und sich zu weiteren ökumenischen Schritten verpflichtet. So vorbereitet, war es schließlich möglich, noch gelassener und froher sich auf alles weitere einzulassen. Öffentlich kaum bemerkt ist auch die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre von 1999 – ein damaliger Durchbruch im lutherisch-katholischen Verhältnis – gewissermaßen wieder aus ihrem "Dornröschenschlaf" zu neuer Wirksamkeit erwacht. Eine unfreiwillige Ursache dafür war, dass sie in der programmatischen Schrift der EKD "Rechtfertigung und Freiheit" von 2014 schlichtweg unerwähnt blieb und daraufhin von der katholischen Seite vehement eingeklagt wurde. Als erfolgreicher hingegen kann angesehen werden, dass dieser Erklärung sich inzwischen nicht nur 2006 der Weltrat methodistischer Kirchen, sondern 2017 nunmehr auch die Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen angeschlossen haben und die Anglikaner noch folgen werden. Darüber hinaus haben sich viele Prediger und Katecheten auch darum bemüht, verständlich zu machen, worin diese entscheidende Lehre uns noch heute existentiell treffen kann. Unter uns Katholiken scheint zudem – und darin sehe ich eine weitere positive Entwicklung – die Einsicht gewachsen zu sein, dass wir tiefer in die Wirkungsgeschichte der Reformation verstrickt und markanter davon geprägt sind, als bislang gedacht. Ohne die kritische Auseinandersetzung mit der Reformation – sowohl deren schroffe Bekämpfung als auch die differenzierte Besinnung auf deren berechtigte Anliegen – wäre die katholische Kirche jedenfalls heute nicht so, wie sie ist.

Insgesamt – so meine ich – gibt es erfreuliche Anzeichen dafür, dass das 500. Reformationsjubiläum uns Christen – vor allem Katholiken und Protestanten – nicht wieder mehr auseinander-, sondern in der Hinwendung zu Christus und zueinander ein beträchtliches Stück vorangebracht hat. Das sollte nicht kleingeredet werden! Begegnungen und Gespräche, Gottesdienste und Gebete, Pilgerreisen und andere gemeinsame Aktionen haben ein

Vertrauen wachsen lassen, das eine wichtige Grundlage für alle weiteren Bemühungen bildet. Zugleich wurde immer wieder erfahren, wie geistlich nah wir uns sind. Nicht vergessen werde ich die beeindruckende Herzlichkeit und Verbundenheit bei der gemeinsamen Pilgerreise von Vertretern der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der EKD ins Heilige Land oder bei der ökumenischen Wallfahrt "Mit Luther zum Papst" von etwa 1000 zumeist jungen Menschen aus Mitteldeutschland und darüber hinaus nach Rom. Noch vieles andere wäre zu erwähnen, auch das andauernde Bemühen der evangelischen und katholischen Christen im Osten Deutschlands, sich der "forcierten Säkularität" kreativ zu stellen und das Evangelium behutsam denen nahezubringen, die mit dem christlichen Glauben nichts oder nicht mehr viel anfangen können oder gar nicht verstehen, wozu so etwas im Leben überhaupt gut sein soll. Zweifellos hätte dieses missionarische Anliegen in den zurückliegenden Jahren von den Verantwortlichen der EKD noch stärker in den Blick genommen und deutlicher unterstützt werden können. Zu meinen aber, man müsse nur wollen und könne dann vielleicht mit markigen Worten und geschickten Methoden Menschen den christlichen Glauben unterjubeln und eine "Bekehrungswelle" auslösen, verkennt unsere Situation völlig. Vielmehr sind dazu eine große Aufgeschlossenheit, viel Fingerspitzengefühl und ein langer Atem vonnöten.

In den Buß- und Versöhnungsgottesdiensten waren manche Selbstverpflichtungen zu hören, die fantasievoll und tatkräftig umzusetzen gilt. Dass der ökumenische Qualitätsschub von 2017 nicht wieder verpufft, hängt freilich auch davon ab, ob wir wirklich an der Einheit der Kirche interessiert sind, wie es uns gelingt, sich in den theologischen Vorstellungen und kirchlichen Lebensvollzügen zu verständigen, und was wir letztlich dem Wirken des Heiligen Geistes zutrauen.

"Ich hasse nicht zurück"

Kurzstatement beim Podium mit Dr. Gregor Gysi in der Leipziger Propstei am 13. November 2018

Kann ich auch von mir behaupten: "Ich hasse nicht zurück"? Immerhin bin ich kein Stoiker und nicht leidenschaftslos. Ich kenne durchaus Wut und Empörung, auch solche Worte wie "bescheuert" oder "hirnrissig", und ich könnte manchmal richtig ausrasten: angesichts der Fahrweise einiger im Straßenverkehr oder unverschämter und beleidigender Schreiben. Ich gestehe, gelegentlich auch schon auf persönliche Angriffe schlagkräftige Antworten entworfen zu haben, die meine Referentin dann – so meine Bitte – doch noch "humanisieren" sollte. Aber ist das schon Hass?

Hass gilt allgemein als Gegenbegriff der Liebe und verhindert Empathie. Wer hasst, lehnt einen anderen nicht nur ab, sondern sieht ihn als Übel an und bekämpft ihn. Hass zielt auf Verneinung, Entzweiung und Zerstörung ab. In ethischer Hinsicht ist er mehr als nur ein soziales Gefühl oder eine psychische Reaktion. Hassende halten bewusst und freiwillig daran fest und weigern sich vor Aufarbeitung und Aussöhnung. Hass wird sichtbar in Gebärden, Worten und Taten bis hin zu Mord. Hemmungen fallen, das Klima wird verpestet, Eskalationen, Spaltungen und Gewaltausbrüche sind die Folgen. Im tiefsten verbindet sich damit ein zerstörerischer Rachedurst. Die Steigerungsformen sind Wut – Hass – Hetze. Persönliche innere Gefühle werden durch aufrührerische Propaganda in einer Gesellschaft gemeingefährlich. Im Gegensatz zur christlichen Grundhaltung der Gottes- und Nächstenliebe – sogar bis zur Feindesliebe hin – stellt Hass nach kirchlicher Auffassung eine schwerwiegende sittliche Fehlhaltung dar. Welche Konsequenz das haben kann, zeigt Can. 1369 CIC, wo es u.a. heißt: "Wer in einer öffentlichen Aufführung oder Versammlung oder durch öffentliche schriftliche Verbreitung oder sonst unter Benutzung von sozialen Kommunikationsmitteln (…) Hass und Verachtung hervorruft, soll mit einer gerechten Strafe belegt werden."

Hass kann viele Ursachen haben. Am tiefsten gründet er wohl im Selbsterhaltungstrieb und äußert sich in Selbstbehauptung und Selbstschutz. Manche sagen darum auch: "Der Mensch ist des Menschen Wolf" und das Dasein von Natur aus ein Kampf ums Überleben. Um sich durchzusetzen, müsse man rücksichtslos gewissermaßen "über Leichen gehen". Verstärkt wird eine solche Einstellung noch durch ein Minderwertigkeitsempfinden und erlittene Diskriminierungen, durch Verunsicherungen und Verlustängste, durch die Erfahrung, immer nur fremdbestimmt oder sogar unterdrückt zu sein und nicht wirklich



Mit Dr. Gregor Gysi (l.) und Frank Richter (m.) beim Podiumsgespräch in der Leipziger Propstei am 13. November 2018; Bildrechte: Bistum Magdeburg

frei handeln zu können. Geschürt wird Hass auch durch Ideologien als geschlossene und ausschließende Systeme mit konkreten Feindbildern und diffusen Verschwörungstheorien. Rechts- und Linksextremismus wie auch ein wieder zunehmender Nationalismus zeigen das auf erschreckende Weise. Selbst Religionen sind mit einem gewissen Schwarz-weiß-Denken nicht davor gefeit, Zwietracht zu säen und Hass gegenüber Andersdenkenden – sogar in den eigenen Reihen – hervorrufen zu können. Von Einfluss auf viele sind auch die zunehmende Skandalisierung, Polemisierung und Emotionalisierung bestimmter Themen durch einige Parteien und Medien. Und schließlich spielt meiner Meinung nach dabei auch eine Rolle, ob ich jemandem persönlich nahe oder weit von ihm entfernt bin. Anonym und auf Distanz lässt sich leichter hassen als von Angesicht zu Angesicht.

Hass als "barbarische Veranlagung" lässt sich jedoch auch zivilisieren und kultivieren, kann sogar über körperliche wie geistige Leistungen in produktive Energie und positive Leidenschaft umgewandelt werden. Erziehung ist dabei eine Möglichkeit. Ich z.B. habe von klein auf die Worte "danke" und "bitte" gelernt, anständig und höflich zu sein, sogar noch "einen Diener zu machen", Rücksicht zu nehmen. Auch die Tanzschule hat das unterstützt. Darüber hinaus wurde mir beigebracht, um Entschuldigung

zu bitten und anderen zu verzeihen und schließlich auch mein Gewissen zu erforschen und Versagen zu bekennen. Schimpfworte waren zu meiden. Respekt und Mitgefühl, Nächstenliebe und Toleranz, Solidarität und Barmherzigkeit sind mir als Ideale vermittelt worden. Dabei war vieles weitgehend christlich motiviert: Jeder Mensch solle als Abbild Gottes geachtet und sogar geliebt werden, selbst der Feind. Von Kindheit an haben mich die zehn Gebote begleitet, aber auch die Bergpredigt mit ihren Seligpreisungen. Eltern und Mitchristen haben mir manches davon vorgelebt.

So lässt sich auch erklären, dass ich mich in der 12. Klasse – also 1969 – in einem umfangreichen Hausaufsatz (5.300 Worte) zum Thema "Die Darstellung meiner Entwicklung" darüber, dass ich kein Mitglied der Jugendorganisation FDJ war, folgendermaßen geäußert habe: "Im Statut steht (auch), dass die FDJ … in den Herzen der Jugend leidenschaftlichen Hass und Abscheu gegen den Militarismus und Revanchismus in Westdeutschland weckt und dass die Pflichten der Mitglieder wären, überall offen und parteilich für die sozialistische Sache einzutreten." Meine Position jedoch ist: "Die von Jesus Christus der Menschheit gewiesene Nächstenliebe muss immer mehr mein Handeln anderen gegenüber bestimmen, nicht leidenschaftlicher Hass, wie er im Statut gegenüber festgelegten Feinden gefordert wird. Der heilige Augustinus sagt einmal, dass der Christ die Sünde hassen, aber den Sünder lieben soll." Und so bin ich durchaus gegen Militarismus und Revanchismus. "Ich hasse aber nicht die Menschen, die (so etwas) vertreten. Es sind Menschen! Menschen können in ihrer Haltung geändert werden. Dazu sind Verständnis und Liebe notwendig. Muss denn dieser Weg des Hasses (…) gegangen werden, wo ein System bekämpft wird und dabei Menschen getötet werden – auch unschuldige?! Wenn ich den Schlechten hasse, fordere ich seinen Widerstand heraus. Ich reize ihn nur, lenke aber doch nichts zum Besseren." "Hass ist es also, der im Statut gefordert wird, hier zwar auf die Erscheinung, aber in Interpretationen eindeutig auf Menschen. Ich bin erschüttert, dass es Organisationen gibt, die das als eines ihrer Ziele haben, leidenschaftlichen Hass gegen andere in jungen Menschen zu wecken. Ich wäre als Mitglied der FDJ also kein Verfechter ihrer Ziele." Auch zur Frage des Wehrdienstes habe ich Stellung bezogen und meine Entscheidung, den Dienst mit der Waffe abzulehnen und mich nur als Bausoldat mustern zu lassen, ähnlich begründet. Dieser Aufsatz wurde mir erst 14 Tage später, als die anderen ihre Arbeiten wieder erhalten hatten, zurückgegeben, ohne jegliche Zensur, auch nicht für Grammatik, Orthographie oder Form, wohl aber mit der Entgegnung, dass man so nicht denken könne, wenn man in der DDR aufgewachsen sei.

Waren es bis 1989 die marxistisch-leninistischen Vorstellungen von antagonistischen Widersprüchen und notwendigem Klassenkampf, die sogenannte "Rotlichtbestrahlung" und die vormilitärische Ausbildung oder Karl-Eduard von Schnitzler mit seiner hasserfüllten Agitation und Propaganda, so sind es heute andere Phänomene und Parolen, die uns das Leben schwer machen und mich z.B. sagen lassen: "Ich habe weniger Angst vor einer Überfremdung von außen als vor einer Entmenschlichung von innen." In diesem Sinn muss aufgeklärt und Position bezogen werden – ohne freilich selbst in die Falle zu tappen und "zurückzuhassen".

Leitvorstellungen, Reformschritte und andere Wagnisse

Zur Entwicklung des Bistums Magdeburg seit 2004[1]

(Unter dem Titel "Schöpferische Minderheit. Das Bistum Magdeburg will Strukturreformen nicht ohne missionarischen Aufbruch", in: Herder Korrespondenz Spezial: Letzter Aufruf. Pastoral unter neuen Bedingungen, Freiburg i. Br. 2019, 36-39.)

Als Bistum Magdeburg finden wir uns heutzutage in folgenden Rahmenbedingungen vor: Mit einem Territorium von 23.000 km2 sind wir in Deutschland flächenmäßig das viertgrößte der 27 Bistümer, mit etwa 80.000 Katholiken der Gläubigenzahl nach jedoch das zweitkleinste. Während in unseren beiden größeren Städten Magdeburg und Halle jeweils etwa 10.000 Katholiken auf ungefähr 230.000 Einwohner kommen, gibt es im Bistum Gegenden, die mit etwa 30 Einwohnern pro km² nach europäischer Norm sogar als "unbesiedelt" gelten. Eine unserer wesentlichen Herausforderungen besteht also darin, dass relativ wenige Katholiken über ein weites Gebiet verteilt sind und in der Gesamtbevölkerung nur etwa 3,4% ausmachen; 14,6% sind evangelisch, und mehr als 80% gelten als religions- oder kirchenfern. Statistisch ermittelt sind unter uns Katholiken inzwischen etwa 11% Ausländer aus über 100 Nationen und etwa genauso viele Bürger aus den sogenannten alten Bundesländern. Demnächst werden wir hier – vor allem aufgrund der demographischen Entwicklung (bis 2035 soll Sachsen-Anhalt noch etwa 10,6% der Bevölkerung verlieren) – sicher noch weniger werden. Schon in der Vergangenheit waren wir in unserem Gebiet turbulenten Entwicklungen ausgesetzt: 1919 betrug die Zahl der Katholiken 107.804, 1939: 148.173, 1948: 702.058, 1970: 323.835, 1980: 264.857 und 2005: 97.000. Auch wenn wir noch etwa 50 Weltpriester, über 10 Ordenspriester und 12 Ständige Diakone im aktiven Dienst haben, relativiert sich das jedoch bei der Betrachtung ihres Alters. Besser sieht es bei den etwa 50 Gemeindereferentinnen und -referenten aus. Ohne Ehrenamtliche wäre vieles schon seit Jahrzehnten nicht möglich. Nach menschlichem Ermessen wird es angesichts der gegenwärtigen Entwicklung um 2030 herum in unserem Bistum noch etwa 20 Priester im aktiven Dienst geben. Hinzu kommt, dass wir außerdem – was die Anzahl und den Einsatz von anderen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern oder die finanziellen Voraussetzungen betrifft – im Vergleich zu den west- und süddeutschen Bistümern gewissermaßen in einer anderen "Liga" spielen. Vieles von dem, was dort noch selbstverständlich zum Standard gehört, war und ist für uns undenkbar.

1 Siehe ausführlicher in: Gerhard Feige, anders katholisch. Vom Mut zum kleinen Weg, Freiburg 2019, 195-230.

Vom "Pastoralen Zukunftsgespräch" zur Gründung neuer Pfarreien

Angesichts der neuen Herausforderungen, die die gesellschaftspolitischen Veränderungen nach 1989 im Osten Deutschlands mit sich gebracht hatten, kam es im Bistum Magdeburg schon von 2001 bis 2004 zu einem "Pastoralen Zukunftsgespräch", d.h. einem möglichst breiten und intensiven Beratungsvorgang sowie ergebnisoffenen Prozess.[1] Am 7. Februar 2004 setzte Bischof Leo Nowak die dabei gefassten Beschlüsse in Kraft.

Im Grundsatzdokument "Der Hoffnung Raum geben …" ist das Leitbild folgendermaßen beschrieben: "Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. Seine Botschaft verheißt den Menschen ‚das Leben in Fülle', auch dann, wenn die eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft."

In fünf weiteren Dokumenten wird dann entfaltet, was das konkret für das Glaubenszeugnis, die Feier der Liturgie, das diakonische Handeln, die Ökumene und die Öffentlichkeitsarbeit bedeutet. Bemerkenswerterweise folgen erst nach diesen inhaltlichen Positionierungen zwei Dokumente, in denen es um strukturelle und personelle Konsequenzen geht. "Wir passen die überkommenen Strukturen" – so heißt es da – "den veränderten Gegebenheiten an und sorgen dafür, dass Strukturen und Zuständigkeiten den Aufgaben des Bistums entsprechen." Zudem wird betont: "Missionarische Pastoral braucht ein neues Denken, erweiterte Handlungskompetenzen und eine veränderte Kultur der Zusammenarbeit. Personalmanagement und Personalentwicklung im Bistum Magdeburg sollen die Beteiligten für den erhofften Aufbruch und die hierfür erforderliche neue Kultur der Zusammenarbeit motivieren und befähigen."

Von den verschiedenen Anliegen des "Pastoralen Zukunftsgespräches" wurde schon bald im Hinblick auf die Errichtung neuer Pfarreien zunächst als Übergangslösung die Bildung und Entwicklung von Gemeindeverbünden in Angriff genommen. In mehreren Schritten sollte erkundet werden, wie eine Umstrukturierung der bislang 186 Pfarreien, Pfarrvikarien und Kuratien aussehen und eingeleitet werden könnte. Dazu wurden Voten aus den Gemeinden und Dekanaten durch eine Teilprojektgruppe weiterbedacht, zu den Gemeinden zurückgekoppelt, mit ihnen besprochen und dem Bischof zur Entscheidung vorgelegt. Der daraufhin am 4. September 2005 veröffentlichte Plan sah 44 Gemeindeverbünde vor. Die Gemeinden eines Verbundes – so der Wunsch und Auftrag – sollten nunmehr in Verbindung mit der Bistumsleitung ihre gemeinsame Zukunft planen, konkrete Vereinbarungen abschließen und – wenn sie nicht schon längst zu kooperieren begonnen hatten – damit beginnen. Gemeindeverbünde kamen dann zustande, wenn dafür ein Leiter designiert war, eine abgeschlossene Vereinbarung vorlag und der Bischof diese bestätigt hatte. Personell bedeutete das, dass es in einem Gemeindeverbund von Anfang an in der Regel nur einen Pfarrer als Leiter geben sollte, bisherige weitere Pfarrer aber auf ihre Pfarrei verzichteten und zumeist in einem anderen Gemeindeverbund als Kooperatoren weiterwirkten. Innerhalb von drei Jahren waren über 60 Priester bereit, ihre Stelle oder ihren Status bzw. beides zu wechseln. Auch Diakone sowie Gemeindereferentinnen und -referenten mussten sich auf größere Einsatzgebiete einstellen.

1 A. Schleinzer/R. Sternal (Hg.), Um Gottes und der Menschen willen – den Aufbruch wagen. Dokumentation des Pastoralen Zukunftsgesprächs im Bistum Magdeburg, Leipzig 2004,

Seit der Gründung der Gemeindeverbünde hatten die Gremien – Gemeindeverbundsrat und Kirchenvorstand – die Aufgabe, eine Pastoralvereinbarung zu verfassen und davon ausgehend spätestens bis zum Ende des Jahres 2009 ein Immobilienkonzept zu entwickeln. In diesem sollten alle im Besitz der Pfarreien befindlichen Immobilien erfasst und bewertet sowie dafür Pflichtbaurücklagen berechnet und deren Finanzierung geplant werden. Zur Unterstützung wurde eine Arbeitshilfe zum Immobilienmanagement erstellt und Gemeindeberatung angeboten. Darüber hinaus hat sich das Bistum über Jahre an der Rücklagenbildung für die pastoral genutzten Immobilien beträchtlich beteiligt.

2010 wurden dann alle bisherigen Pfarreien und Pfarrvikarien innerhalb der Gemeindeverbünde aufgehoben und 42 neue Pfarreien in der Rechtsnachfolge aller beteiligten Pfarreien und Pfarrvikarien errichtet; zwei waren schon 2009 als Modellversuch gestartet. Damit wurde auch der jeweilige Gemeindeverbundsleiter zum kanonischen Pfarrer der neuen Pfarrei. Nunmehr aber galt es, sich als Pfarrei auch mental neu zu finden und noch mehr bewusst zu machen, welche Blickwechsel dazu notwendig sind. Das wurde auf zwei Bistumsversammlungen in den Jahren 2011 und 2012 weiter überlegt, durch Arbeitsgruppen zwischenzeitlich vertieft und dann in Form sehr konkreter Anregungen den Pfarreien und Einrichtungen zur Umsetzung empfohlen. An der zweiten Bistumsversammlung nahmen sogar rund 400 Christen aus dem ganzen Bistum teil, darunter Haupt- und Ehrenamtliche aus Pfarreien und Sozial- wie auch Bildungseinrichtungen.

Zukunftsbilder

2014 hatten sich die gesellschaftlichen und kirchlichen Rahmenbedingungen schon wieder so verändert, dass es geraten schien, sich erneut über den weiteren Weg Gedanken zu machen. Im Bistumsrat wurden daraufhin die jüngeren Entwicklungsprozesse aufgegriffen und in mögliche Zukunftsbilder weitergedacht und formuliert. Diese erfinden die Kirche nicht neu, stellen aber einen Orientierungsrahmen für das pastorale Handeln auf allen Ebenen dar. Darüber hinaus greifen sie weltkirchliche Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils auf. In ersten, unvollkommenen Ansätzen beschreiben sie, wie das Bistum Magdeburg in einigen Jahren aussehen könnte, und regen an, darüber ins Gespräch zu kommen, sich damit auseinanderzusetzen und das konkrete Handeln daran auszurichten.[2]

Grundlage aller diesbezüglichen Überlegungen ist die sich am "Pastoralen Zukunftsgespräch" orientierende Kernaussage: "Wir sind Gottes Zeugen hier und heute. Als schöpferische Minderheit setzen wir in ökumenischem Geist seinen Auftrag um: in unseren Pfarreien, in Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen, in Kooperationen mit Partnern in der Gesellschaft. Wir genügen uns dabei nicht selbst, sondern geben missionarisch allen Menschen Anteil an der Hoffnung, die uns in Jesus Christus geschenkt ist." Daraus folgen für die drei Grundfunktionen von Kirche: "Unsere Verkündigung soll die Botschaft von der Zuwendung Gottes zu allen Menschen tragen. Unser diakonisches Handeln soll den Dienst Gottes am Leben aller Menschen erfahrbar machen. Unsere Liturgien sollen Menschen in und außerhalb der Kirche mit dem Geheimnis Gottes in Berührung bringen." Unter anderem bedeutet das:

2 Vgl. Bischöfliches Ordinariat Magdeburg. Prozessbereich I Kommunikation (Hg.), Zukunftsbilder Bistum Magdeburg 2019. Wir sind Gottes Zeugen hier und heute. Einladung und Anregungen, Mai 2014, 18-19.

Pfarrei neu denken

Pfarreien sind noch stärker als großräumige Netzwerke zu verstehen. Geht es bei der Pfarrei vor allem darum, den rechtlich abgesicherten Rahmen offen zu halten, Kirche theologisch als "universales Heilssakrament" zu vergegenwärtigen und sowohl Einheit als auch Vielfalt zu garantieren, sind die verschiedenen Gemeinden, Gemeinschaften, Einrichtungen, Gruppen und Initiativen eher die Orte, an denen das Evangelium besonders konkret entdeckt und gelebt wird. Dabei arbeiten alle Gruppierungen grundsätzlich mit den eigenen Kräften und selbstverantwortlich. Hilfe erfahren sie erst dann, wenn sie an ihre Grenzen stoßen (= Subsidiarität). In ihrem Zusammenwirken bereichern die Partner sich gegenseitig und unterstützen einander und andere (= Solidarität). Angesichts der abnehmenden Zahl von Priestern müssen künftig auch noch mehr Gläubige sich selbst aktiv einbringen und gegebenenfalls sogar an der Leitung mitbeteiligen. Die Aufgabe von Hauptberuflichen liegt dann vor allem in der Ermutigung und Begleitung von Menschen, die ehrenamtlich Verantwortung übernehmen. Auf jeden Fall wird Kirche nicht mehr nur da existieren, wo ein Priester zur Verfügung steht und sie organisiert, sondern auch und vor allem da, wo "ganz normale" Christen selbst dafür einstehen und sie gestalten, auf das Wort Gottes hören, miteinander beten und feiern sowie sich für Bedürftige einsetzen.

Kirche auch anderswo sehen

Kirche ist aber nicht nur die Pfarrei oder in den Gemeinden präsent, sondern auch an anderen Orten und über die bisher schon üblichen Formen hinaus lebendig, ja überall da, wo Menschen mit Gott in Berührung kommen. Dazu gehören in kirchlicher Trägerschaft z.B. Kindertagesstätten, Schulen und sozial-karitative Einrichtungen. Dazu gehören auch Wallfahrtsorte und Klöster sowie andere Ordensniederlassungen. Dazu gehören unsere Akademien und Bildungshäuser, aber auch verschiedene christliche Vereine und Verbände. Kirche ereignet sich zudem in der Seelsorge im Krankenhaus oder im Gefängnis, bei Notfällen und anderen Beratungs- und Hilfsdiensten. Ganz selbstverständlich sind natürlich alle ökumenischen Gottesdienste und Begegnungen ein lebendiger Ausdruck von Kirche. Darüber hinaus gibt es inzwischen auch noch viele andere Gelegenheiten, an denen wir mit Menschen aus unterschiedlichen Zusammenhängen in Beziehung treten. Ich nenne hier z.B. manche Segnungen ziviler Einrichtungen, Gottesdienste bei gesellschaftlichen Anlässen, die Mitarbeit in Hospiz- oder anderen Bürgervereinen, Nikolausaktionen und Martinsfeiern. Selbst in Museen und bei Ausstellungen oder auf Weihnachtsmärkten und beim Landeserntedankfest kann Kirche auf einmal da sein.

Die Fläche nicht aufgeben

Klar ist, dass nicht alles versorgungsmäßig so bleiben wird, wie man es vielleicht jahrzehntelang gewohnt war, oder dass jede Kirche und Kapelle unter allen Umständen erhalten bleibt. Ernstzunehmende Gründe lassen es notwendig oder angebracht erscheinen, manche davon zu entwidmen, anders zu nutzen oder zu veräußern. Dafür gibt es auch im Bistum Magdeburg schon seit einigen Jahren mehrere Beispiele. Dennoch muss das nicht bedeuten, sich gänzlich aus der Fläche zu verabschieden. Schließlich ist Kirche überall da, wo Christen leben und sich versammeln – auch ohne eigenen Sakralraum oder Priester, Diakon und Gemeindereferentin. Dabei steht man in Beziehung zu anderen christlichen Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen, ereignet sich Kirche, indem man miteinander betet und feiert, indem man miteinander versucht, das Wort Gottes zu hören und für an-

dere da zu sein. Erfreulicherweise gibt es dazu in unserem Bistum schon seit Jahrzehnten Erfahrungen mit Wort-Gottes-Feiern und zahlreiche Gläubige, die sich beauftragen lassen, solche zu leiten. Selbst wenn sich mancherorts nur wenige versammeln, ist es außerdem doch bisher immer noch möglich, dort in bestimmten Abständen die Eucharistie miteinander zu feiern. Die Fläche nicht aufzugeben, heißt darüber hinaus vor allem aber auch, als schöpferische Minderheit ein Herz für die Mitmenschen zu haben und in der jeweiligen Umgebung die Menschenfreundlichkeit Gottes erfahrbar zu machen.

Pfarreien ohne kanonischen Pfarrer

Konnte schon 2015 die erste von unseren 44 Pfarreien im Bistum Magdeburg nicht mehr mit einem kanonischen Pfarrer besetzt werden, waren es 2016 bereits vier; 2019 ist ihre Zahl inzwischen auf zehn angewachsen. Dabei gilt es zu beachten, dass – verglichen mit anderen deutschen Bistümern – zu den meisten unserer Pfarreien zwar nur relativ wenige Katholiken gehören, diese aber zum großen Teil über ein weites Gebiet verteilt sind. Der Statistik nach gab es zum 31.12.2018 nur 3 Pfarreien mit über 4.000 und 2 mit über 3.000 Mitgliedern, weiterhin 10 mit über 2.000 und 11 mit über 1.500 Mitgliedern, jedoch schon 18 mit weniger als 1.500 und 7 davon sogar mit weniger als 1.000 Mitgliedern. Dabei war im Vorfeld der Gründung von Gemeindeverbünden bzw. dann Pfarreien die Mindestzahl von 1.500 bis 2.000 Gläubigen für jede Einheit als ein Entscheidungskriterium ausgegeben worden. Angesichts der zu erwartenden weiteren Entwicklung hatte ich schon 2014 erklärt, unsere pastoralen Räume – auf absehbare Zeit jedenfalls – nicht noch einmal zu vergrößern und es bei den 44 Pfarreien zu belassen. Zudem sehen wir die Lösung unserer Probleme auch nicht einfach darin, möglicherweise ausländische Priester "anzuwerben". Das wäre ein Trugschluss und würde nur oberflächlich manche Not abwenden. Stattdessen bewegt uns schon seit vielen Jahren die Frage, wie wir die Berufung der getauften und gefirmten Christen so stärken, dass diese für das Leben in den Gemeinden und Pfarreien noch mehr Verantwortung übernehmen können. Dabei geht es nicht einfach darum, Laien als Lückenbüßer für eine pastorale Notsituation zu "rekrutieren". Theologisch und praktisch inspirierend war für uns dabei auch die Erfahrung unseres französischen Partnerbistums Châlons en Champagne, in dem es schon seit Jahrzehnten "Pastoralteams zur Leitung von Pfarreien" gibt. Natürlich werden wir durch notvolle Umstände unmittelbar dazu gezwungen, ähnliche Lösungen zu suchen, grundsätzlich liegen unsere Überlegungen aber auf einer Entwicklungslinie, die bereits im Zweiten Vatikanischen Konzil zum Ausdruck kommt: dass alle Gläubigen Kirche sind und diese sich nicht nur ereignet, wo ein Priester ist.

Wie aber sieht das nun bei uns konkret aus? Auf zwei Ebenen werden Mitchristen dazu gerufen und darin begleitet, noch mehr Verantwortung zu übernehmen und sich mit ihren Charismen einzubringen. Ausgangspunkt ist dabei unser Konzept: Pfarrei aus und in mehreren Gemeinden. An manchen Orten finden sich Bezugspersonen oder Gemeinderäte, in zwei Pfarreien sind 2010 bzw. 2012 die explizit so genannten VOIK-Teams (Vor Ort lebt Kirche) entstanden. Kleine Gruppen setzen sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten dafür ein, das kirchliche Leben vor Ort anzuregen und zu gestalten. Darüber hinaus ist 2015 erstmals nach Can. 517 § 2 CIC ein Team von fünf Personen mit der Leitung einer Pfarrei beauftragt worden. Dieses Team besteht aus den Vorsitzenden des Pfarrgemeinderats und des Kirchenvorstands, einem sogenannten Pfarreikoordinator, einer Gemeindereferentin und einem Ordenspriester, der die Rolle des geistlichen "Moderators" übernommen hat. 2017 folgte ähnliches in einer zweiten



Beauftragung des Leitungsteams in Sangerhausen 2021; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Pfarrei. 2019 wird solches auch für weitere drei Pfarreien angestrebt. Bei den anderen fünf Pfarreien, die inzwischen keinen eigenen Pfarrer mehr haben, wurden Lösungen gesucht, die sich im Rahmen bisher üblicher Reglungsweisen bewegen.

Selbstverständlich müssen wir in Zukunft noch intensiver als bisher miteinander danach suchen, wie es weitergehen soll. Ein wichtiges Ergebnis dieses Bemühens ist schon einmal ein "Handbuch für Pfarreileitung im Team in Pfarreien ohne kanonischen Pfarrer", das als eine Lose-Blatt-Sammlung vorliegt und ergänzt werden soll und muss, sobald weitere Fragen und Probleme auftauchen.

Daneben wurde am 1. Januar 2016 auch eine "Ordnung (Richtlinie) für die Feier des Begräbnisses durch beauftragte Laien" in Kraft gesetzt, die dafür sowohl Kriterien als auch Verfahren benennt.

Zweifellos bleibt der Weg der pastoralen und strukturellen Umgestaltung auch weiterhin schwierig, weil niemand genau weiß, auf welche Gestalt von Kirche wir zugehen. Dennoch bin ich zuversichtlich, dass wir trotz allem verantwortbare Lösungen finden, und dankbar, dass doch verhältnismäßig viele inzwischen bereit sind, sich auf Neues einzulassen.

Osten noch immer gut vernetzt

Im Interview mit Matthias Holluba für den *Tag des Herrn* vom 13. Oktober 2019

Herr Bischof, die pastorale ist zu Ende. Wie lautet Ihr Fazit?

Ich bin sehr dankbar und froh, dass diese Fachtagung und Ideenbörse auf ein so positives Echo gestoßen ist. Dazu beigetragen haben vor allem das höchst motivierte Vorbereitungsteam aus 18 Vertretern von Verbänden, Einrichtungen und Initiativen, aber auch viele Sponsoren, Unterstützer und Kooperationspartner, und besonders natürlich die zahlreichen Mitwirkenden, die mit ihren Veranstaltungsbeiträgen erhellend, anregend, niveauvoll und verständlich auf die ostdeutschen Herausforderungen für uns Christen eingegangen sind. Es war keine binnenkirchliche Nabelschau, sondern ein verantwortungsbewusstes und kreatives Nachdenken darüber, was uns der gesellschaftliche Kontext zu sagen hat, worin unsere Sendung besteht und wie wir ihr gerecht werden könnten. Und es war auch ein geistliches Geschehen. Beeindruckt haben mich zudem die unerwartet hohe Zahl von insgesamt 1300 Teilnehmern, die konstruktiven Diskussionen und die aufgeschlossene Atmosphäre.

Gibt es etwas, was Sie persönlich für sich und für Ihren Dienst mitgenommen haben?

Einiges ist mir noch deutlicher geworden: dass zum Beispiel nicht mehr die Kirche im Zentrum unseres Denkens und Handelns stehen sollte, sondern der Mensch, und Evangelisierung bzw. Mission damit nicht Belehrung von oben herab und Magnetismus bedeutet, sondern dienstbereite Hinwendung zu den anderen und Kommunikation auf Augenhöhe. Oder: dass Glaubenswissen lange Zeit weithin fast nur auswendig gelernt, aber nicht kritisch durchdacht und persönlich verinnerlicht wurde, heutzutage aber eine solche kirchliche Sozialisierung nicht mehr funktioniert; stattdessen gilt es, Zugänge zu erschließen, die möglichst viele verstehen und auch existentiell nachvollziehen können. Zum anderen bin ich für meinen Dienst in vielem bestärkt und ermutigt worden.

Glauben Sie, dass die Veranstaltung geholfen hat, dass es im Osten wieder ein größeres Zusammenrücken gibt, nachdem die Ost-Bistümer in den letzten Jahren weitgehend ihre je eigenen Wege gegangen sind?

Äußerlich betrachtet sind wir tatsächlich nicht mehr so verbunden wie einst und beschreiten vielfach je eigene Wege. Hinter den Kulissen – und das hat sich gezeigt – sind wir aber doch noch immer ganz gut vernetzt und uns unserer gemeinsamen regionalen Eigenheiten bewusst. Das hat nichts mit rückwärtsgewandter "Ostalgie" zu tun, sondern ist Ausdruck dafür, dass unsere Verhältnisse mit ihren Begrenzungen und Möglichkeiten sich nach wie vor von denen in anderen Teilen Deutschlands wesentlich unterscheiden. Und darauf auch gemeinsam Antworten zu suchen, ist durchaus nicht ehrenrührig oder spalterisch. Schließlich gibt es ja auch eine eigene bayrische Bischofskonferenz. Darüber hinaus sehe ich es – selbst 30 Jahre nach dem Mauerfall oder inzwischen sogar wieder mehr – als wichtig an, unsere Erfahrungen nicht für uns zu behalten. Da bin ich meinen östlichen Amtskollegen mit langjähriger West-Biographie dankbar, dass sie dies aus ihrer eigenen Perspektive auch immer wieder in die gesamtdeutsche Bischofskonferenz einzubringen versuchen.



v.l.: Generalvikar Dr. Bernhard Scholz und Bischof Dr. Gerhard Feige (Magdeburg), Generalvikar P. Manfred Kollig SSCC und Erzbischof Dr. Heiner Koch (Berlin), Generalvikar P. Sascha-Philipp Geißler SAC (Hamburg), Bischof Heinrich Timmerevers und Generalvikar Andreas Kutschke (Dresden-Meißen), Bischof Wolfgang Ipolt und Generalvikar Markus Kurzweil (Görlitz), Generalvikar Dominik Trost und Bischof Dr. Ulrich Neymeyr (Erfurt); Bildrechte: privat

Das Interesse der West-Bistümer hielt sich ja leider in Grenzen. Warum würde es sich für den Westen lohnen, einmal genauer auf die Kirche im Osten zu gucken?

Soviel ich weiß, war eine direkte Einbeziehung der West-Bistümer auch nicht intendiert. Wohl aber haben Vertreter aus manchen von ihnen oder aus bundesweiten Gremien – wie dem Bonifatiuswerk oder dem Sekretariat und einer Arbeitsstelle der Deutschen Bischofskonferenz – teilgenommen. Und erfreulicherweise wurde auch in verschiedenen überregionalen kirchlichen Medien sowie bei der letzten Vollversammlung der Bischöfe in Fulda darüber informiert. Noch mehr sich für unsere Situation zu interessieren, würde deshalb lohnen, weil manches zwar – wie es ein Soziologe zum Ausdruck brachte – historisch und lokal bedingt nur uns eigen ist und schon verschärft auftritt, bestimmte Phänomene aber – wie Säkularisierung, Individualisierung und Pluralisierung – auch in anderen Ländern und Gebieten schon ähnliche Entwicklungen ausgelöst haben.

In einer ersten Reaktion nach der pastorale zeigten Sie sich nicht abgeneigt von einer Wiederholung, aber die Idee müsste weiterentwickelt werden. In welche Richtung?

Zweifellos müsste die ökumenische Dimension noch mehr einbezogen werden, auch der Norden Deutschlands und vielleicht auch andere Regionen bzw. Gruppierungen. Zu erwägen wäre außerdem, ob man nicht ebenfalls außerkirchliche Referenten und Gesprächspartner mit ins Boot holen sollte.

"Ich mache mir Sorgen um den Fortbestand der Demokratie"

Im Interview mit Michael Bock für die *Magdeburger Volksstimme* vom 5. November 2019

Herr Bischof, bei der politischen Wende haben Sie nicht gedacht, dass sich die Lage so verändern würde, wie sie jetzt ist. Das mache Sorge und Angst, haben Sie gesagt. Wie meinen Sie das genau?

Die gesellschaftliche Atmosphäre hat sich gewaltig verändert. Es gab Höhen und Tiefen nach 1989. Da war zunächst die große Euphorie, jetzt die Freiheit genießen zu können. Schon bald aber kam die Erkenntnis: Die Freiheit ist grauer als der Traum von ihr. Freiheit ist anstrengend, und die Gerechtigkeit bricht nicht automatisch herein. Wir leben also in einer komplexen und komplizierten Gesellschaft, in der viele DDR-Bürger erst einmal ankommen und lernen mussten, sich zu behaupten. Es gab Gewinner der deutschen Einheit, aber auch Verlierer. Lange Zeit war ich der festen Meinung, dass sich die Demokratie bewährt, dass man sie schätzt und auch mitgestaltet. Seit einigen Jahren mache ich mir um ihren Fortbestand aber schon einige Sorgen.

Ist das ein deutsches Phänomen?

Nein. Das erleben wir nicht nur in Deutschland, sondern europa- und weltweit. Persönliche und nationale Eigeninteressen sind auf einmal wichtiger als der Sinn für das Gemeinwohl, für Solidarität und Mitmenschlichkeit. Das hatte ich so nicht erwartet.

Mit dieser Entwicklung verbunden ist der Aufstieg der Populisten. Wie beurteilen Sie diese Entwicklung?

Zweifellos hat die Polarisierung in der Gesellschaft zugenommen. Umgangs- und Verständigungsformen werden rauer, unverschämtes Verhalten greift immer mehr um sich. Feindbilder und Verschwörungstheorien machen die Runde. Sündenböcke werden gesucht, auf die man alles abladen kann. Um in einer solchen Atmosphäre menschliches Zusammenleben konstruktiv zu gestalten, braucht man viel Kraft, Elan und Mut. Das geschieht nicht automatisch. Da ist auch die Zivilgesellschaft gefordert. Vor allem aber muss sich unsere Demokratie als wehrhaft erweisen und ihre rechtlichen, sozialen und humanitären Errungenschaften zu verteidigen wissen. Der Staat ist in der Pflicht,

alle seine Mittel einzusetzen, um auch weiterhin die Würde des Menschen und die Freiheit des Zusammenlebens garantieren zu können.

Wie soll diese Wehrhaftigkeit aussehen?

Das staatliche Gewaltmonopol muss konsequent angewendet werden, damit die Demokratie nicht untergraben und zu Fall gebracht wird. Dazu gehört auch, Straftäter entsprechend zu verfolgen und zu bestrafen. Und da kann es nicht sein, dass manche vielleicht davonkommen, weil es zu wenig Richter gibt.

Wie sehen Sie die Rolle der AfD?

Die ostdeutschen Bistümer haben eine Studie durchführen lassen, die untersuchen sollte, welche Unterschiede oder Gemeinsamkeiten es zwischen dem offiziellen Programm der AfD und den christlichen Grundsätzen gibt. Da wurden große Diskrepanzen festgestellt.

Welche sind das?

Die liegen vor allem im Menschenbild. Für uns Christen ist die unteilbare Würde aller Menschen nicht verhandelbar. Dazu gehören die Absage an jede Art von Fremdenfeindlichkeit und das Bekenntnis zu Toleranz, Weltoffenheit und Solidarität.

Unser Verhältnis zur AfD wird aber nicht nur durch deren Inhalte bestimmt, sondern auch dadurch, wie diese Partei in der Gesellschaft agiert. Viele Hemmungen sind gefallen. Immer wieder kommt es zu sprachlichen Entgleisungen und Grenzverletzungen. Das vergiftet die Atmosphäre des menschlichen Zusammenlebens. Zudem werden Ängste geschürt und Vorurteile verbreitet. Bei manchen steigert sich das dann von vielleicht verständlicher Wut über persönliche Verletzungen oder Benachteiligungen zu Hass und Hetze. Und die sozialen Medien tragen dazu bei, dass das noch verstärkt wird.

Kurios und fragwürdig finde ich auch – und das fing mit Pegida an – wenn ein sogenanntes christliches Abendland verteidigt werden soll – aber mit unchristlichen Methoden. Dabei fällt auf, dass die AfD verschiedene Gesichter hat. In manchen Regionen – wozu ich unsere nicht zähle – gibt sie sich konservativ-bürgerlich-christlich, in anderen hingegen sind die antikirchlichen Töne sehr schrill. Da wird uns vorgeworfen, wir seien Lakaien des herrschenden Systems und würden nicht die Interessen der Menschen vertreten. Andererseits beansprucht die AfD, im Namen des Volkes zu sprechen, obwohl dessen große Mehrheit nicht hinter ihr steht.

Sie haben gesagt, auch in den Kirchen gebe es Menschen, die "populistischer denken, als es erwünscht wäre". Wie gehen Sie mit diesen Menschen um?

Ich nehme so etwas sehr stark im Internet wahr oder in E-Mails. Da merke ich, wie groß inzwischen die Spannungen sind, und zwar auch in der gesamten katholischen Kirche – weltweit. Aus unseren Gemeinden selbst – ich frage immer wieder nach – höre ich nicht so viel. Ich befürchte nur, dass eine gewisse Haltung aus DDR-Zeiten noch nachwirkt und man nicht immer alles sagt. Ich vermute, dass im Untergrund auch manche sonderbaren Meinungen schwelen.

Schon immer gibt es in der Kirche verschiedene Richtungen, sowohl in Glaubens- und Lebensüberzeugungen als auch politisch. Dabei muss das Konservative nicht schlecht sein. Das Problem ist aber: Wo überschreitet der Konservatismus die Grenzen zum Autoritären, zum Radikaleren. Und da scheint es in der Bevölkerung einen Teil zu geben, der sich bewusst oder unbewusst wieder nach einem stärkeren Führer sehnt, nach Autoritäten, die angeblich eindeutig den Weg weisen und alle Probleme lösen. Offenbar fühlt man sich von den demokratischen Entscheidungsprozessen ausgeschlossen oder sogar fremdbestimmt. Dadurch wird deutlich, dass die Demokratie auch ein gefährdetes und sehr zerbrechliches Gut ist. Darum muss sie noch verständlicher gelebt werden und möglichst viele Menschen aktiv einbeziehen.

Die Entwicklung der zurückliegenden Jahre hat mir klargemacht, dass Menschen zu jeder Zeit verführbar sein können. Bis dahin war es mir nicht verständlich, wie es im Deutschen Reich zur Machtergreifung durch die Nazis, zum Zweiten Weltkrieg und zur Vernichtung der Juden kommen konnte. Inzwischen ahne ich, dass so etwas auch heute nicht absolut unmöglich erscheint. Und das erschreckt und ängstigt mich.

Darf ein Christ AfD-Mitglied sein?

Das muss jeder selbst vor seinem Gewissen entscheiden. Ich kann aber Argumente liefern. Für mich ist klar, dass auf jeden Fall die Vorstellungen des völkisch-nationalen Flügels nicht mit der Botschaft des Evangeliums vereinbar sind.

Bei Wahlen verzwergt die politische Mitte immer mehr. Eine Gefahr für die Demokratie?

Die große Zahl an Wechselwählern macht mir Sorgen, kurioserweise auch von den Linken zur AfD. Natürlich muss es Vielfalt und Entwicklungen in einer Demokratie geben. Aber wenn das Ganze überhaupt nicht mehr berechenbar ist und solche irrationalen Wanderungen stattfinden, werden die Grundfesten der Demokratie in Stückchen erschüttert. Vor allem frage ich mich: Mit welchen Werten und Überzeugungen leben Menschen, wenn es ihnen so leicht fällt, von einer politischen Seite zu einer völlig anderen zu wechseln?

Besonnen und solidarisch bleiben.

Gastbeitrag über die zwischenmenschlichen Beziehungen in der Krise für die *Magdeburger Volksstimme* vom 25. März 2020

Die gegenwärtige Krise – durch das Corona-Virus ausgelöst – ist ein dramatischer Einschnitt in unser gesellschaftliches Leben, den sich vor ein paar Wochen oder sogar Tagen kaum jemand hätte vorstellen können. Maßnahmen sind erforderlich geworden, von denen inzwischen jede und jeder betroffen ist. Der Alltag muss neu organisiert werden. Viele kommen an die Grenzen ihrer Kräfte, haben Not mit der auferlegten Einsamkeit und müssen um ihre wirtschaftliche Existenz fürchten. Schmerzhaft wird uns bewusst, dass wir nicht alles im Griff haben und sehr verwundbar und verletzlich sind. Was bislang normal und selbstverständlich schien, gilt nicht mehr. Das verunsichert und macht Angst.

Und weil wir sicherheitshalber auf Abstand gehen müssen, ist es nötiger denn je, andere Formen der Kommunikation und des Füreinander-Daseins zu suchen und zu pflegen. Wie es trotz allem menschenfreundlich zugehen könnte, hat Rabbi Yosef Kanefsky aus Los Angeles so ausgedrückt: "Jede Hand, die wir nicht schütteln, sollte stattdessen ein Telefonanruf werden. Jede Umarmung, die wir vermeiden, sollte Ausdruck in Worten von Wärme und Sorge finden. Jeder Zentimeter, den wir Abstand zueinander halten, sollte zum Nachdenken darüber führen, wie wir einander helfen können, wenn es notwendig wird."

Ja, es geht in diesen Tagen nicht allein um das Virus und seine Eindämmung, es geht auch um unser persönliches Verhalten und unsere zwischenmenschlichen Beziehungen. Denn eine Notlage kann unter uns sowohl das Beste als auch das Schlechteste zum Vorschein bringen. Dass einige trotz aller Warnungen sich nach wie vor zu Partys getroffen oder andere sogar aus Kliniken die Behälter mit Desinfektionsflüssigkeit aus der Wand gerissen haben, sind traurige Belege dafür. Die Bedrohung, der jede und jeder von uns ausgesetzt ist, fordert enorm heraus. Und niemand weiß derzeit, wie es weitergeht, wie lange wir in diesem Ausnahmezustand leben müssen und welche Auswirkungen diese Krise langfristig haben wird.

Umso wichtiger ist es jetzt, besonnen und solidarisch zu bleiben. Und vielleicht ist es auch genauso wichtig, auf der Hut zu sein, dass die eigene Unsicherheit sich nicht unversehens gegen andere richtet, die "zu wenig tun", "mich eventuell leichtsinnig angesteckt haben", oder wie auch immer die Schuldzuweisungen lauten mögen. Solidarisch zu sein, bedeutet auch, an all diejenigen zu denken und ihnen zu danken, die jetzt alles geben, damit das Leben trotz aller Einschränkungen aufrechterhalten werden kann: im medizinischen Bereich und bei der Versorgung mit Le-

bensmitteln, bei politischen Entscheidungen und bei der Aufrechterhaltung von Sicherheit. Solidarisch zu sein, bedeutet aber auch, diejenigen nicht aus dem Blick zu verlieren, denen es derzeit noch schlechter geht als uns, vor allem in den Kriegsregionen und Flüchtlingslagern, wo die meisten keinerlei Möglichkeit haben, sich vor dem Virus zu schützen.

Als Kirchen versuchen wir nach Kräften, unseren Beitrag zur Mitmenschlichkeit und zum Gemeinwohl zu leisten. Dabei halten wir uns selbstverständlich an die staatlichen Vorgaben. Schweren Herzens haben wir schon vor Tagen sowohl unsere öffentlichen Gottesdienste und anderen Veranstaltungen abgesagt als auch unsere sonstigen Einrichtungen geschlossen. Dennoch besteht weiterhin, solange es keine anderen Weisungen gibt, die Möglichkeit, individuell in unseren Kirchen zur Ruhe zu kommen, vielleicht eine Kerze anzuzünden oder auch zu beten. Gern stehen unsere Seelsorgerinnen und Seelsorger auch telefonisch oder über andere Kommunikationsmittel für Gespräche zur Verfügung. Angesichts des Leids, das die gegenwärtige Krise mit sich bringt, haben wir Christen zwar auch keine einfachen Antworten. Doch wir glauben, dass wir nicht nur auf uns selbst gestellt sind, sondern auch auf den vertrauen können, den wir Gott nennen. Davon motiviert, lassen wir uns nicht lähmen, sondern hoffen, auch anderen Trost und Zuversicht vermitteln zu können.

» [...] es geht auch um unser persönliches Verhalten und unsere zwischenmenschlichen Beziehungen. Denn eine Notlage kann unter uns sowohl das Beste als auch das Schlechteste zum Vorschein bringen.«

Schöpferische Ideen

Videobotschaft zur Karwoche am 3. April 2020

Liebe Schwestern und Brüder im Bistum Magdeburg und darüber hinaus, in diesem Jahr ist vieles – momentan fast alles – anders als jemals zuvor. So blühten bei mir im Garten schon einige Tage vor Aschermittwoch die Osterglocken in leuchtender Pracht, und nun gehen wir aufgrund der Corona-Pandemie auf eine Karwoche und ein Osterfest ohne öffentliche Gottesdienste zu. Das, was eigentlich dem Wesen nach zu unserem Christ- und Kirche-Sein dazugehört – sich gemeinschaftlich zu versammeln, um Gott die Ehre zu geben, seine Heilstaten zu feiern und daraus Kraft und Zuversicht zu gewinnen – ist uns diesmal sogar bei den wichtigsten und eindrücklichsten Liturgien des ganzen Kirchenjahres verwehrt. Das macht traurig und tut weh. Viele können sich das immer noch nicht richtig vorstellen, auf so vertraute Feiern verzichten und diese Tage irgendwie anders verbringen zu müssen. Pläne waren doch schon gemacht und Sänger wie Musiker hatten bereits aufwendig geübt. Und dann sollten ja auch einige Erwachsene in der Osternacht oder im Umfeld davon feierlich in unsere Kirche aufgenommen beziehungsweise sakramentaler mit ihr verbunden werden. Wie das nun geschieht, ist wohl zumeist noch offen. Sicher werden dafür aber Lösungen gefunden.

Manche Christen beklagen inzwischen, dass ihre Religionsfreiheit willkürlich eingeschränkt sei und die Kirchen sich nicht entschieden dagegen zur Wehr setzen würden. Worum es in dieser Krise aber geht, ist nicht unsere Selbsterhaltung oder Durchsetzungskraft, sondern die Solidarität mit allen unseren Mitbürgerinnen und Mitbürgern. Es geht um den vorsorglichen Schutz vor gegenseitiger Ansteckung mit dem unberechenbaren Corona-Virus und einem Kollaps unseres Gesundheitswesens mit noch mehr tragischen Todesfällen. Dabei sollten wir auch auf andere Länder wie Italien und Spanien schauen. Offenbar nehmen einige die Gefahr immer noch nicht ernst. Natürlich bedeutet die Absage aller öffentlichen Gottesdienste einen ungeheuren Einschnitt in das religiöse Leben vieler Gläubigen. Mich selbst erschüttert das enorm. Auch ich weiß noch nicht so richtig, wie ich konkret mit den Kar- und Ostertagen umgehen soll, und frage mich, was sie wohl mit mir machen werden.

» Worum es in dieser Krise aber geht, ist nicht unsere Selbsterhaltung oder Durchsetzungskraft, sondern die Solidarität mit allen unseren Mitbürgerinnen und Mitbürgern.«

Lebendiger Glaube

Andererseits bin ich erstaunt und erfreut, wie viele schöpferische Ideen und anregende Empfehlungen es auch in unserem Bistum gibt, um nicht zu vereinsamen, Familienangehörigen und Nachbarn das Leben erträglicher zu machen und in seinem Glauben lebendig zu bleiben. Ich danke allen Haupt- und Ehrenamtlichen, die mit großem Einsatz Wege suchen und gehen, um Menschen trotz widriger Umstände geistlich zu begleiten und virtuell zusammenzubringen: per Telefon oder Internet sowie Livestream und durch andere soziale Medien. Auch Radio und Fernsehen können helfen, Gottesdienste bewusst mitzufeiern oder Verbundenheit zu erfahren. Darüber hinaus gibt es vielfältige Einladungen, zu bestimmten Zeiten und Anlässen miteinander zu beten. Wenn Sie Glocken – von welcher Kirche auch immer – läuten hören, dann sollten Sie besonders daran denken, dass jetzt auch andere beten.

Angesichts der gegenwärtigen schweren Krise wirken ideologische Auseinandersetzungen über die Möglichkeit, übliche Gottesdienste – nur eben im kleinsten Kreis – per Funk oder Bildschirm mitzufeiern oder in häuslicher Umgebung zusammen mit anderen beziehungsweise allein eigene zu gestalten, als befremdlich. Die entscheidende Frage ist nicht: "Wie kann man die Tradition und die kirchlichen Regeln einhalten?" Die entscheidende Frage lautet vielmehr: "Wie kann Menschen in ihrer Trauer und Angst ganzheitlich geholfen werden, an Seele und Leib? Was kann ihren Glauben stärken und ihre Not lindern?" Wenn Christen sich dann – weil es zurzeit in den Kirchen nicht geht – daheim zu Gebeten und zu kleinen Gottesdiensten versammeln, ist das nicht als Konkurrenz zu den offiziellen Liturgien oder als billige Ersatzlösung anzusehen, sondern als lebendiger Ausdruck des gemeinsamen Priestertums aller Getauften und Gefirmten zu begrüßen. Dabei ist zum Beispiel eine häusliche Agape-Feier am Gründonnerstag eine besondere Möglichkeit, in guter biblischer Weise zusammen zu sein und darauf zu vertrauen, dass der Herr anwesend ist.

In diesem Sinne lade ich Sie, liebe Schwestern und Brüder ein, sowohl die für Sie erreichbaren Gottesdienste per Rundfunk, Fernsehen oder Internet mitzufeiern, als auch nach Möglichkeiten zu suchen, das Geheimnis von Tod und Auferstehung Jesu bei Ihnen allein oder in häuslicher Gemeinschaft durch biblische Lektüre, Gebet und Gesang gegenwärtig werden zu lassen und ihm vielleicht durch ein festliches Mahl außerdem noch sinnenhaft Ausdruck zu verleihen.

Fürbitte für Erkrankte

Liebe Schwestern und Brüder, sicher werden die Kar- und Ostertage diesmal völlig anders sein als sonst. Jede Zeit aber ist Bewährungs- und Heilszeit. Haben wir dabei nicht nur uns im Blick, sondern auch alle, für die Kirche – wie Papst Franziskus es formuliert hat – ein "Feldlazarett" sein könnte. Zur Karfreitagsliturgie gehören traditionellerweise 10 ausführliche Fürbitten dazu. In diesem Jahr ist eine weitere offiziell hinzugefügt. Mit ihr möchte ich schließen:

"Lasst uns auch beten für alle Menschen, die in diesen Wochen schwer erkrankt sind; für alle, die in Angst leben und füreinander Sorge tragen; für alle, die sich in Medizin und Pflege um kranke Menschen kümmern; für die Forschenden, die nach Schutz und Heilmitteln suchen, und für alle, die Entscheidungen treffen müssen und im Einsatz sind für die Gesellschaft, aber auch für die vielen, die der Tod aus dem Leben gerissen hat.

Allmächtiger, ewiger Gott, du bist uns Zuflucht und Stärke; viele Generationen haben dich als mächtig erfahren, als Helfer in allen Nöten. Steh allen bei, die von dieser Krise betroffen sind, und stärke in uns den Glauben, dass du alle Menschen in deinen guten Händen hältst. Die Verstorbenen aber nimm auf in dein Reich, wo sie bei dir geborgen sind. Darum bitten wir durch Christus unseren Herrn."

Liebe Schwestern und Brüder, bleiben Sie behütet! Verlieren Sie nicht den Mut und die Zuversicht! Suchen Sie Ihren eigenen Weg durch die Kar- und Ostertage, Ihre Weise, mit Gott und der Kirche verbunden zu bleiben. Verzetteln Sie sich dabei nicht in zu vielen Aktionen, sondern besinnen Sie sich auf das Wesentliche! Und beten Sie auch für unser Bistum und alle, die darin Verantwortung wahrnehmen! Ihnen allen gesegnete Kar- und Ostertage!



Livestream-Aufnahme in St. Sebastian, Magdeburg, durch Eulenspiegel Multimedia; Bildrechte: Susanne Sperling

Zwischen Kontrollverlust und Aktionismus

Beitrag zum Umgang mit der Corona-Pandemie vom 30. März 2020, verkürzt für *Christ & Welt* vom 16. April 2020

Katastrophen gibt es immer wieder. In markanter Erinnerung ist mir da zunächst der dramatische Wintereinbruch mit seinen unglaublichen Schneemassen und Frostgraden nach Weihnachten 1978 in der DDR. Eine Zeit lang kamen Versorgung und Verkehr, Wirtschaft und öffentliches Leben fast völlig zum Erliegen. Nach einem kurzen Besuch bei meinen Eltern in Halle wollte ich zu meinem ersten Einsatzort als Neupriester – nach Salzwedel – zurück und erlebte mit der Deutschen Reichsbahn eine unvergessliche Odyssee. Und dann das Elbehochwasser 2002 und 2013 mit seinen unberechenbaren Abläufen und schwerwiegenden materiellen wie existentiellen Folgen für viele. Ich selbst kam in Magdeburg trotz mancher notwendig werdender Sicherungsvorkehrungen und kurzzeitiger Evakuierung noch glimpflich davon. Was bei jedem dieser Ereignisse positiv auffiel war, dass die Gesellschaft angesichts der Notlage auf einmal merklich zusammenrückte, wildfremde Menschen ohne Hemmungen ins Gespräch kamen und man sich gegenseitig über alle Unterschiede hinaus fast selbstverständlich half.

Und nun erleben wir – durch das Corona-Virus ausgelöst – eine neue Krise, die unsere bisherigen Vorstellungen weit überschreitet und uns ziemlich hilflos macht. Unsichtbar für das bloße Auge ist seine Auswirkung doch anscheinend verheerender als vieles zuvor. Die schon eingetretenen Folgen sind jedenfalls beängstigend, und ein wirkliches Gegenmittel ist noch nicht in Sicht. Um die Bedrohung zu verlangsamen, abzuschwächen und einzudämmen, sind durch die politischen und gesellschaftlichen Verantwortungsträger drastische Verordnungen erlassen und einschneidende Maßnahmen ergriffen worden. Für viele Regionen gilt so etwas wie Hausarrest. Auch die Kirchen halten sich daran und haben alle öffentlichen Gottesdienste erst einmal bis über Ostern hinaus abgesagt. Eine so außergewöhnliche Situation hätte sich niemand von uns noch vor wenigen Wochen oder sogar Tagen vorstellen können. Viele sind gewissermaßen aus der Bahn geworfen und verunsichert, müssen sich neu orientieren und bangen um ihre Zukunft. Manche reagieren – bewusst oder unbewusst – vielleicht auch ähnlich wie nach einem Todesfall oder einem anderen niederschmetternden Schicksalsschlag. So etwas zu verarbeiten, braucht Zeit und kennt unterschiedliche Ausdrucksformen und Trauerphasen.

Anfangs hat es manche gegeben, die einfach nicht wahrhaben wollten, in welcher Gefahr wir uns schon befinden, und diese ignoriert oder verdrängt. "So schlimm" – war zu hören – "wird es schon nicht sein. Nur nicht übertreiben!" Vereinzelt wurden sogar leichtfertig noch "Corona-Partys" gefeiert. Andere wiederum ließen und lassen sich zu kuriosen Erklärungsversuchen, absurden Verschwörungstheorien und esoterischen Spinnereien hinreißen. Corona – so wird da behauptet – sei von außerirdischen Wesen herangezüchtet worden, um die Menschheit gefügig zu machen, die Schwachen auszurotten und die Überlebenden zu versklaven. Populär ist auch, raffinierte Pharmakonzerne dafür verantwortlich zu machen, die das Virus verbreitet haben sollen, um mit schon längst entwickelten, jedoch noch zurückgehaltenen Impfstoffen demnächst Unsummen zu verdienen. Einige halten stattdessen die Mikrowellenstrahlung von 5G-Funkmasten für die Ursache dieses Übels oder empfehlen einen bestimmten Zahlencode als energetische Abwehrformel. Und schließlich wissen etliche religiöse Fundamentalisten ganz genau, dass diese Pandemie eine göttliche Strafe für alle menschlichen Verfehlungen und neuzeitlichen Entwicklungen sei, auch für alle innerkatholischen Reformbestrebungen und natürlich damit ebenso für den bei uns begonnenen Synodalen Weg. Dagegen steht die biblische Botschaft mit der festen Überzeugung, wie sie auch das jüngste gemeinsame Wort der katholischen, evangelischen und orthodoxen Kirche in Deutschland zum Ausdruck bringt: "Krankheit ist keine Strafe Gottes – weder für Einzelne, noch für ganze Gesellschaften, Nationen und Kontinente oder gar für die ganze Menschheit. Krankheiten gehören zu unserer menschlichen Natur als verwundbare und zerbrechliche Wesen. Dennoch können Krankheiten und Krisen sehr wohl den Glauben an die Weisheit und Güte Gottes und auch an ihn selbst erschüttern. Krankheiten und Krisen stellen uns Menschen vor Fragen, über die wir nicht leicht hinweggehen können. Auch wir Christen sind mit diesen Fragen nach dem Sinn menschlichen Leids konfrontiert und haben keine einfachen Antworten darauf."

In dieser Situation stellt sich manche Hilflosigkeit ein. Wie soll man darauf reagieren, dass plötzlich fast alles nicht mehr so ist wie gewohnt, vieles abbricht, die Kontrolle über wesentliche Lebensvollzüge verloren geht und sich vielleicht eine große Leere auftut? So wie nach dem Tod eines geliebten Menschen die Erledigung der Beerdigungsformalitäten und die Beschäftigung mit seinem Nachlass erst einmal den schmerzlichen Verlust ein wenig überbrücken und die Gedanken ablenken können, so erwecken in mir die vielfältigen Aktivitäten, die momentan auch in kirchlichen Kreisen ausgelöst werden, den Eindruck, eine vergleichbare Funktion zu übernehmen. Wir wollen, weil sich uns das große Ganze entzieht und wir es nicht mehr selbstverständlich im Griff haben, wenigstens kleine Dinge doch noch irgendwie beherrschen. Übrigens hat ein Konsumpsychologe neulich die Hamsterkäufe von Toilettenpapier und Grundnahrungsmitteln ähnlich gedeutet. Statt sich jetzt vielleicht unterbrechen und entschleunigen zu

lassen – was sich zutiefst mit Religion verbindet – und auf Wesentliches zu besinnen, kann man auch einem Aktionismus verfallen und sich mit allem Möglichen beschäftigen, zerstreuen und verzetteln. Da läuten die Glocken je nach Region und Vereinbarung ökumenisch vereint oder konfessionell gesondert 12.00 Uhr, 18.00 Uhr oder 19.30 Uhr. Da wird dazu eingeladen, zu bestimmten Zeiten Kerzen in die Fenster zu stellen, auf Balkonen und aus Fenstern zu musizieren und für alle im medizinischen Einsatz Stehenden zu klatschen, das Vater unser oder den Rosenkranz zu beten und sich dabei weltweit zu verbinden. Da stellen päpstliche Behörden den pastoralen Notstand fest und erklären detailliert, wie Generalabsolutionen erteilt und Ablässe gewährt werden können. Da wird durch uns Bischöfe von der nur kaum noch wirksamen oder lediglich nur noch wenige motivierenden sogenannten Sonntagspflicht entbunden und auf Gottesdienstübertragungen in den verschiedenen Medien hingewiesen. Da laufen einzelne Priester mit einer Monstranz durch leere Straßen und fast alle von ihnen feiern, weil keine öffentlichen Gottesdienste mehr stattfinden dürfen, Eucharistie allein oder mit wenigen anderen in geschlossenen Kirchen. Da wird ein Bistum eigens Maria und ein anderes ihrem und Jesu Herzen geweiht. Da gibt es ermutigende Videobotschaften und konkrete Handreichungen für häusliche Gebete und Gottesdienste. Und vieles andere mehr wird empfohlen, um nicht zu vereinsamen, Familienangehörigen und Nachbarn das Leben erträglicher zu machen und in seinem Glauben lebendig zu bleiben. Zugleich finden Diskussionen darüber statt, inwieweit Einzelzelebrationen generell oder dieser Situation geschuldet möglich sein sollten oder ein priesterliches Amtsverständnis widerspiegeln, das heutzutage nicht mehr zu verantworten ist. Wenn andererseits dann Hausgemeinden beschworen werden, zu denen die Kommunion gebracht werden sollte, frage ich mich, wie das – auch angesichts der verordneten Distanzierungsmaßnahmen – mit religions- oder konfessionsverschiedenen Familien und sonstigen Partnerschaften sowie alleinstehenden Christen überhaupt umgesetzt werden könnte. Vermutlich gehen solche Vorstellungen von Verhältnissen aus, wie es sie irgendwann einmal gab und irgendwo vielleicht noch gibt oder in Zukunft geben wird, in meinem Bistum aber kaum noch oder bislang nur wenig anzutreffen sind.

» Krankheiten gehören zu unserer menschlichen Natur als verwundbare und zerbrechliche Wesen. Krankheiten und Krisen stellen uns Menschen vor Fragen, über die wir nicht leicht hinweggehen können.«

Manche der zahlreichen Anregungen und Bemühungen halte ich für sinnvoll und hilfreich, andere dagegen erscheinen mir – als jemandem, der in einem kirchenfeindlichen System groß geworden ist, seinen Glauben immer auch vernünftig be-gründen musste und heute in einem extrem säkularen Kontext lebt – befremdlich. Darf man zum Beispiel bestimmte Frömmigkeitsformen derart instrumentalisieren? Zeigt sich darin nicht ein durch das Christentum eigentlich überwundenes archaisches Gottesbild und Religionsverständnis? Soll der Himmel immer noch durch beeindruckende Taten und Werke umgestimmt werden?

Zum Aktionismus dieser Tage gehören auch manche Versuche, möglichst viel von dem, was jetzt ausfallen muss, zusätzlich zu den schon geplanten Terminen noch auf den kommenden Herbst oder das nächste Jahr "umzubuchen", damit ja alles aufgeholt und fortgeführt werden kann. Dahinter steht vermutlich die Vorstellung, dass der "Corona-Spuk" bald vorbei sei und das Leben dann wieder so laufen würde, als wenn nichts gewesen wäre. Ist das nicht illusionär? Werden sich unsere Welt, unsere Gesellschaft und unsere Kirche durch diese Krise nicht weit mehr und nachhaltiger verändern als gedacht? Wäre es darum nicht sinnvoller, stattdessen intensiver darüber nachzudenken, ob nicht vieles ganz anders angegangen werden müsste und auf manches vielleicht auch verzichtet werden könnte? Wieviel Routine und Selbstlauf gibt es doch, wieviel Konferenzen, Tagungen, Workshops und sonstige Treffen, die nicht unbedingt weiterführen, uns aber enorm beschäftigen! Ist wirklich alles davon nötig oder heilsam?

"Mir kommt das" – so hat Thomas Frings sein Empfinden angesichts der gegenwärtigen Situation jüngst umschrieben – "gerade vor wie ein langer Karfreitag. … Die Stimmung hat für mich etwas quasi Religiöses." Dem sollte man sich – so meine ich – bewusst stellen und versuchen, die damit verbundene Ohnmacht nicht mit irgendwelchen Aktivitäten zu überbrücken oder zu umgehen, sondern sie zu ertragen und auszuhalten. Und vielleicht stellen sich dann ganz wesentliche und sehr persönliche Fragen nach dem, was mich dennoch trägt und wozu ich berufen bin. Und noch eines: Der Karfreitag ist zweifellos furchtbar und bedrückend, bedeutet aber nicht das Ende, sondern den Durchgang zu Ostern. Die Auferstehung zu neuem Leben jedoch ist etwas anderes als das, was hinter uns liegt.

Zwischen Gottesdienstverbot und möglichen Lockerungen

Gastbeitrag für *katholisch.de* vom 20. und für die *Magdeburger Volksstimme* vom 21. April 2020

Für viele war und ist es schmerzlich, schon seit Wochen – vor allem aber an den Kar- und Ostertagen – nicht mehr leiblich in einem Gottesdienst gewesen zu sein. Die vertraute Gemeinschaft und die sonst stärkende Kommunion werden sehr vermisst. Außerdem sind zahlreiche erwachsene Taufbewerber, Erstkommunionkinder und jugendliche Firmlinge traurig, die sie betreffenden Sakramente nun erst zu einem späteren – noch nicht konkret auszumachenden – Termin empfangen zu können. Das verstehe ich ganz und gar! Keine Frage! Auch mir liegt die Religionsfreiheit am Herzen und tut es weh, immer noch auf öffentliche Gottesdienste verzichten zu müssen, zumal für uns Katholiken ja die Eucharistiefeier Quelle und Gipfel allen Christ- und Kirche-Seins ist. Mich irritiert aber zunehmend der Unmut, den manche Gläubige und kirchliche Verantwortungsträger inzwischen wehleidig oder kämpferisch zum Ausdruck bringen. Sollten wir als Christen nicht eher verantwortungsbewusst und solidarisch mit dafür Sorge tragen, die lebensbedrohliche Ansteckungsgefahr durch das Corona-Virus einzudämmen und eine medizinische Überforderung unserer Gesellschaft zu verhindern, als ähnlich wie verschiedene Lobbyisten versuchen, unsere Partikularinteressen durchzusetzen? Und sind gegenüber den Nöten und Leiden derer, die um ihr eigenes Leben oder das von Verwandten bangen müssen, die kaum noch eine wirtschaftliche Perspektive für sich sehen oder die im Einsatz gegen die Pandemie beruflich in vorderster Linie gefragt sind, unsere Gottesdienstausfälle nicht fast Luxusprobleme? Da gilt es, die Güter entsprechend abzuwägen.

Ist es berechtigt, von einer – wie ich kürzlich lesen konnte – "Gesundheitsdiktatur" zu reden? Demgegenüber kenne ich zunächst einmal fast niemanden, der bei Glückwünschen nicht immer wieder hervorhebt, wie wichtig besonders die Gesundheit sei. Sicher wird sie aus christlicher Perspektive nicht als höchster Wert angesehen, sie sollte aber auch nicht leichtfertig aufs Spiel gesetzt werden. Und außerdem gibt es beträchtliche Unterschiede zwischen einer autoritären Diktatur, die aus ideologischen Gründen Freiheitsrechte unterdrückt, und einem demokratischen Staat, der um des Gemeinwohls willen zeitweise manches beschränkt. Jetzt vielleicht ein Widerstandsrecht gegenüber einem vermeintlichen "Obrigkeitsstaat" zu reklamieren, halte ich für anachronistisch. Dabei möchte auch ich freilich nicht entmündigt und blind auf ein Kollektiv oder eine Volksgemeinschaft eingeschworen werden, bin jedoch bereit, derartige Anordnungen in Kauf zu nehmen, wenn sie denn als sinnvoll und hilfreich erscheinen. Zu-

gleich sollte man aber durchaus wachsam bleiben, um sich die vom Grundgesetz garantierte Religionsfreiheit nicht schrittweise und hinterrücks durch vielleicht antireligiös wirkende Kräfte aushebeln zu lassen.

Jegliche Freiheit ist – und das sollte ebenso bedacht werden – nicht grenzenlos, sondern endet dort, wo die Freiheit des oder der anderen beginnt. Ähnlich wie ein antiautoritär erzogenes Kind, wenn es sich übergriffig verhält, deutlich in seine Schranken gewiesen werden muss, hat auch niemand ein Recht, irgendwelche Mitmenschen bewusst oder unbewusst durch Ansteckung in Gefahr zu bringen. Vielleicht bin ich als ehemaliger DDR-Bürger mit einer solchen Meinung nicht ganz freiheitstauglich, auf jeden Fall aber habe ich ein Gespür dafür, dass auch in einer demokratisch-pluralistischen Gesellschaft nicht alle ihren Selbstverwirklichungsfantasien um jeden Preis freien Lauf lassen können, sondern mancher Verzicht und manches Opfer nötig ist, um ein gedeihliches Zusammenleben zu ermöglichen.

Wenn seitens der Kirchen nunmehr der Druck auf den Staat erhöht wird, dass baldmöglichst wieder Gottesdienste nicht nur per Radio, Fernsehen und Livestream mitgefeiert werden können, frage ich mich natürlich, ob das in der den aktuellen gesetzlichen Vorschriften anzupassenden Form tatsächlich den Glauben fördert oder eher zum Krampf wird. Ich kann mir bis jetzt jedenfalls kaum vorstellen, wie Gottesdienste mit Zugangsbegrenzung, Anwesenheitsliste, Abstandswahrung, Mundschutz, Handschuhen, einem Desinfektionsritus vor der Gabenbereitung und der Austeilung der Kommunion mittels einer – noch zu erfindenden – liturgischen Zange gottgefällig und heilsdienlich sein sollen. Wie und nach welchen Kriterien soll darüber entschieden werden, wer teilnehmen darf und wer nicht? Wer soll überwachen, dass auch alle Regeln eingehalten werden? Und was ist mit den Gemeinden, die nur kleine Kirchen oder Kapellen haben? Werden auf diese Weise nicht neue Probleme geschaffen und die Frustration vergrößert? Sollte man nicht noch etwas abwarten, um erst dann wieder gemeinsam Gottesdienste zu feiern, wenn es natürlicher und menschenfreundlicher geschehen kann? Bis dahin aber dürfte jemand, dem Glaube und Kirche etwas bedeuten, auch weiterhin Möglichkeiten finden, um geistlich zu überleben. Schließlich bleiben ja zum Beispiel auch die Kirchen zum individuellen Gebet geöffnet.

Ein Pyrrhussieg?

Stellungnahme vom 26. April 2020

Manche werten es als Erfolg, dass in Deutschland – regional verschieden – inzwischen schon oder bald wieder sogenannte öffentliche Gottesdienste möglich sind. Aber ist das nicht ein Pyrrhussieg? Was ist damit gewonnen? Unter welchen Voraussetzungen? Für wen? Und mit was für Folgen?

Liest man die schon existierenden diesbezüglichen kirchlichen Empfehlungen, Eckpunkte, Schutzkonzepte oder Dienstanweisungen, kann man einen Eindruck davon bekommen, was da zu erwarten ist. Selbst kann ich nicht beurteilen, ob alle angeordneten Schutzmaßnahmen und hygienischen Regeln wirklich notwendig sind, halte es aber für wichtig und sinnvoll, sie zu befolgen. Sollten unter diesen Bedingungen aber Gottesdienste gefeiert werden?

Wirklich öffentlich sind sie ja gar nicht. Nur eine geringe Zahl von Gläubigen wird nach bestimmten Kriterien zugelassen. Nicht die Kranken und Schwachen dürfen kommen, sondern nur die Starken und Gesunden. Auch die mit einer schwachen Blase müssen fernbleiben, da ja die Toiletten zu schließen sind. Und dann ist es notwendig sich anzumelden. Digitale haben da sicher einen Vorteil vor den Analogen. Und wer oder was entscheidet über eine Teilnahme? Die Schnelligkeit oder Beziehungen? Kommen immer dieselben oder wird ständig gewechselt? Wird es irgendwie gerecht zugehen oder nicht? Und wie soll man sich die Ordner und Ordnerinnen vorstellen, die den Einlass regeln? Welche Fähigkeiten werden von ihnen erwartet? Fragen über Fragen, auf die ich keine befriedigenden Antworten weiß.

Und dann sind die Verhältnisse unserer Gemeinden und Gebäude ja auch noch sehr unterschiedlich. In manchen Orten kommen nur 20-50 Gläubige zum Gottesdienst, in anderen 100-200. Wir haben kleine Gemeinden mit großen Kirchen und große Gemeinden mit kleinen Kirchen. Die meisten Gemeinden verfügen nur über verhältnismäßig kleine Kirchen, bei denen die geforderten Quadrat- oder Kubikmeter für jeden einzelnen Gläubigen nur wenigen erlauben würden, das Privileg einer Gottesdienstteilnahme in Anspruch zu nehmen. Viele blieben also ausgeschlossen. Und das wird als positiver Zwischenschritt begrüßt?

Zudem mutet die Gestalt und Art der liturgischen Feier, wie sie sich aus den entsprechenden Texten erschließt, sehr sonderbar an. Kann man überhaupt so einen Gottesdienst feiern? Vereinzelt im Raum, mit deutlicher Distanz zueinander, möglichst ohne Gesang und Dialog, vielleicht auch noch mit Mund- und Nasenschutz? Mir kommt da wieder die vorkonziliare Form der Messe in Erinnerung, die – wie es hieß – "gelesen" wurde und bei der manche mangels wirklicher Beteiligung den Rosenkranz beteten. Kommt es bei einer Eucharistiefeier nicht auf mehr an als nur auf den rituellen Vollzug und ein objektives Heilsgeschehen? Und was ist mit der Kommunion? Egal ob mit Desinfektionsmittel, Handschuh oder Zange, bei keiner dieser fragwürdigen Methoden ist eine Ansteckungsgefahr völlig auszuschließen. Glaubt jemand wirklich, dass solche sterilen Gottesdienste das Herz erheben und die Seele trösten können oder Kinder und Jugendliche nur im Geringsten ansprechen? Wie soll dabei Gemeinschaft mit dem auferstandenen Herrn und miteinander erfahrbar werden?

Manche meinen, dass es statt solcher bizarren Lösungsversuche sinnvoller wäre, sich noch eine Zeit lang im eucharistischen Fasten zu üben. Sollte die Kraft dieser Speise, die viele schon so oft empfangen haben, nicht weiterwirken und uns über die gegenwärtige Durststrecke hinwegtragen? Wie bleiben eigentlich die vielen katholischen Gläubigen auf der Welt, die aufgrund des großen Priestermangels nur wenige Male im Jahr die Eucharistie mitfeiern und die Kommunion empfangen können, in ihrem Glauben lebendig? Jetzt hätten wir die Möglichkeit, dies einmal solidarisch nachzuvollziehen und intensiver darüber ins Gespräch zu kommen, was uns auch sonst geistlich trägt und was sich an Kirche vielleicht verändern müsste. Stattdessen versuchen wir, so schnell wie möglich wieder zu einer angeblichen Normalität zurückzukehren.

Und noch etwas gibt mir zu denken: Nur etwa 10 % der Katholiken in Deutschland – bei uns im Osten erfreulicherweise etwas mehr – nehmen in der Regel am sonntäglichen Gottesdienst teil. Und was die ausgefallenen Ostergottesdienste in diesem Jahr betrifft, so hat – wie eine Umfrage jüngst ergab – eine Mehrheit unter den Katholiken nichts vermisst. Wenn wir selbst jetzt eine große Zahl von Gläubigen aus unseren Gottesdiensten ausschließen und mit nur wenigen so sonderbar Liturgie feiern, wie aus den zum Teil schon wirksamen Anweisungen hervorgeht, braucht man sich nicht zu wundern, wenn wir allmählich in Gefahr geraten zu "versekten".

Ermutigende Worte des Bischofs von Magdeburg

Anlässlich der Instruktion der Kongregation für den Klerus vom 20. Juli 2020

Liebe Schwestern und Brüder im Bistum Magdeburg und darüber hinaus,

eigentlich hatte ich mich innerlich schon fast auf meinen Urlaub eingestellt, dann aber wurde von der römischen Kongregation für den Klerus mitten im "Sommerloch" ohne vorherige Konsultation mit uns Bischöfen oder Ankündigung eine Instruktion mit dem Titel "Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde im Dienst an der missionarischen Sendung der Kirche" veröffentlicht. Schon bald meldeten sich Bischöfe, Theologen und andere überwiegend kritisch zu Wort, einige hingegen lobten das Schreiben. Auf jeden Fall hat es zum Teil große Unsicherheiten und Fragen ausgelöst. Leider treffen wir deutschen Bischöfe uns erst beim Ständigen Rat am 24. August 2020 wieder, um darüber reden zu können. Angesichts mancher Besorgnis halte ich es jedoch für angebracht, mich heute schon einmal dazu zu äußern.

"Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist … Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft." In diesem Leitwort von 2004 sehen wir Christen im Bistum Magdeburg schon seit Jahrzehnten unsere besondere Sendung. Insofern stimme ich den Äußerungen von Papst Franziskus zur missionarischen Ausrichtung aller unserer Bemühungen, die die jüngste römische Instruktion zitiert, voll und ganz zu. Dass ein solcher Bewusstseinswandel nicht leicht ist und nur mühsam Gestalt annimmt, wissen wir aus eigener Erfahrung. Viele leben mit und aus ihren Erinnerungen und Prägungen und haben andere Vorstellungen von Kirche oder wollen sich in ihr einfach nur heimisch fühlen. Zudem gibt es unterschiedliche Meinungen darüber, wie Kirche zu sein hat. Inzwischen begreifen aber auch immer mehr, was wir in unseren Zukunftsbildern so formuliert haben: "Wir sind Gottes Zeugen hier und heute. Als schöpferische Minderheit setzen wir in ökumenischem Geist seinen Auftrag um: in unseren Pfarreien, in Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen, in Kooperationen mit Partnern in der Gesellschaft." Und das ist nicht nur Theorie. Immer wieder kann ich nur staunen, wie begnadet und kreativ auch eine "kleine Herde" von gläubigen Christen sein kann: in geistlichen und katechetischen Belangen, im Erziehungs- wie im Bildungsbereich, kulturell und politisch oder in der Sorge um Notleidende und

Bedürftige. Dafür bin ich allen sehr dankbar, ob geweiht oder beauftragt, angestellt oder ehrenamtlich, getauft oder uns anderweitig verbunden. Viele nehmen Verantwortung wahr, geben – auch wenn manche Erfahrungen entmutigen könnten – nicht auf, sondern bringen sich mit ihrem Glauben und Vertrauen, ihren Charismen und Fähigkeiten aufopferungsvoll ein, damit Kirche auch unter den ostdeutschen Voraussetzungen und Bedingungen einer äußerst säkularen Diaspora lebendig und wirksam bleibt. Wir haben nicht die Illusion, wenn man nur wolle, könne man alles erreichen, oder dass Kirche immer so sein muss, wie sie jahrzehntelang bei uns war. Zum einen ist sie nicht unser Werk, sondern verdankt sich Gott, zum anderen kann sie – wie ihre zweitausendjährige Geschichte und ihr heutiger weltweiter Zustand zeigen – auch unter schwierigsten Umständen Wurzeln schlagen und sich entfalten. Entscheidend ist aber, dass möglichst viele Getaufte und Gefirmte begreifen, eine eigene Berufung zu haben und gemeinsam Kirche zu sein. Außerdem ist entscheidend, sich nicht als Nachlassverwalter, sondern als Wegbereiter zu verstehen.

Große Veränderungen liegen bereits hinter uns. Seit 2010 haben wir 44 Pfarreien. Bei einer derzeitigen Katholikenzahl von etwa 79.000 ist das noch eine üppige Zahl, im Hinblick auf eine gewisse natürliche Nähe angesichts der Weite unseres Bistums und des Territoriums der einzelnen Pfarreien aber zu rechtfertigen. Inzwischen steht jedoch schon für zehn Pfarreien kein eigener Pfarrer mehr zur Verfügung und werden heutigen Einschätzungen zufolge 2030 insgesamt nur noch etwa 20 Priester im aktiven Dienst sein. Hinzu kommen weitere schwerwiegende Nöte, die auch nicht als Übergangsprobleme angesehen werden können. Die Gestalt von Kirche wird sich sogar noch dramatischer verändern als schon bisher; und das nicht nur bei uns. Da hilft es kein bisschen weiter, nur hehre Prinzipien heraufzubeschwören und auf kirchenrechtliche Vorgaben zu verweisen. Stattdessen muss unter Beachtung der theologischen und personellen, regionalen und ökonomischen Rahmenbedingungen verantwortungsbewusst und einfühlsam sowie kreativ und mutig überlegt, besprochen und entschieden werden, in welcher Form Pfarreien und Gemeinden auch in Zukunft noch bestehen und lebendig von Gott künden können.

In einem solchen Prozess sind wir schon seit langem. Dabei haben wir keine generellen Pläne und perfekten Lösungen, jedoch einige konkrete Vorstellungen und berechtigte Hoffnungen. Jede Pfarrei, die vor der Frage steht, wie es künftig weitergeht, soll sich daran orientieren, muss aber ihren je eigenen Weg finden, und wird durch das Ordinariat begleitet. Und so versuchen wir lokal und regional mit Haupt- und Ehrenamtlichen im Vertrauen auf den Beistand des Heiligen Geistes manches auszuprobieren und Schritte zu gehen, von denen wir meinen, dass sie uns konstruktiv weiterführen können. Als Lernende nehmen wir Anregungen gern an. Insofern werden wir auch die Aussagen der jüngsten römischen Instruktion bedenken. Als Bischof lasse ich mich von deren restriktiven Anordnungen aber nicht lähmen und blockieren, da vieles darin ziemlich wirklichkeitsfern ist – besonders was unsere extreme Diaspora-Situation betrifft, die man sich offenbar gar nicht vorstellen kann – und auch keinerlei positive Lösungsmöglichkeiten angesichts des noch größer werdenden Priestermangels aufgezeigt werden. Sicher war es nicht die bewusste Absicht der Klerus-Kongregation, unter den noch gutmütigen Christen "das geknickte Rohr zu zerbrechen und den glimmenden Docht auszulöschen" (vgl. Jes 42,2), dennoch hinterlässt die Instruktion neben Ratlosigkeit und Verärgerung auch großen Schaden. Manche wird sie demotivieren, sich für unsere Kirche überhaupt noch einzusetzen.

Liebe Schwestern und Brüder, lassen Sie sich nicht entmutigen! Suchen wir gemeinsam nach verantwortbaren und verkraftbaren Möglichkeiten, damit Kirche in unserem Bistum auch weiterhin lebendig bleibt und ihrer missionarischen Sendung gerecht werden kann! Mit großem Respekt und herzlichem Dank für Ihre Treue und Ihr Glaubenszeugnis grüße ich Sie und wünsche ich Ihnen sowohl eine stabile Gesundheit und einen angenehmen Sommer als auch und vor allem Gottes Segen.



Bischof Feige vor der Kathedralkirche St. Sebastian in Magdeburg; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Kolumnen unter der Rubrik "Gottes Bodenpersonal: Feige über Mut"

für *Christ & Welt* sowie *ZEIT ONLINE* vom 3. Dezember 2020 bis 2. Juni 2021

Leithammel sind auch nur Schafe

Wie geht man als Amtsträger mit Kritik um?

N° 50 vom 3.Dezember 2020

"Herzlich willkommen im Kreis der Hinterbänkler der Deutschen Bischofskonferenz!" So wurde ich nach meiner Weihe vor vielen Jahren von einem Mitbruder begrüßt, bezogen auf die hierarchische Sitzordnung bei den Vollversammlungen. Inzwischen bin ich platzmäßig vorgerückt und habe zugleich immer mehr erfahren, was es bedeutet, "für alles Krumme in der Kirche geradestehen" zu sollen oder zu müssen.

Dabei stellt sich manchmal die Frage, was eigentlich ein Bischof ist. Für staunende Kinder – selbst gehört – so etwas wie "der Nikolaus" oder – säkularer eingefärbt – "ein Zauberer mit Zauberstab". Journalisten hingegen beschreiben bischöfliche Aktivitäten überwiegend – verkürzt und zugespitzt – mit Worten wie: kritisieren, warnen, verurteilen, protestieren, bekämpfen oder fordern.

Darüber hinaus soll ein Bischof Hirt und Fischer sein, Vater und Bruder, Freund und Trostspender, Diener und Lehrer. So heißt es jedenfalls in einem römischen Dokument. Sind das nicht zu hohe oder zu blumige Ideale, die einem erst einmal den Atem verschlagen? Aber nicht nur kirchliche Texte beschreiben derartige Ansprüche. Auch viele Zeitgenossen – Christen wie Nichtchristen – haben die Vorstellung, ein Bischof müsste fast allen Erwartungen gerecht werden. Und so häufen sich Woche für Woche bei etlichen Bischöfen die Schreiben und Anrufe mit Vorwürfen, jämmerlich versagt zu haben, oder Forderungen, nun endlich die Kirche und die Welt zu retten. Nichts gegen konstruktive Kritik! Aber manchmal sind es auch unverschämte Pamphlete. Da kann man sich gelegentlich schon vorkommen, als sei man Bischof von "Absurdistan".

Irgendjemand hat mir mal eine Karte mit der Aufschrift geschenkt: "Bei Licht besehen ist auch der Leithammel nur ein Schaf." Für mich ist das tröstlich. Einerseits hat ein Bischof den anderen Gläubigen zwar immer wieder voran- oder nachzugehen und sie – wenn es sein muss – auch anzutreiben. Andererseits gehört er wie sie selbstverständlich aber auch weiterhin zum Volk Gottes.

In diesem Sinn hat schon der heilige Augustinus im Übergang vom 5. zum 6. Jahrhundert seine Aufgabe als Bischof in die Worte gefasst: "Wo mich erschreckt, was ich für euch

bin, tröstet mich, was ich mit euch bin. Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ. Jenes bezeichnet das Amt, dieses die Gnade, jenes die Gefahr, dieses das Heil."

Das in die Tat umzusetzen und zu leben – für- und miteinander Kirche zu sein – erfordert Mut und Elan, Vertrauen und Zuversicht, nicht nur von den Bischöfen. Dabei sollte man sich nicht gegenseitig überfordern oder den guten Willen absprechen.

Früher war nicht alles besser

Warum Erneuerungen lästig, aber unumgänglich sind

N° 1 vom 30. Dezember 2020

"Das haben wir schon immer so gemacht." Ironisch zugespitzt hat das Hubertus Schönemann von der Katholischen Arbeitsstelle für Missionarische Pastoral in Erfurt neulich einmal als die sieben letzten Worte der Kirche bezeichnet.

Offensichtlich sind die Vorstellungen, die die meisten von Kirche haben, nachhaltig durch persönliche Erfahrungen und überkommene Traditionen geprägt. So etwas lässt sich nicht einfach abschütteln. Darum bleibt für viele das Erscheinungsbild der Kirche von gestern auch der Maßstab für heute, fällt es anscheinend schwer, deren Gestalt inmitten der dramatischen Veränderungen unserer Welt neu zu denken, zu erhoffen und daran mitzuwirken. Stattdessen wird ihr Untergang beklagt oder herbeigeredet.

Sicher hat das nicht nur mit konservativen oder nostalgischen Haltungen zu tun, sondern ist dabei auch Angst mit im Spiel: Angst davor, etwas nicht mehr im Griff zu haben und vielleicht sogar ganz zu verlieren, oder Neues wagen zu sollen, ohne zu wissen, wie es ausgeht. Aber Angst muss nicht nur kontraproduktiv sein, sie kann auch mutig überwunden werden und sogar schöpferische Veranlagungen befördern.

Schließlich kennt die Geschichte keine Notwendigkeit, ist die Zukunft grundsätzlich offen und kann alles immer noch ganz anders kommen als befürchtet, erwartet oder geplant. Anregend kann auch sein, sich an frühere Entwicklungen zu erinnern, besonders an die Überwindung von Krisen oder Um- und Aufbrüche. Zudem hat die Kirche – so die christliche Überzeugung – nicht nur eine sehr menschliche Dimension, sondern wesentlich auch mit Gott zu tun.

Es gibt also gute Gründe, sich nicht krampfhaft an die Vergangenheit zu klammern, sondern sich den Zumutungen beherzt und tatkräftig zu stellen. Damit können Ängste und Blockaden überwunden und neue Wege beschritten werden. Auf keinen Fall ist ja das, was vom Zeitgeist früherer Jahrhunderte geprägt wurde, von vornherein besser als das, wozu uns heutige Erfordernisse und Möglichkeiten führen könnten.

Von Léon Bloy stammt der Ausspruch: "Reformen in der Kirche kommen durch zweierlei: entweder durch den Heiligen Geist oder durch die Kosaken. Meist durch die Kosaken." Da ist in der Tat etwas dran. Oftmals muss der äußere Druck erst so groß sein, dass ihm nicht mehr widerstanden werden kann. Aber vielleicht wirkt Gottes Geist ja nicht nur auf direkte und feinsinnige Weise, sondern auch – wie Bloy sagt – durch die Kosaken, und das meint: auf ungewöhnlichen Umwegen oder durch feindliche Mächte und Gewalten. Er scheint jedenfalls zu wissen, wie er uns, wenn wir uns nicht von selbst bewegen, zur Erneuerung bringen kann.

Gefechte im Herzen

Über die Suche nach sich selbst

N° 5 vom 28. Januar 2021

"Gehe in dich! War ich schon; ist auch nichts los." Originell, was Karl Valentin da von sich gibt, nicht aber unbedingt allgemeingültig. Im Innern eines jeden Menschen tut sich schon einiges. So verläuft nach Alexander Solschenizyn etwa "die Linie, die Gut und Böse trennt, nicht zwischen Staaten, nicht zwischen Klassen und nicht zwischen Parteien (…), sondern quer durch jedes Menschenherz." Und diese bewegt sich. "Selbst in einem vom Bösen besetzten Herzen hält sich ein Brückenkopf des Guten. Selbst im gütigsten Herzen – ein uneinnehmbarer Schlupfwinkel des Bösen."

Und nicht nur in unseren Herzen liefern sich Liebe und Hass manchmal ein Gefecht, lodert es auf oder wird es eisig. Auch sonst haften uns Prägungen an, die vielen oftmals gar nicht bewusst sind, handeln wir befangen, ohne es wahrhaben zu wollen. Da gibt es Konservative und Progressive, Liberale und Autoritäre, auch Wahrheitsfanatiker und Quertreiber. Andere verstehen sich eher als Vermittler, suchen nach Kompromissen und wünschen sich nichts sehnlicher als Harmonie.

Zugleich wird inmitten eines weit verbreiteten Unschuldswahns ständig nach Sündenböcken gesucht, gilt es tagtäglich, sich vor anderen für irgendwelche Vergehen zu rechtfertigen. Nachdem Gott für viele nicht mehr existiert, sind wir nun gnadenlos uns selbst ausgeliefert. Und so findet das Jüngste Gericht bereits jetzt überall statt, vor allem in den Medien und im Netz. Wer Schwachstellen erkennen lässt oder eine unliebsame Meinung vertritt, kann mit Spott und Hohn, wenn nicht gar mit Entrüstung und Verachtung rechnen.

Warum verhalten wir uns so? Sicher nicht nur aus inhaltlicher Überzeugung und rein freiheitlicher Selbstbestimmung. Zumeist sind persönliche und gesellschaftliche Erfahrungen mit im Spiel, Vorurteile und Missverständnisse, Interessen und Absichten; im kirchlichen Raum spricht man dabei von "nichttheologischen Faktoren". Darum heißt es in den Geschichtswissenschaften auch: Studiere zuerst den Historiker, ehe du anfängst, seine angeblich objektiven Fakten zu studieren. Beachte dabei ebenso sein zeitliches und soziales Umfeld.

Auch mir ist inzwischen immer bewusster geworden, wie sehr ich davon geprägt bin, kurz nach dem II. Weltkrieg geboren zu sein, fast 40 Jahre als Diaspora-Katholik die DDR erlebt zu haben, seit der Jugendzeit beflügelt durch das II. Vatikanische Konzil. Ähnlich sind Westdeutsche durch ihre je eigene Entwicklung beeinflusst und nicht – wie manchmal angenommen – die Norm an sich. "Gehe in dich!" Das erfordert Mut, könnte aber hilfreich sein, sich selbst noch besser zu erkennen und persönliche Eigenheiten einander einzugestehen.

Was soll das ganze Fasten?

Der eigene Verzicht ist eine Gabe für andere

N° 8 vom 18. Februar 2021

"Das schlimmste Wort, das ich nach der Wende gelernt habe, heißt ‚Besitzstandswahrung'!" Mit einer solchen Einschätzung – sie stammt von Giselher Quast, dem ehemaligen Magdeburger Domprediger – begebe ich mich zweifellos auf ein Minenfeld. Dieser Begriff wird ja nicht nur tarifrechtlich gebraucht, sondern drückt auch eine weit verbreitete Anspruchsmentalität aus. "Verzicht" ist da ein Unwort und wird höchstens, wenn äußere Umstände dazu zwingen, widerwillig erlitten. Eher erwartet man, in allen Lebensbereichen möglichst aus dem Vollen zu schöpfen, den Genuss sogar noch zu steigern und sich darin nicht einschränken zu lassen. Darum trauen sich auch Politiker kaum, darüber zu reden.

Andererseits sind Menschen mit bestimmten Anliegen schon bereit, Verzicht zu üben: aus Protest oder Solidarität zu hungern, der Umwelt wegen den Energieverbrauch zu verringern, um Hochleistungen im Sport oder anderswo zu erreichen, sich Entbehrungen und Strapazen zu unterwerfen, um gesund, schlank und schön zu werden oder zu bleiben, auch zu fasten. Meistens handelt es sich dabei um einen nützlichen Selbstzweck. Am liebsten würde man sich aber nicht wirklich ändern wollen, sondern Alternativen – wie zum Beispiel Fleisch aus dem Labor – bevorzugen, "die keinerlei Verzicht bedeuten". Das belegen auch Werbesprüche wie "Genuss ohne Reue".

Verzicht aber gehört zum Leben, bedeutet, Gewohntes zu hinterfragen und Abhängigkeiten aufzudecken, Mehreres abzuwägen und dann bewusst zu entscheiden, Freiheit auszuüben und Unsicherheiten zu ertragen. "Verzicht nimmt" – wie Martin Heidegger sagt – "nicht, sondern gibt". Inzwischen ist diese individuelle Tugend fast zu einer gesamtgesellschaftlichen Notwendigkeit geworden. Freilich gehört Mut dazu, sich auf sie einzulassen. Dabei ist nicht Hochmut gemeint, sich etwa narzisstisch oder arrogant als etwas Besseres zu dünken und von anderen abzusetzen. Vielmehr geht es um wahre Demut, den – wie es das Althochdeutsche nahelegt – "Mut zum Dienen". Das aber bedeutet nicht "zu kriechen", sondern sich und die anderen zugleich als endliche und bescheidene wie auch würdevolle und freiheitliche Vernunftwesen zu begreifen und danach zu leben.

In einem Text der Fastenzeit heißt es: "Die Entsagung mindert in uns die Selbstsucht und öffnet unser Herz für die Armen." Verzicht tut also nicht nur einem selbst gut, sondern hat wesentlich auch einen sozialen Bezug, drückt Barmherzigkeit und Solidarität aus und steht im Zusammenhang mit dem Gemeinwohl. Damit aber erhebt der zivilisierte oder religiös motivierte Mensch sich über seine natürlichen Veranlagungen und wirkt richtig schöpferisch.

Schweigen ist Gold, Reden oft Blech.

Öfter auf Worte zu verzichten täte gut

N° 11 vom 11. März 2021

"Wenn du geschwiegen hättest, wärst du ein Philosoph geblieben." Offensichtlich scheint es – wie Boethius (5./6. Jh.) hier zum Ausdruck bringt – manchmal angemessener zu sein, nichts zu sagen als zu reden. Beispielhaft belegt dies auch eine Episode aus der biblischen Passionsgeschichte, über die es in einem Lied heißt: "Du schweigst, Herr, da der Richter feige das ungerechte Urteil spricht." Und die Volksweisheit verallgemeinert derartige Verhaltensweisen sogar mit dem Spruch: "Reden ist Silber, Schweigen ist Gold." Wie heilsam es sein kann, konsequent auf das Edlere zu setzen, lässt der Kinofilm "Die große Stille" (2005) mit seinem faszinierenden Fluidum erahnen.

Aber ist so etwas nicht völlig gegenwartsuntauglich? Kommt es nicht heutzutage vielmehr darauf an, soviel wie möglich zu kommunizieren, um sich verständlich zu machen und andere zu verstehen, Krisen zu bewältigen und Probleme zu lösen? Zweifellos ist der Mensch ein dialogisches Wesen und auf Worte angewiesen wie auf das tägliche Brot. Statt aber die Verständigung zu fördern, scheint die inzwischen auf uns einstürzende Flut von Worten und Informationen eher inflationäre Auswirkungen zu haben und die Verwirrung noch zu vergrößern. Da wird nicht nur auf bisher übliche Weise geschrieben und gesprochen, sondern auch bis zum Überdruss interviewt und getalkt, digital sich ausgetauscht und interaktiv agiert.

Zuviel Banalitäten und Redundanz, Phrasen und Floskeln gehören doch dazu, auch Agitation und Propaganda, Hass und Hetze. Zudem meinen immer mehr, überall – sogar ohne Ahnung davon – mitreden zu können und zu müssen. Selbst in den Kirchen entwickelt sich das. Auch Gott kann "totgeredet" werden. Ist es nicht bezeichnend, dass in den letzten Jahrzehnten mehr religiöse und theologische Literatur erschienen ist als in den vorausgehenden neunzehn Jahrhunderten seit Christus? Und ich gestehe, mit dazu beizutragen. Seit einigen Jahren kann man außerdem fast alles lesen, was der Papst aktuell zu diesem oder jenem sagt.

Einerseits ermöglicht das vielen, am Puls der Zeit zu sein, andererseits führt es auch dazu, nur noch wenig davon erfassen zu können oder manches bewusst zu überhören. Oftmals ist das sogar ein Schutz davor, nicht instrumentalisiert oder manipuliert zu werden.

Wie soll man dieses Dilemma bewältigen? Nun, echte Kommunikation braucht auch ein kritisches Gespür dafür, wann es angebracht ist zu reden und wann zu schweigen – und den Mut für beides. Manchmal genügen nur wenige Worte, um etwas zu bewirken, manchmal ist es aber auch klüger, ganz darauf zu verzichten, nicht jedoch gerechtfertigt, um etwas zu vertuschen.

Vom Ende der Willkür

Die Kirche sollte ihre Macht nicht autoritär gebrauchen

N° 15 vom 8. April 2021

"Spektakel der Macht", so lautete vor einigen Jahren der Titel einer Ausstellung in Magdeburg. Dabei ging es um frühere Rituale kirchlicher und weltlicher Amtseinsetzungen. Damals war es für mich noch ungewohnt, auch Bischofs- und Priester-weihen oder "Papstkrönungen" – statt theologisch begründet – überwiegend nach ganz profanen Kriterien als Machtübertragungen zu betrachten. Lange wurde dieser Aspekt ja auch innerkirchlich tabuisiert oder spiritualisiert und stattdessen von "geistlichen" Ämtern und Diensten oder Leitungsaufgaben gesprochen. Inzwischen hat sich aber das Blatt gewendet, debattieren viele nunmehr leidenschaftlich über klerikalen Machtmissbrauch und dringend notwendige Konsequenzen.

Auch wenn Macht schon immer umstritten war, gehört sie doch selbstverständlich in unsere Welt und tritt vielfältig in Erscheinung. Wer Macht bewusst oder unbewusst ausübt, ist in der persönlichen oder strukturellen Lage, andere Menschen zu führen und sich dabei für deren Würde und Lebensbedingungen einzusetzen. Manchmal müssen dazu aber auch bestimmte Rechte eingeschränkt werden, um größere Schäden abzuwehren und die Freiheit zu verteidigen. Macht ist also ambivalent. Der, der sie hat, empfindet sie anders als der, der sie nicht hat. Darum wird sie in einer Demokratie auch begrenzt und kontrolliert.

Viele Menschen – besonders "Alphatiere" – sind begierig nach Macht, andere empfinden sie eher als Last, schrecken davor zurück oder verteufeln sie sogar. Wie schnell kann Macht auch korrumpieren. Treffend hat Abraham Lincoln dazu bemerkt: "Willst du den Charakter eines Menschen kennenlernen, gib ihm Macht". Davon angezogen werden ja nicht nur sozialethisch gesinnte Persönlichkeiten, sondern auch zwielichtige Karrieristen, bisweilen sogar Scharlatane und Intriganten. Andererseits kann bei einem Machtvakuum schnell Willkür um sich greifen und Chaos entstehen. Deshalb ist es wichtig, Macht anzunehmen, wenn man sie übertragen bekommt, zugleich aber geboten, sie verantwortungsbewusst auszuüben.

Um nichts anderes geht es auch in der katholischen Kirche, selbst wenn deren "hierarchische" Strukturen letztlich auf Gott zurückgeführt werden. Das berechtigt ja nicht zwangsläufig, diese autoritär zu gebrauchen. Also muss ernsthaft und mutig wieder einmal darüber nachgedacht werden, wozu Macht in der Kirche eigentlich dient, wie man mit ihr evangeliumsgemäß – zum Beispiel durch Gewaltenteilung – umzugehen hat und wie sie kontrolliert werden kann. Alles jedoch als "Machtkampf" anzusehen, wäre überzogen. Zwischenmenschliche Beziehungen und kirchliche Umgangsformen sind erfreulicherweise reichhaltiger.

Mehr Demokratie für Katholiken

Auch die Kirche muss Mitbestimmung aushalten können

N° 19 vom 6. Mai 2021

Viele erhoffen, die katholische Kirche durch eine Demokratisierung aus ihrer gegenwärtigen Krise herausführen oder wenigstens zu einem glaubwürdigeren Zustand bringen zu können. Andere bestreiten dies vehement und betonen, dass eine göttliche Stiftung wie sie weder Monarchie noch Demokratie sei, sondern eigenen Regeln zu folgen habe. Schließlich fragen sich manche, ob das "Demokratie-Modell" angesichts seiner deutlich wahrnehmbaren Schwächen und Gefährdungen überhaupt noch empfohlen werden könne.

Zweifellos ist die Demokratie – so haben es ehemalige DDR-Bürger nach 1989 erfahren – "grauer als der Traum von ihr", anspruchsvoll und anstrengend, nicht unbedingt ein Paradies oder Schlaraffenland. Vielmehr sind Verantwortungsbewusstsein und Engagement gefragt. Zugleich kann Demokratie missbraucht oder untergraben werden. Dazu führe man sich bloß ihre populistische Entstellung durch das autoritäre Gebaren von Machthabern wie Trump oder Orban vor Augen. Andere Möglichkeiten, sie sogar zugrunde zu richten, wären politische Umstürze, Katastrophen – wie auch eine Pandemie – oder technologische Übernahmen durch soziale Netzwerke. Da sind Wachsamkeit und Zivilcourage vonnöten, auch die konsequente Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols.

Kein Wunder, dass Winston Churchill die Demokratie für "die schlechteste aller Staatsformen" gehalten hat – "ausgenommen alle anderen". Im Klartext heißt das wohl: Es gibt keine bessere. In ihr können alle freien Bürger und Bürgerinnen direkt oder indirekt mitreden und mitentscheiden. Freilich hat oder bekommt nicht jeder und jede Recht, muss – manchmal hart und leidenschaftlich – um Mehrheitsbeschlüsse gerungen werden. Ebenso ist es aber wichtig, Andersdenkende mit im Blick zu behalten und unterschiedliche Interessen möglichst auszugleichen. In totalitären oder diktatorischen Systemen jedoch haben immer nur einzelne Personen oder bestimmte Gruppen das Sagen und die Macht.

Demokratie bietet also viele Chancen, menschenwürdiger als in anderen Gesellschaftsformen miteinander umzugehen. Lange Zeit haben sich die Kirchen schwergetan, dies anzuerkennen. Heute hingegen befürworten sie demokratische Verhältnisse in allen Bereichen politischen und bürgerlichen Lebens sogar ausdrücklich. Warum sollte sich die katholische Kirche nicht auch selbst mehr und mutiger darauf einlassen? Dazu müsste sie ihr Proprium durchaus nicht aufgeben. Schließlich wird auch in einem freiheitlich-demokratischen Staat nicht über alles abgestimmt, gibt es fundamentale Voraussetzungen, oberste Werte und wesentliche Rechte, die einzuhalten und einklagbar sind. Wovor sich also fürchten?

Glauben ist ein Risikogeschäft

Warum jenseits der Gewissheit die Fülle des Lebens wartet

N° 23 vom 2. Juni 2021

"Wenn man sieht" – so hat es Christa Nickels von den Grünen einmal formuliert – "was die Politiker den Wissenschaftlern alles glauben, dann sind die Teilnehmer an einer Marienprozession staubtrockene Realisten!" In der Tat! Wer kann schon alles wissen oder jede Behauptung und jeden angeblichen Beweis selbst überprüfen. Stattdessen sind wir alle in vielem darauf angewiesen, anderen zu vertrauen und ihnen zu glauben. Ohne jeglichen Glauben würde man sogar verkümmern.

Die Wirklichkeit mathematisch-naturwissenschaftlich zu erfassen, ist eine Zugangsweise; ihr ganzheitlich zu begegnen, eine andere. Vor allem betrifft das unsere menschlichen Beziehungen. Warum fühlen wir uns gerade zu diesem oder jener besonders hingezogen? Da zählen doch nicht in erster Linie messbare Fakten. Sympathie und Liebe setzen viel tiefer an und lassen sich nur bedingt erklären. Natürlich kann man dabei enttäuscht und betrogen werden. Doch wer anderen sein Leben lang nicht nur misstrauisch begegnen will, kommt nicht umhin, Vertrauen und Glauben zu riskieren.

Noch spannender, radikaler und folgenreicher wird es, wenn jemand anfängt, sehr grundsätzlich über unsere Welt nachzudenken, wenn sich eine Ahnung einstellt, dass das oberflächlich Erkenn- und Berechenbare nicht alles sein dürfte. An dieser Stelle kommt seit alters her die Religion ins Spiel, der Glaube an höchste Wesen, unpersönliche Schicksalsmächte oder einen einzigen Gott. Auch heute sagen viele trotz aller Skepsis: "Ich glaube schon, dass es da noch irgendetwas geben muss!"

Darüber hinaus glauben wir Christen sogar an jemanden, zu dem man ehrfürchtig und liebevoll "Du" sagen kann, an einen Gott, der sich uns in Jesus Christus offenbart und damit "angreifbar" gemacht hat. Umfragen zufolge scheinen wir dabei jedoch nicht sehr homogen zu sein. Welche abstrusen, synkretistischen oder abergläubischen Vorstellungen sind doch auch unter Christen anzutreffen! Daneben gibt es verständlicherweise den suchenden, zweifelnden, dunklen und angefochtenen Glauben, aber auch den, der Gewissheit verleiht, Zuversicht vermittelt und Mut macht.

Die Vernunft zu gebrauchen, steht dazu nicht im Widerspruch, sondern ist angesichts erstarkender Fundamentalisten und Fanatiker nötiger denn je. Darauf verweist auch der tschechische Religionsphilosoph Tomáš Halík, wenn er sagt: "Ich habe keine Angst vor Menschen, die nicht glauben, sondern vor Menschen, die nicht denken." Unabhängig davon, ob und woran letztlich alle Menschen glauben, sollten Christen wie Nichtchristen in diesem Sinn sich noch mehr für eine Koalition der Vernünftigen einsetzen.



Im Kreuzgang in St. Sebastian, Magdeburg, 2024; Bildrechte: Bistum Magdeburg

"Bin unsicher, ob von diesem ÖKT große Strahlkraft ausgehen wird."

Im Interview mit Steffen Zimmermann für *katholisch.de*
vom 17. Mai 2021

Bischof Feige, wie fällt Ihre persönliche Bilanz des Ökumenischen Kirchentags aus?

Meine persönliche Bilanz ist gemischt. Es war – bedingt durch die Corona-Pandemie – kein "normaler" Kirchentag, und ich bin unsicher, ob eine große Strahlkraft von ihm ausgegangen ist oder noch ausgehen wird. Gleichwohl bin ich beeindruckt, dass das Treffen in dieser schwierigen Zeit überhaupt stattfinden konnte und offenbar doch eine große Zahl von Menschen erreicht hat. Ich staune, welche Kreativität zutage getreten ist. Und ich bin den vielen Haupt- und Ehrenamtlichen, die das Treffen vorbereitet, organisiert und daran mitgewirkt haben, sehr dankbar. Es war ein mutiger Versuch und ich hoffe natürlich, dass er Früchte trägt. Kritisch sehe ich jedoch, dass man sich sprachlich und optisch trotz aller Anstrengungen weitgehend in einer binnenkirchlichen Blase bewegt und damit wohl kaum Nicht-Gläubige oder den Kirchen distanziert gegenüber stehende Menschen erreicht hat.

Kirchentage leben normalerweise ganz wesentlich von der Atmosphäre und den Gesprächen vor Ort. Das war aufgrund der Pandemie und der weitgehenden Verlagerung des Treffens in den digitalen Raum diesmal anders. Haben Sie trotzdem so etwas wie eine Kirchentags-Atmosphäre gespürt?

Ob das Konzept "digital und dezentral" aufgegangen ist, kann ich noch nicht abschließend beurteilen. Ich habe jedenfalls alleine vor meinem Computer gesessen. Dabei habe ich zwar Eindrücke von mehr Veranstaltungen als sonst gewinnen können – diese Eindrücke blieben aber distanziert und unterkühlt. In Erinnerung bleiben wird mir vermutlich nicht viel, weil mir der lebendige Kontext gefehlt hat. Digitale Kommunikation ist – jedenfalls für mich – ziemlich steril: im Austausch von Informationen sicher hilfreich, aber emotional sehr dürftig.

Welche Inhalte des ÖKT-Programms haben Sie konkret verfolgt und was hat Ihnen trotz der digitalen Barriere besonders gut gefallen?

Ich habe mir natürlich die großen Gottesdienste angesehen – den Eröffnungs- und Abschlussgottesdienst, den Gottesdienst der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen sowie die katholische Eucharistiefeier am Samstagabend. Darüber hinaus habe ich mir verschiedene Podiumsdiskussionen angehört, etwa zu Antisemitismus und Rassismus, zur spirituellen Herausforderung der Corona-Pandemie, zur Glaubwürdigkeit der Kirchen sowie zur Eucharistie- und Abendmahlsproblematik. Besonders ansprechend fand ich die auch vom ZDF übertragene Diskussion über die Frage nach dem assistierten Suizid. Hier ist es nach meinem Eindruck gelungen, sehr fachkundig, differenziert und einfühlsam mit dem Thema umzugehen. Geärgert hat mich nur, dass vor allem durch den Moderator der Eindruck erweckt wurde, dass es bei diesem Thema vorrangig um katholisch-evangelische Differenzen gehe. Da hätte ich mir schon gewünscht, dass klarer zum Ausdruck gekommen wäre, dass das nicht der Fall ist, sondern beide Kirchen in der Sorge und Bewertung weitgehend übereinstimmen. Andere Podien, die ich gesehen habe, wirkten dagegen eher wie ein Nebeneinander von Modulen und ein Sammelsurium von Assoziationen und Meinungen und haben inhaltlich nicht weitergeführt oder zu einer Klärung beigetragen.

Haben Sie auch an einem der digitalen Stehtische teilgenommen, die ja als Orte für einen offenen Austausch dienen sollten?

Nein, darauf habe ich verzichtet. Zum einen reichte die Zeit dafür nicht, zum anderen liegt mir das überhaupt nicht. Für so etwas bin ich vermutlich einfach zu alt.

Ein großes Thema im Vorfeld des ÖKT war die Debatte um das gemeinsame Abendmahl. Durch die weitgehende Verlagerung des Kirchentags in den digitalen Raum hat dieses Thema letztlich bei dem Treffen selbst keine große Rolle gespielt. Am greifbarsten waren noch die vier "ökumenisch sensiblen" Mahlfeiern am Samstagabend. Wie bewerten Sie das Signal dieser Feiern?

Ich habe aufgrund der zeitlichen Parallelität ja nur eine dieser Feiern mitverfolgen können, und das war die katholische Eucharistiefeier im Frankfurter Dom. Zumindest diese Feier war sicher weniger spektakulär, als das im Vorfeld vielleicht erwartet worden war. Gleichwohl war es eine eindrucksvolle Veranstaltung – vor allem wegen des Schuldeingeständnisses des Frankfurter Stadtdekans und seiner Bitte um Vergebung gegenüber den evangelischen Christen. Darüber hinaus würde ich das Signal dieser Feiern aber nicht überbewerten. Es wurde im Vorfeld ja mehrfach betont, dass man die Chance nutzen solle, an Gottesdiensten der jeweils anderen Konfession teilzunehmen, um das mal kennenzulernen. Mit Verlaub: Das habe ich als Jugendlicher schon vor mehr als 50 Jahren erlebt. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil saßen in meiner Heimatgemeinde eines Tages plötzlich 50 evangelische Oberschüler auf der Empore, um auch mal einen katholischen Gottesdienst zu erleben. Das zumindest ist also nichts Neues.

Kann von den Feiern trotzdem ein konkreter Fortschritt für die Frage des gemeinsamen Abendmahls erwachsen?

Das muss man abwarten. Ich scheue mich aber grundsätzlich davor, die Eucharistieproblematik mit dem Begriff "Fortschritt" zu verbinden. Die Frage des gemeinsamen Abendmahls ist äußert komplex und emotional aufgeladen. Umso wichtiger ist es, hier Schritt für Schritt voranzukommen. Spektakuläre Aktionen sorgen eher für Verwundungen.

Auf Kritik stieß der Umgang des ÖKT mit dem sexuellen Missbrauch in beiden Kirchen. Betroffene beklagten, dass sie kaum zu Wort gekommen seien. Wie beurteilen Sie das?

Ich war an der konkreten Programmgestaltung des Kirchentags nicht beteiligt und weiß deshalb nicht, nach welchen Kriterien man dort entschieden hat. Es wäre aber sicher angebracht gewesen, den Betroffenen des sexuellen Missbrauchs eine eigene Veranstaltung zu widmen und sie dort ausführlich zu Wort kommen zu lassen. Soweit ich mitbekommen habe, ist das ja nur am Rande und nur mit einem geringen Zeitkontingent geschehen.

Zum Ende des ÖKT wurde vielfach betont, dass der Kirchentag die Ökumene in Deutschland vorangebracht habe. Teilen Sie diese Ansicht?

Jedes Ereignis dieser Art bringt die Ökumene irgendwie voran; einen besonderen Schub durch den ÖKT spüre ich – wie schon gesagt – bisher aber nicht. Ich erwarte aber, dass künftige Katholikentage und evangelische Kirchentage noch ökumenischer ausgerichtet werden als bisher. Das war in der Vergangenheit nicht immer der Fall. Vielleicht braucht man dann irgendwann gar keinen ÖKT mehr. Darüber hinaus hoffe ich, dass die multilaterale Ökumene über die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen noch mehr ins Bewusstsein tritt und an Einfluss gewinnt. Ökumene betrifft nicht nur die beiden großen Kirchen in Deutschland, sondern alle hier lebenden Christen. Diese Perspektive müssen wir noch stärker entwickeln. Gleichwohl sehe ich das Problem, dass wir nicht wissen, auf welches Einheitsmodell wir in der Ökumene zugehen wollen; dadurch dauert manches sicher länger. Umso wichtiger ist es, weiterhin mutig und klug einen Schritt nach dem anderen voranzugehen.





Teilnahme von Bischof Feige an einer Ordinationsfeier im Magdeburger Dom 2020; Bildrechte: Viktoria Kühne

"Die letzten 24 Stunden"

aufgezeichnet von B. Eenboom, in der Rubrik "Salon" für: *Cicero*. Magazin für politische Kultur vom Juni 2021

In dem kultur-politischen Magazin erscheinen in der Rubrik "Salon" in unregelmäßigen Abständen Berichte von Prominenten zu der Frage: "Sie erfahren, dass Sie in 24 Stunden sterben werden. Wie verbringen Sie die letzten 24 Stunden Ihres Lebens?"

Auch wenn ich ein gläubiger Mensch bin, fällt es mir nicht leicht, von der Welt Abschied zu nehmen. Schließlich ist Sterben keine Komödie, sondern eine todernste Angelegenheit, für jeden und jede erst- und einmalig. Heroische Übungen, mich selbst schon einmal in einen Sarg zu legen, habe ich nicht hinter mir, wohl aber einzelne sehr persönliche Erfahrungen mit Sterbenden, die friedlich eingeschlafen sind oder zu kämpfen hatten, bei denen es schnell und schmerzlos ging oder die sich lange quälen mussten.

In Erinnerung ist mir noch, bereits während meiner Dissertationsphase – psychosomatisch bedingt – schon einmal gedacht zu haben, es ginge mit mir zu Ende. Und dann kommen mir auch die zahlreichen kleinen und großen, vorläufigen oder endgültigen Abschiede von Menschen und Tieren, Träumen und Idealen oder Plänen und Vorhaben in den Sinn, von denen viele wie ein kleines Sterben waren.

Vergessen habe ich auch nicht, dass ich nach dem Abitur dachte, nunmehr keine Prüfungen mehr absolvieren zu müssen. Von wegen! Weitere folgten: theoretische und praktische, vor allem aber existentielle. Und nun stehe ich vor der allerletzten und schwerwiegendsten. Fragen über Fragen steigen in mir auf. Warum gerade heute? Muss das denn schon jetzt sein? Und auf welche Weise wird mich der Tod ereilen?

Anderen und mir möchte ich nicht zumuten, schon jetzt zu klagen. Darum behalte ich mein Wissen, wie ich es auch schon in der Kindheit bei manchen Verletzungen und Krankheitssymptomen getan habe, für mich.

Äußerlichkeiten spielen von nun an kaum noch eine Rolle. Ich bleibe da, wo ich wohne, und gehe etwas in der Natur spazieren. Vor meinem geistigen Auge läuft mein Leben ab. Ich weiß, dass ich daran nichts mehr ändern kann, möchte es auch nicht. Obwohl ich zunächst fast vierzig Jahre in einer Diktatur verbracht habe, bewegt mich insgesamt doch eine große Dankbarkeit. Wieviel liebenswürdige Menschen durfte ich kennen und schätzen lernen! Welche Möglichkeiten hatte ich zudem, mich kreativ zu entfalten und für andere einzusetzen, als Mensch und Priester, als Theologe und Bischof!

Darum bedrückt es mich auch, alles so plötzlich verlassen zu müssen. Zugleich bedaure ich diejenigen, die sich um meinen Nachlass zu kümmern haben. Leider ist es mir nicht gelungen, diesen rechtzeitig zu verkleinern. Andererseits bin ich jedoch erleichtert, bald von Verantwortung und Verpflichtungen frei zu sein.

Am Abend gehe ich noch einmal beichten, weil ich auch um mein Versagen weiß, und feiere dann die Eucharistie in unserer Kathedrale mit. Anschließend hält meine Haushälterin "Paglia e fieno" mit Sahne-Pilz-Sauce bereit und als Dessert Zabaione. Auf die Anzahl der Kohlehydrate brauche ich nun nicht mehr zu achten.

Verfügt habe ich, dass bei meinem Requiem alles musikalisch festlich gestaltet und die christliche Hoffnung auf das ewige Leben auch sinnenträchtig zum Ausdruck gebracht werden soll. Konkrete Vorstellungen von der Vollendung bei Gott habe ich nicht, wohl aber die Hoffnung, den Sinn von allem dann wie bei einem handgeknüpften orientalischen Teppich von seiner Oberseite erkennen und nicht wie bisher nur von seiner verwirrenden Unterseite erahnen zu können.

» Vor meinem geistigen Auge läuft mein Leben ab. Ich weiß, dass ich daran nichts mehr ändern kann, möchte es auch nicht.«

Ohne meinen Vollbart wäre ich mir selbst fremd.

Im Interview mit Steffen Zimmermann zum Tag des Bartes, für *katholisch.de* vom 2. September 2021

Bischof Feige, der Welttag des Bartes an diesem Samstag ist der konkrete Anlass für dieses Interview. Den ursprünglichen Anstoß für unser Gespräch gab jedoch die Debatte um eine mögliche mangelhafte Wirksamkeit von FFP2-Masken bei Bartträgern Anfang des Jahres. Viele Männer hatten damals Sorge, sich aus Gründen des Corona-Infektionsschutzes von ihrem geliebten Bart trennen zu müssen. Sie auch?

Nein, weil ich die Diskussion nicht so richtig an mich rangelassen habe. Ich habe das Thema damals zwar in den Medien verfolgt, hatte aber sehr schnell entschieden, erst einmal abzuwarten. Und nach wenigen Tagen war die Debatte dann ja auch schon wieder vorbei.

Wenn damals von seriösen Experten empfohlen worden wäre, aus Gründen des Infektionsschutzes auf das Tragen eines Bartes zu verzichten – hätten Sie dann schweren Herzens zum Rasierer gegriffen?

Das kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Auf jeden Fall bin ich sehr froh, dass ich diese Entscheidung damals nicht treffen musste, denn mein Bart gehört einfach zu mir, ist ein Teil meiner Identität.

Wie fing das Ganze an? Seit wann tragen Sie Bart?

Das fing schon in meiner Jugendzeit an. Ich kann mich daran erinnern, dass meine Mutter eines Tages zu mir sagte "Wasch doch endlich mal Dein Gesicht", worauf meine Schwester ihr antwortete "Mutter, das ist ein Junge, der bekommt einen Bart" *(lacht)*. Meinen ersten "richtigen" Bart habe ich mir dann Ende der 1960er Jahre auf der Oberschule wachsen lassen. Dabei spielten sicher auch die gesellschaftlichen Veränderungen der damaligen Zeit eine Rolle – Stichwort 68er-Bewegung. Zwar hat die bei uns in der DDR keine so große Rolle gespielt wie in der Bundesrepublik. Auswirkungen davon haben wir aber durchaus mitbekommen. Viele fingen zu jener Zeit auch bei uns an, sich die Haare länger wachsen zu lassen, und bei manchen kam dann eben auch ein Bart dazu.

Lange Haare und Bärte als Zeichen des Aufbegehrens gegen die Elterngeneration und andere Autoritäten?

Ja, durchaus. Ein kleines Widerstandszeichen. An meiner Schule wurden manche Schüler deswegen sogar zum stellvertretenden Direktor einbestellt und bekamen die Auflage, zum Frisör zu gehen. Das kann man sich heute nicht mehr vorstellen.

Für viele Menschen in Westdeutschland sind die damalige Zeit und diese Phase des Aufbegehrens untrennbar mit der Musik etwa der Beatles und der Rolling Stones verbunden. Für Sie auch?

Ja, das waren natürlich die großen Namen damals – auch bei uns. Wir haben die Musik der Beatles, der Stones oder auch der Bee Gees meistens heimlich in der Schule getauscht. Manche Mitschüler hatten neuartige Tonbandgeräte und konnten damit über das Radio die entsprechenden Lieder aufnehmen. Ich habe mir da auch einiges überspielen lassen, auch wenn ich sicher nie der allergrößte Fan dieser Musik war.

Nach dem Abitur haben Sie dann in Erfurt Katholische Theologie studiert. Auch mit Bart?

Ja natürlich – und dabei habe ich durchaus interessante Erfahrungen gemacht.

Welche zum Beispiel?

Ich bin Anfang der 1970er Jahre als Student und später als Priesteramtskandidat mehrfach nach Rumänien und Bulgarien gereist, weil ich die Orthodoxie kennenlernen wollte. Und dabei ist es mir wiederholt passiert, dass man mir nicht geglaubt hat, katholischer Priesteramtskandidat zu sein. Wegen meines Bartes dachten viele dort, dass ich orthodox sein müsste, weil katholische Priester angeblich keine Bärte trugen. Weltkirchlich betrachtet stimmte das zwar nicht – schauen Sie sich etwa die Bilder vom Zweiten Vaticanum an, da haben ganz viele Konzilsväter einen Bart –, in Deutschland hat es aber wohl tatsächlich mal eine Zeit lang eine Vorschrift gegeben, dass katholische Priester keinen Bart tragen durften. Während meines Studiums



Bischof Feige (r.) 1975 als Student auf Reise in Bulgarien; Bildrechte: privat

spielte das aber keine Rolle mehr, und ich bin dann auch mit Bart zum Priester geweiht worden. Ich weiß allerdings von einem Kurskollegen von mir, der bei seinem Bischof extra eine Erlaubnis beantragen musste, um mit Bart geweiht zu werden.

Sie haben vorhin gesagt, Ihr Bart sei Teil Ihrer Identität. Können Sie das näher ausführen?

Das kann ich schwer in Worte fassen. Ich habe nach meiner Erinnerung nie bewusst entschieden, einen Bart zu tragen; das hat sich einfach so entwickelt. Aber weil ich jetzt schon so viele Jahrzehnte einen Vollbart trage, kann ich mir ein Leben ohne Bart gar nicht mehr vorstellen. Ich glaube, glattrasiert wäre ich mir inzwischen selbst fremd.

Im Kreis der deutschen Bischöfe sind Bartträger eine kleine Minderheit...

Moment, das hat sich aber sehr gewandelt. Als ich 1999 zum Bischof geweiht wurde, sagte mir Erzbischof Dyba, der damals gerade noch lebte: "Mit dir ist der Anteil der Bartträger in der Bischofskonferenz um 100 Prozent gestiegen". In der Tat trug damals außer mir nur der Rottenburger Weihbischof Thomas Maria Renz einen Bart. Inzwischen gibt es in der Bischofskonferenz aber deutlich mehr Bartträger, denken Sie etwa an Kardinal Marx oder Bischof Fürst.

Exotenstatus haben Sie im Kreis der Bischöfe mit Ihrem Bart also nicht?

Nein, aber das war in der Bischofskonferenz – abgesehen von der Dyba-Anekdote – auch nie ein Thema. Anders als im Vatikan: Dort werde ich bis heute gelegentlich gefragt, ob ich Kapuziner oder Missionsbischof sei. Das sind die beiden Schubladen, in die man in Rom lateinische Bischöfe mit Bart reinsteckt. Ich antworte dann meistens, dass ich Missionsbischof bin *(lacht)*.

Auffällig in Sachen Bart – sie haben es schon angesprochen – ist der Unterschied zwischen West- und Ostkirche. Schließlich haben in der Orthodoxie nahezu alle Priester einen sehr üppigen Vollbart. Woher kommt diese Tradition?

Das weiß ich nicht genau. Ich denke aber, dass es dort auch mit der Bedeutung des Alters zu tun hat. Man verbindet es mit Autorität und Weisheit, und das kann optisch natürlich gut durch einen langen Bart unterstrichen werden. Aber bevor Sie fragen: Ich selbst bezwecke diesen Effekt mit meinem Bart nicht *(lacht)*.

Passiert es denn gelegentlich, dass Menschen Sie auf Ihren Bart ansprechen?

Nein, eigentlich nicht. Vor kurzem hatte ich allerdings ein witziges Erlebnis: Ich bin im Urlaub auf Rügen fast täglich in der Ostsee geschwommen. Und als ich einmal aus dem Wasser kam, riefen ein paar kleine Kinder in meine Richtung "Guck mal, der Weihnachtsmann" *(lacht)*.

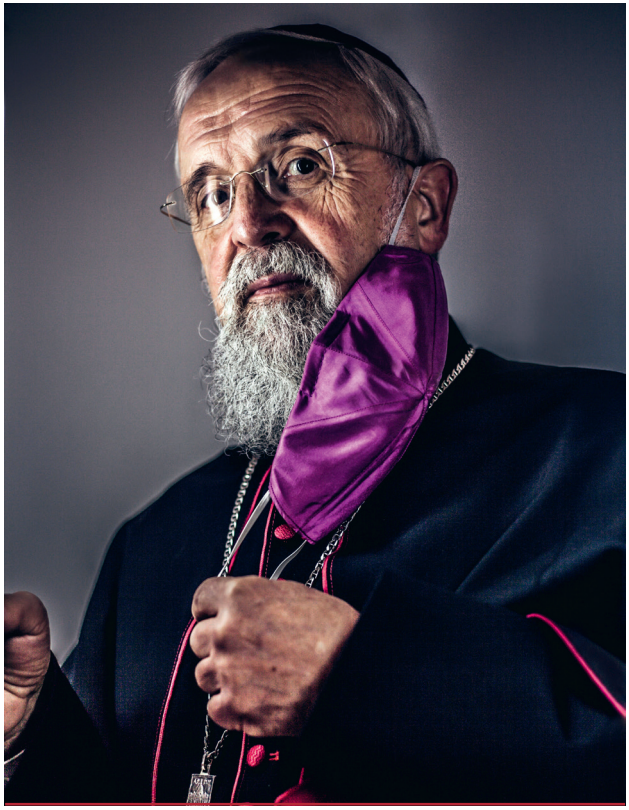
Ein großes Thema unter Bartträgern ist die Frage der richtigen Bartpflege. Wie handhaben Sie das?

Ich gehe für den Bart nicht extra zum Friseur und ich kaufe auch keine teuren Pflegeprodukte. Wenn es notwendig ist, kürze ich den Bart selber – aber immer nur wohldosiert. Meistens lasse ich ihn einfach wachsen.

"Wes Geistes Kind wir sind"

Kurztext über die Corona-Krise im Zusammenhang mit zwei Porträtaufnahmen, für M. G. Stock (Interviews von B. Eenboom), *#BEHINDTHEMASK. Menschen hinter Masken. Berührende Einblicke in Zeiten der Pandemie*, München 2021, 12f.

Krisen – wie auch die durch das Corona-Virus ausgelöste – zeigen oftmals deutlicher als gewöhnliche Zeiten, "wes Geistes Kind wir sind": verletzlich und verwundbar allesamt und doch von einzigartiger Würde, dann aber auch ichbezogen und rücksichtslos oder solidarisch und einfühlsam, uneinsichtig und zerstörerisch oder verantwortungsbewusst und aufbauend, ängstlich und mutlos oder zuversichtlich und hoffnungsvoll. Eine Notlage kann unter uns das Beste, aber auch das Schlechteste zum Vorschein bringen.



Bildrechte: Marcel Gregory Stock

Wachsamkeit

Predigt beim ökumenischen Gottesdienst zum Tag der Deutschen Einheit am 3. Oktober 2021 in der Pauluskirche zu Halle/Saale *(Lk 12,35-38)*

"Wach auf, wach auf, du deutsches Land, du hast genug geschlafen …" So beginnt ein geistliches Lied aus dem 16. Jahrhundert. Und etwas weiter heißt es darin: "Die Wahrheit wird jetzt unterdrückt, will niemand Wahrheit hören; die Lüge wird gar fein geschmückt, man hilft ihr oft mit Schwören. Dadurch wird Gottes Wort veracht, die Wahrheit höhnisch auch verlacht. Die Lüge tut man ehren." Vor 1989 habe ich das als DDR-Bürger gelegentlich mit bitterer Ironie, tiefer Wehmut und trotziger Hoffnung gesungen.

Wie aber ergeht es uns heutzutage, über 30 Jahre nach dem Mauerfall und der deutschen Wiedervereinigung, worüber ich immer noch von Herzen dankbar bin? Was macht uns Hoffnung und Mut oder Angst und Sorge? "Viele Menschen" – so hat es der tschechische Schriftsteller und Politiker Václav Havel einmal formuliert – "… folgen nicht den eigentlichen Intentionen ihres Lebens, und sie halten sich auch nicht an ihr besseres Wissen und Gewissen, sondern lassen sich von anderen Kräften und Mächten bestimmen." Tatsächlich tun sich in letzter Zeit verstärkt manche Abgründe auf, die ich nicht mehr für möglich gehalten hätte, ahne ich immer mehr, wie verführbar Menschen zu allen Zeiten sein können, fürchte ich weniger eine "Überfremdung von außen" als eine "Entmenschlichung von innen" (Stefan Dartmann SJ).

Da ist es bedenkenswert, was uns der heutige Text aus dem Lukasevangelium (12,35-38) nahelegt: nämlich wachsam zu sein, gegebenenfalls auch wieder aufzuwachen. Wie aber sollte sich so etwas konkret ausdrücken?

Vorsichtig – kritisch – widerständig

Sicher bedeutet Wachsamkeit zunächst einmal, vorsichtig, kritisch und widerständig zu sein, immer wieder zu prüfen, ob etwas menschenwürdig ist beziehungsweise – christlich ausgedrückt – dem Willen Gottes entspricht (vgl. Röm 12,2). Was heißt das zum Beispiel im Blick auf unsere Demokratie? Sie ist ein kostbares, aber auch gefährdetes Gut, anspruchsvoll und anstrengend, kein Paradies oder Schlaraffenland. Viele Probleme sind sowohl komplex als auch kompliziert. Sie lassen sich nur mit großer Anstrengung und einem langen Atem bewältigen, nicht mit dem "Gift der einfachen Lösungen", hohlen Phrasen oder markigen Parolen. Wer sich auf raffinierte Weise selbst bedienen oder unsere rechtlichen, sozialen

und humanitären Errungenschaften sogar untergraben will, muss daran gehindert werden. Nicht alle, die demokratisch wählen oder gewählt werden, sind ja auch wirkliche Demokraten!

Dabei verschärfen sich die Spannungen in unserer Gesellschaft insgesamt, werden Ängste geschürt und Vorurteile verbreitet, entgleisen Umgangs- und Verständigungsformen, nehmen irrationale Empörungswellen und Hasslawinen zu, machen Feindbilder und Verschwörungsmythen die Runde, sucht man Sündenböcke und geht gnadenlos mit ihnen um. Angesichts dessen und aller fremdenfeindlichen, rassistischen und antisemitischen Tendenzen brauchen wir mehr denn je noch konsequentere politische Bemühungen und eine mutige Zivilgesellschaft, sollten alle Menschen guten Willens noch entschlossener für Toleranz und ein friedliches Miteinander eintreten.

Ständig gilt es, sich um einen Ausgleich der unterschiedlichen Interessen zu bemühen, auch dem Osten Deutschlands noch mehr Gerechtigkeit zukommen zu lassen, ebenso, sich zu religiösen Überzeugungen frei und öffentlich bekennen zu können und nicht ins private Abseits verdrängt zu werden. Manchmal müssen Christen und Christinnen auch "nerven", wenn es um ethische Werte geht, die den Anfang und das Ende des Lebens betreffen, die Bewahrung der Schöpfung oder überhaupt den Umgang mit all denen, die in Not sind. Was wir brauchen, ist eine Kultur der Wachsamkeit und des berechtigten Widerspruchs, damit unsere Gesellschaft nicht aus dem Lot gerät.

Aufgeschlossen – einfühlsam – solidarisch

Das allein aber wäre zu wenig, um Einzelinteressen und Gemeinwohl in ein konstruktives Verhältnis zu bringen. Durch Gesetze und Vorschriften, Kritik und Kontrolle ist eine Gesellschaft noch nicht wirklich menschenfreundlich. Dazu braucht es mindestens noch positive Grundüberzeugungen und Verhaltensweisen, bedeutet Wachsamkeit dann auch, aufgeschlossen, einfühlsam und solidarisch zu sein. In der Bibel findet man dazu die Kurzformel (Mt 7,12): "Alles, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das tut auch ihnen!" Um das für einsichtig zu halten, muss man nicht christlich sein. Und so taucht diese Goldene Regel des menschlichen Zusammenlebens auch in unserem allgemeinen Sprachschatz auf. "Was du" – so heißt es da – "nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu!" Wenn das umgesetzt würde, sähe es in unserer Welt schon viel besser aus. Noch radikaler und edler wäre es freilich, – was Jesus nach der Liebe zu Gott für genauso wichtig hält – "den Nächsten zu lieben wie sich selbst" (Mt 22,39). Schließlich fehlt auch unter gerechtesten Verhältnissen noch Wesentliches, wenn Liebe und Barmherzigkeit nicht hinzukommen, Vertrauen und Mitgefühl, Rücksicht und Selbstlosigkeit. So etwas aber kann von niemandem angeordnet oder erzwungen werden. Davon kann man sich nur durch Vorbilder anregen, überzeugen oder begeistern lassen. Wer aber versucht, so zu leben, trägt mit dazu bei, dass es in unserer Welt ein wenig wärmer und menschlicher wird.

Verantwortungsbewusst – hoffnungsvoll – zukunftsorientiert

Und noch etwas gehört zur Wachsamkeit. "Im Bewusstsein (der) Verantwortung vor Gott und den Menschen", so beginnt die Präambel unseres Grundgesetzes. Obwohl der Gottesbezug darin immer mehr umstritten ist, sollte und könnte er doch eines deutlich machen: Auch ein Staat ist nur relativ und nicht die höchste und letzte Instanz für und über alles. Es gibt Fragen, die die Politik nicht beantworten kann, und Lebens- wie Weltdeutungen, die sich ihrer Verfügbarkeit entziehen. Zudem verbindet sich damit die Einsicht, nicht einfach willkürlich handeln zu können, sondern für eigenes Tun oder Unterlassen verantwortlich zu sein, vor wem auch immer. Nach christlicher Auffassung ist es letztlich der Weltenrichter, der – wie vorhin im Lukasevangelium angedeutet – überraschend kommt. Ähnliche Vorstellungen sind auch in anderen Religionen anzutreffen. Zudem haben viele – unabhängig von religiösen Überzeugungen – dabei mindestens ihre Angehörigen und die künftigen Generationen vor Augen.

Zugleich geht es um das eigene Schicksal. Früher – so heißt es in einer trefflichen Beschreibung – lebten die Menschen "40 Jahre plus ewig", heute leben sie "nur noch 90 Jahre". Ist man damit aber glücklicher und zufriedener? Oder anders gefragt: Schadet es, eine Aussicht beziehungsweise Hoffnung auf Vollendung zu haben? "Menschen" – so hat es jemand (Stephan Holthaus) einmal ausgedrückt – "die an die Ewigkeit glauben, können gelassener sein. Sie leben vom Ziel her. Die Perspektive der Ewigkeit nimmt Druck von der Zeit." Dabei geht es nicht darum, sich angesichts des Elends und vieler ungelöster Probleme auf ein Jenseits vertrösten zu lassen, sondern aus einem weiteren Horizont und einer tieferen Begründung heraus die Gegenwart zuversichtlich und tatkräftig mitzugestalten. Damit bedeutet Wachsamkeit auch, verantwortungsbewusst, hoffnungsvoll und zukunftsorientiert zu leben.

Wachsamkeit hat es also in sich und könnte auf vielfältige Weise uns und unserem Land guttun. In diesem Sinn wünsche ich uns allen eine geistvolle Zukunft, "im Bewusstsein (der) Verantwortung vor Gott und den Menschen"!

Wie der Hund von Bischof Gerhard Feige die Festtage verbringt – Willis Weihnachten

Von Karin Wollschläger für die *Katholische Nachrichtenagentur (KNA)* vom 2. Dezember 2021

Willi hat drei Kumpel: Kalle, Kinski und Gerhard. Letzterer ist für Willi einfach nur "Herrchen", für alle anderen der katholische Bischof von Magdeburg. Was der an Weihnachten macht, weiß man. Aber was macht sein Hund?

Willis allerbester Freund ist Kalle. Die beiden lernten sich vor drei Jahren unterm Weihnachtsbaum des Magdeburger Bischofs Gerhard Feige kennen. Bei dem war der junge Cocker Spaniel Willi ein paar Monate zuvor eingezogen. Und Kalle, ein plüschiges Nilpferd-Kissen, war Willis erstes Weihnachtsgeschenk. Seitdem sind die beiden unzertrennlich. Wiewohl ganz unterschiedlich im Temperament: Während Kalle naturgemäß nur chillig herumliegt, ist Willi ein wuselig-quirliges Energiebündel.

Kaum zu glauben, dass dieses schwarz-braune Fellknäuel sowohl vorm behangenen Tannenbaum als auch vor der filigran geschnitzten Krippe brav Halt macht. Doch Haushälterin Petra Schwerin beteuert glaubhaft, dass Willi noch nie etwas angeknabbert habe und ein ausgesprochen pflegeleichter Hund sei. Durch sie kam der Bischof überhaupt erst auf den Hund, denn Schwerin zog mit einem Münsterländer – Felix – bei ihm ein. "Ich hatte mir eigentlich nicht vorstellen können, mit einem Hund in einem Haushalt zu leben", erinnert sich Feige. "Aber ich hab gesagt: Uns gibt's nur im Doppelpack!", erklärt die Haushälterin, wie es dennoch dazu kam.

Felix bescherte Bischof Feige übrigens später einen ganzseitigen Artikel in der Bild-Zeitung mit der Überschrift: "Bischof bei Hasenjagd schwer gestürzt – Exzellenz rannte Jagdhund hinterher. Jetzt ist seine Schulter gebrochen." Aber das ist eine andere Geschichte. Nur so viel: Es war nicht Felix' Schuld, sondern die vom Herrchen, und die Sache hat beide sehr zusammengeschweißt.

"Ich habe gelernt, dass ein Hund das Leben strukturieren kann und Sozialkontakte bestimmt fördert", berichtet Feige. "Das ist ein guter Ansporn gerade auch für ältere Leute, die sich sonst vielleicht gehen lassen und kaum noch vor die Tür gehen würden." Petra Schwerin weiß das direkt von einem hochbetagten Ehepaar in der Nachbarschaft zu berichten, dass man seit dem Tod von deren Hund gar nicht mehr sehe.

Durchs Spazierengehen mit Willi kennt Bischof Feige nicht nur die Namen sämtlicher Hunde der Gegend, sondern kommt auch regelmäßig mit Menschen ins Plaudern, die ganz fern des katholisch-bürgerlichen Dunstkreises sind. Etwa mit dem üppig tätowierten Herrchen von Kinski, dem Basset-Hund und dicken Kumpel von Willi. "Ich profitiere von Willi. Keine Ahnung, ob ich ohne ihn so viele Menschen hier kennen würde", sagt Feige.

Während Gerhard Feige einer von nur noch drei aus Ostdeutschland stammenden amtierenden Bischöfen ist, ist Willi ein Wessi. "Ich bin durchaus für westdeutsche Einflüsse offen", hebt Feige hervor – und lacht. Denn er ist auch bekannt als einer, der Einspruch erhebt, wenn in Debatten mal wieder die ostdeutsche Perspektive übersehen, vergessen oder verzerrt dargestellt wird.

Und wie kam Willi zu seinem Namen? "Also eigentlich heißt er Captain Jack vom Eichsfeld, das ist sein Zuchtname", erläutert der Bischof. "Aber wir wollten einen lustigen Namen." Wenn Willi ausnahmsweise mal Mist macht und übers Ziel hinausschießt, wird aus ihm "Wilhelm". "Und wenn's ganz ernst wird, sagen wir: Wilhelm Feige", so die Haushälterin. "Wilhelm Schwerin-Feige!", korrigiert Feige. "Also, ich sag nur Wilhelm Feige", korrigiert Haushälterin Schwerin.

Zurück zu Willi und Kalle. Die beiden verbindet auch ein Advents-Mysterium. Zumindest ist es für Willi ein Mysterium. Denn kaum brennt das erste Lichtlein auf dem Adventskranz, verschwindet Kalle alljährlich spurlos. Willi ist das unerklärlich. Es ist eine Zeit des Wartens. Sehr katholisch also. Bis zum Wunder der Weihnacht: Wenn Kalle plötzlich an Heiligabend wieder unterm Tannenbaum liegt, umweht von einem frischen Waschmittelduft...

Für Willi ist das Jahr um Jahr die größte Weihnachtsfreude. Direkt gefolgt vom Weihnachtsknochen mit roter Schleife, den es von "Tante Susanne" – alias der bischöflichen Pressesprecherin – gibt. Viel mehr an Geschenken bekommt er aber auch nicht. "Er ist schließlich ein Hund, und das soll er auch bleiben", betont Petra Schwerin.

Nach Bescherung und Fest(fr)essen trennen sich dann die Wege: Während der Bischof und seine im Kathedralchor singende Haushälterin auf Stunden in der Kirche zu tun haben, geht Willi zu seiner "Oma Michaelis". Die ist 83, alleinstehend, und freut sich immer riesig, mit Willi den Heiligabend verbringen zu dürfen. Gegen Mitternacht kommen dann Herrchen und Frauchen wieder dazu, man stößt mit Sekt an – und Weihnachten ist perfekt.



Bischof Feige mit Hund Willi 2018; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Aktuelle Situation zur Aufarbeitung sexuellen Missbrauchs Minderjähriger im Bistum Magdeburg

Statement bei einer Pressekonferenz am 2. Februar 2022

Die vergangenen Tage und Wochen haben einmal mehr die katholische Kirche in Deutschland erschüttert. Es ist unglaublich, was sich in unseren eigenen Reihen abgespielt hat. Nach der Veröffentlichung eines weiteren Missbrauchsgutachtens, das schwarz auf weiß dokumentiert, wie Kirche das Evangelium verraten und Menschen schwersten Schaden zugefügt hat, wird immer offensichtlicher, wie das gesamte System und die kirchlichen Rahmenbedingungen, aber auch Täter und Vertuscher großes Unheil angerichtet haben.

Wir können das Geschehene nicht rückgängig machen und das Leiden der Opfer nicht wegnehmen, aber ich sehe mich und die gesamte Bistumsleitung in der Verantwortung, Strukturen und Rahmenbedingungen, die den Missbrauch begünstigen, zu erkennen und Maßnahmen zur Veränderung einzuleiten.

Dass wir im Bistum Magdeburg mit der Aufarbeitung der Missbrauchsfälle nicht erst jetzt beginnen, sondern uns dieser Herausforderung schon seit zwei Jahrzehnten stellen, zeigen folgende Bemühungen:

1. Schon sehr früh haben wir begonnen, Verdachtsfälle sehr ernst zu nehmen und unabhängig untersuchen zu lassen. Zunächst gab es einen gemeinsamen Beauftragten für die Bistümer Erfurt und Magdeburg, bevor 2002 eine eigene unabhängige "Kommission zur Prüfung von Vorwürfen sexuellen Missbrauchs Minderjähriger durch Geistliche und andere kirchliche Mitarbeiter im Bistum Magdeburg" eingerichtet wurde. Von Anfang an stand keines der Mitglieder in einem Dienstverhältnis zum Bistum, so dass die Kommission tatsächlich unabhängig agieren konnte. Multiprofessionell und überkonfessionell gehören ihr heute an: ein Chefarzt der Psychiatrie und Psychotherapie als Vorsitzender, ein Präsident a.D. des Oberverwaltungsgerichtes und des Landesverfassungsgerichtes Sachsen-Anhalt, ein Rechtsanwalt, eine Diplomheilpädagogin vom "Wildwasser Magdeburg e.V.", bis vor kurzem auch noch eine Diplomsozialpädagogin von der Jugendberatung und Opferhilfe der Polizeidirektion Sachsen-Anhalt und – als Vertreter von Betroffenen (aber nicht im kirchlichen Kontext) – ein Psychologe und Pädagoge, der in den Jahren 1994 bis 2006 als Landesvorsitzender des Deutschen Kinderschutzbundes Sachsen-Anhalt den Kinderschutz im Land mit aufgebaut hat. Alle angezeigten Verdachtsfälle wurden von der Kommission behandelt und sind in de-

ren Sitzungsprotokollen dokumentiert. Bei jeder Sitzung werden auch die abgeschlossenen Fälle auf neue Erkenntnisse geprüft.

2. Bei der MHG-Studie gehörte das Bistum Magdeburg zu den 10 Bistümern, die alle Personalakten von 1946 bis 2014 nach Hinweisen durchzuarbeiten und auszuwerten hatten. Insgesamt waren das 677. Dabei ergaben sich bei sieben Weltpriestern und einem Ordenspriester Missbrauchsfälle. Fünf der Beschuldigten waren bereits verstorben, bei den drei anderen wurden kirchenrechtliche Schritte eingeleitet und entschieden. Die Straftaten geschahen zwischen 1953 und 1991. Nicht in die Studie eingeflossen sind drei Fälle von Kinder- und Jugendpornographie aus den Jahren 2005 bis 2017. Neben den strafrechtlichen Verfahren und Verurteilungen wurden auch in diesen Fällen zusätzlich kirchenrechtliche Schritte eingeleitet und entsprechende Konsequenzen gezogen. Bis 2019 hatten sich bei uns 18 Betroffene von sexuellem Missbrauch durch Kleriker gemeldet, acht davon männlich und zehn weiblich. Inzwischen sind noch einige dazugekommen.

3. Bereits lange vor der Erhebung für die MHG-Studie – nachweisbar schon ab 1994 – wurden Verdachtsfälle der jeweils zuständigen Staatsanwaltschaft gemeldet und dort entsprechend bearbeitet oder Betroffenen geraten und sie dabei unterstützt, Anzeige bei der Polizei zu stellen. Nach der Veröffentlichung der Studie haben wir der Staatsanwaltschaft Magdeburg noch einmal alle Akten übermittelt. Eine strafrechtliche Konsequenz hat sich nicht ergeben.

4. Was die Prävention betrifft, so hat ein leitender Mitarbeiter unseres Ordinariates diese Aufgabe seit 2010 zusätzlich zu seinen sonstigen Verpflichtungen wahrgenommen. 2015 wurde dann eine eigene hauptamtliche Beauftragte dafür angestellt. Zugleich haben wir die Präventionsarbeit auch noch einmal verstärkt. Seit dem 1. Januar 2020 ist bei uns an Stelle der bis dahin geltenden diözesanen Präventionsordnung die neue Rahmenordnung der Deutschen Bischofskonferenz in Kraft gesetzt. Schon seit längerem gibt es in unserem Bistum institutionelle Schutzkonzepte für die Einrichtungen der Caritas, die Kindertagesstätten, die Schulen und für alle unsere 44 Pfarreien. Neben der Vorlage erweiterter polizeilicher Führungszeugnisse müssen alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen an Präventionsschulungen teilnehmen. Ehrenamtliche haben für den Umgang mit Kindern und Jugendlichen Selbstverpflichtungserklärungen abzugeben.

Darüber hinaus habe ich als Bischof von Magdeburg die Gemeinsame Erklärung über verbindliche Kriterien und Standards für eine unabhängige Aufarbeitung von sexuellem Missbrauch in der katholischen Kirche in Deutschland zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und dem Unabhängigen Beauftragten der Bundesregierung für Fragen des sexuellen Missbrauchs gegengezeichnet und zugleich die baldige Errichtung einer Kommission zur Aufarbeitung des sexuellen Missbrauchs auf der Ebene unseres Bistums angekündigt.

Dies umzusetzen war und bleibt immer noch nicht einfach. Warum? Zum einen war – da das Bistum Magdeburg sich nicht nur über fast ganz Sachsen-Anhalt erstreckt, sondern auch Anteile an Sachsen und Brandenburg hat – zu klären, welches Bundesland nun die Verantwortung übernimmt, uns drei externe Fachleute zur Mitarbeit in der besagten Kommission zu benennen. Das hat – auch aufgrund einer gewissen staatlichen Zurückhaltung – Monate gedauert.

Inzwischen sind diese durch mich ernannt. Zudem gehören der Kommission, die ihre Arbeit im Herbst letzten Jahres aufgenommen hat und einen unabhängigen Status hat, noch zwei Mitglieder an, die das Bistum entsenden kann, die aber bewusst nicht aus der Reihe der eigenen Mitarbeitenden ausgewählt wurden. Die eine Person wurde vom Katholikenrat vorgeschlagen, und die andere kommt aus dem Forschungsbereich einer staatlichen Hochschule. Als Gäste werden der Leiter des Prozessbereichs Personaleinsatzplanung und Personalentwicklung und die Präventionsbeauftragte unseres Bistums für Auskünfte jederzeit zur Verfügung stehen. Leiten wird diese Kommission – und er ist bereits dazu gewählt – Wolfgang Stein, der sich in den letzten zwei Jahren bereits in unserer anderen "Kommission zur Prüfung von Vorwürfen sexuellen Missbrauchs Minderjähriger durch Geistliche und andere kirchliche Mitarbeiter im Bistum Magdeburg" engagiert hat.

Trotz Ausschreibungen und intensiver Suche – auch über eine unabhängige Findungskommission – ist es aber bisher noch nicht gelungen, zwei – wie im Konzept vorgesehen – Betroffene aus dem eigenen katholischen Umfeld zu finden, die dabei mitarbeiten. Darum konnte auch bislang kein eigener Betroffenenbeirat unseres Bistums gegründet werden, aus dem eigentlich die zwei Betroffenenvertreter oder -vertreterinnen in die Aufarbeitungskommission entsendet werden sollten. Es hat also seine Gründe, warum wir bisher bezüglich der Aufarbeitungskommission noch keine vollständige Vollzugsmeldung verkünden konnten. Es ist mir als Bischof und meinen verantwortlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen aber bitterernst, dass auf diese Weise der sexuelle Missbrauch an Minderjährigen und anderen Schutzbefohlenen im Bereich unseres Bistums aufgearbeitet wird und wir die notwendigen Konsequenzen daraus ziehen werden. Dazu stellen wir auch die entsprechenden Ressourcen zur Verfügung.

Ich möchte Sie alle bitten, unsere Suche nach Betroffenen zu unterstützen. Betroffene finden alle Informationen auf unserer Webseite:
www.bistum-magdeburg.de/aufarbeitung

Sie können sich per E-Mail oder Telefon an die Aufarbeitungskommission wenden:
E-Mail*:*
betroffene@aufarbeitung-im-bistum-magdeburg.de
Telefon*: 0391 9904 70 45*

Ökumenische Zeitenwende

Gastkommentar zur Haltung von Patriarch Kyrill anlässlich des russischen Angriffskrieges auf die Ukraine und über die ökumenischen Folgen, in: *Herder Korrespondenz* 76 (Heft 7/2022) 6

Kann oder will Patriarch Kyrill nicht anders? So könnte man angesichts seiner von vielen als skandalös empfundenen Haltung zum russischen Überfall auf die Ukraine fragen. Anscheinend trifft beides zu. Zum einen ist die Russische Orthodoxe Kirche nach wie vor deutlich vom Staat abhängig. Nicht nur, dass dabei das byzantinische Modell der Symphonie von Staat und Kirche weiterhin untergründig mitschwingt, auch andere historische Entwicklungen wirken noch nach. Fast traumatisch muss in Erinnerung sein, dass seit Zar Peter I. aufgrund aufgeklärter Vorstellungen fast 200 Jahre die Russische Orthodoxe Kirche keinen Patriarchen mehr haben durfte, sondern durch den sogenannten "Heiligsten Dirigierenden Synod" mit einem Staatsbeamten, dem Oberprokuror, an der Spitze geleitet wurde. Erst 1917 war es möglich, wieder einen Patriarchen zu wählen, um kurz danach erneut – diesmal durch die Bolschewiken – rigoros reglementiert, ja sogar massiv unterdrückt und fast ausgerottet zu werden. Im II. Weltkrieg als geistige Stütze bei der Verteidigung des Vaterlandes benötigt, erfuhr das Moskauer Patriarchat seitdem eine gewisse Akzeptanz und Förderung, konnte 1961 auch dem Ökumenischen Rat der Kirchen beitreten, musste sich im Ausland aber als sozusagen "verlängerter Arm der sowjetischen Friedenspolitik" erweisen. Nach dem Zerfall der Sowjetunion avancierte die Russische Orthodoxe Kirche schließlich immer mehr zum "Rückgrat und Hoffnungsträger einer gedemütigten Nation" und befindet sich nunmehr schon seit längerem als unverzichtbarer Partner des Staates wie in einem "goldenen Käfig".

Darüber hinaus scheinen aber auch weltanschauliche Gründe eine wesentliche Rolle zu spielen. Abgesehen von der messianisch anmutenden Vorstellung Moskaus als "3. Rom" und der idealisierenden Rede vom "Heiligen Russland", ist es der Titel "Patriarch von Moskau und der ganzen Rus", der ahnen lässt, worum es Kyrill gehen könnte. Damit verbindet sich nämlich die Erinnerung an die Taufe der als Ursprungsgebiet angesehenen Kiewer Rus im Jahre 988, die spätere Zersplitterung in verschiedene Fürstentümer und die Differenzierung der Ostslawen in Russen, Ukrainer und Belarussen, die Verlagerung des Machtzentrums nach Moskau und dessen Erhebung zum Patriarchat 1589 sowie die enge Zugehörigkeit Kiews zu ihm seit 1667. Korrespondierend tritt noch das staatlich wie kirchlich propagierte Konzept von der "Russischen Welt" hinzu, dem mindestens Russland, die Ukraine und Weißrussland zugeordnet werden, das aber auch Russen

in anderen Regionen mit im Blick hat. Während diese transnationale geistig und politisch gedachte Größe mit Moskau als Zentrum die wahren traditionellen Werte verkörpert, hütet und verteidigt, sieht man den Westen mit seinen liberalen Demokratien und pluralen Lebensformen als dekadent, korrupt und letztlich dem Untergang geweiht an. Auf diesem Hintergrund erscheint der Krieg gegen die Ukraine auch als ein metaphysisch überhöhter Kampf gegen die Mächte des Bösen. Zudem wird verständlich, wieso das Moskauer Patriarchat während des Pontifikats von Benedikt XVI. zeitweise eine strategische Allianz mit Rom aufbauen wollte, zum Protestantismus aber auf Distanz ging.

Ende Mai hat sich die Ukrainische Orthodoxe Kirche des Moskauer Patriarchats von Kyrill losgesagt und ihre Eigenständigkeit erklärt. Was das letztendlich bedeutet, muss sich erst noch zeigen, auch hinsichtlich einer vielleicht größeren Annäherung an die 2018 durch das Ökumenische Patriarchat gegründete und nationaler geprägte



Mit Großerzbischof Swjatoslaw Schewtschuk bei der Einweihung der griechisch-katholischen Kathedrale in Kiew 2013; Bildrechte: privat

Orthodoxe Kirche der Ukraine. Unklar ist auch, warum der bislang recht einflussreiche Außenamtsleiter des Moskauer Patriarchats, Metropolit Hilarion, kurz danach überraschend abberufen wurde. Doch schon vorher ging es turbulent zu, meldeten sich zahlreiche kritische Stimmen aus der gesamten Orthodoxie und auch aus anderen Kirchen, die Patriarch Kyrill aufforderten, sich von Putin und seinem abscheulichen Krieg zu distanzieren und dieses Verbrechen nicht noch religiös zu verbrämen. Inzwischen stehen nicht nur die innerorthodoxen, sondern auch die ökumenischen Beziehungen vor einem Scherbenhaufen. Konstruktive Dialoge mit dem Moskauer Patriarchat sind vorerst unmöglich geworden. Versuche des Papstes, sich über Kontakte mit Patriarch Kyrill für einen baldigen Frieden einzusetzen, wurden bislang von Seiten der Russischen Orthodoxen Kirche – wie man auf deren Homepage nachlesen kann – in ihrem Sinne manipuliert und instrumentalisiert.

Manche sprechen inzwischen im Hinblick auf die Beziehungen zum Moskauer Patriarchat von einer ökumenischen Zeitenwende. Auf jeden Fall muss neu darüber nachgedacht werden, unter welchen Voraussetzungen zwischenkirchliche Dialoge überhaupt noch sinnvoll erscheinen und unter welchen Umständen sie nicht zu verantworten sind.

"Verändert hat sich die Kirche nicht nur in Kleinigkeiten"

Beitrag in: Philippa Rath/ Burkhard Hose (Hg.), *Frauen ins Amt! Männer der Kirche solidarisieren sich*, Freiburg 2022, 65-68.

Immer noch fehlen der katholischen Kirche an entscheidenden Stellen die Frauen, da sie bislang keine Möglichkeit haben, geweiht zu werden. Darüber gibt es neben manchen wissenschaftlichen Untersuchungen zum Teil äußerst kontroverse Meinungen, auch die schon mehrmals formulierte päpstliche Absage, zur Weihe von Frauen "nicht berechtigt zu sein" bzw. dazu "keinerlei Vollmacht zu haben". Begründet wird das mit der "Treue zum Vorbild des Herrn", der zweitausendjährigen Tradition und der Notwendigkeit, männlich zu sein, um Christus repräsentieren zu können. Tatsächlich sind kirchengeschichtlich keine ausdrücklichen Priesterinnen nachzuweisen. Beim Diakonat für Frauen aber greifen diese Argumente nicht, da neutestamentliche und altkirchliche Anzeichen nahelegen, dass ein derartiges Amt zeitweise und in manchen Regionen durchaus existiert haben muss.

Deswegen oder trotzdem die Weihe von Frauen rigoros abzulehnen, überzeugt viele nicht mehr. Man kann – so sagt auch Papst Franziskus – die Lehre nicht bewahren, ohne ihre Entwicklung zuzulassen. Und verändert hat sich die Kirche nicht nur in Kleinigkeiten. Schließlich ist sie sowohl in ihrer äußeren Gestalt als auch in ihrer Theologie, ihrem Selbstverständnis und ihrer Verkündigung nicht zeit- und raumlos, sondern dialogisch inmitten der Weltgeschichte unterwegs und davon geprägt. Das aber bedeutet auch, das Evangelium immer wieder in die jeweiligen Verhältnisse zu übersetzen, bedeutet Inkulturation und Aggiornamento, Vergegenwärtigung im Hier und Heute.

Schon die Auseinandersetzung darüber, ob auch Heiden – also Nicht-Juden – Christen werden können, gehört dazu. Gleichzeitig verschwindet der Zwölferkreis als zunächst konstitutiv angesehener Repräsentant der zwölf Stämme Israels, obwohl er zuvor noch einmal beim Ausfall des Judas durch die Nachwahl des Matthias ergänzt worden war, sang- und klanglos aus der Geschichte. Und dann durchdringt das Evangelium das ganze Römische Reich, überschreitet die Grenzen zu den Germanen und Slawen, erreicht Asien und Afrika und gelangt schließlich zu allen Völkern und Nationen. Dabei greift es auch nichtchristliche Vorstellungen und Gebräuche auf und drückt sich darin aus. In den letzten Jahrzehnten markiert besonders die Anerkennung der Religions- und Gewissensfreiheit sowie der Menschenrechte einen bedeutsamen Bruch mit den bisherigen Überzeugungen, ebenso der Eintritt in die ökumenische Bewegung und den interreligiösen Dialog oder jüngst die Verwerfung der Todesstrafe.



Frauenfest 2026 im Kloster Helfta; Bildrechte: Leonie Danzmann, Bistum Magdeburg

Könnte der Geist Gottes uns nicht auch zu weiteren Erkenntnissen führen? Im Französischen wird – worauf Yves Congar verweist – zwischen der "Tradition" und den "traditiones" unterschieden. Die groß geschriebene einzigartige Tradition ist – theologisch verstanden – die Treue zur unüberbietbaren Offenbarung Gottes in Jesus Christus durch den wechselvollen Lauf der Geschichte hindurch. Die klein geschriebenen Traditionen hingegen sind historisch und kulturell bedingte Formen, die dem Glauben im jeweiligen Kontext einen lebendigen Ausdruck verleihen, für die Nachwelt aber nicht unbedingt erforderlich bleiben müssen. In vielem spiegeln sie positiv wie negativ den Zeitgeist vergangener Epochen wider und sind damit veränderbar. Freilich darf das nicht nach Gutdünken geschehen. Verantwortungsbewusste Überlegungen und Entscheidungen sind gefragt.

Insofern fordern die grundsätzliche Gleichberechtigung der Frauen in modernen Gesellschaften und die Besinnung auf ihre ebenbürtigen Charismen uns als katholische Kirche heraus, dem auch in der Ämterfrage einen angemessenen Ausdruck zu verleihen. Das jedoch für eine weltweite Gemeinschaft angesichts der Ungleichzeitigkeit der kulturellen Entwicklungen und der gegensätzlichen Auffassungen in dieser Frage zu lösen, ist nicht leicht, muss aber entschieden angegangen werden. Vor einiger Zeit hätte ich das so noch nicht denken können. Inzwischen meine ich aber, dass es dabei weniger darauf ankommt, sich an der Vergangenheit oder gegenwärtigen Widerständen zu orientieren, als daran, was in unserer Zeit der Botschaft des Evangeliums entspricht, dem Heil der Menschen dient und dem Volk Gottes weiterhilft.

Verhältnis war schon ermutigender und hoffnungsvoller

Im Interview mit Steffen Zimmermann zum schwierigen Verhältnis von Ost und West für *katholisch.de* vom 2. Mai 2023

Erst der zornig geschriebene Bestseller "Der Osten. Eine westdeutsche Erfindung", dann die Aufregung um die abfälligen Äußerungen von Springer-Chef Mathias Döpfner über Ostdeutschland und die Ostdeutschen. Über drei Jahrzehnte nach der Wiedervereinigung diskutiert Deutschland wieder einmal über das schwierige Verhältnis von Ost und West. Im Interview mit katholisch.de bringt der Magdeburger Bischof und gebürtige Hallenser Gerhard Feige seine Perspektive in die Debatte ein. Dabei spricht der 71-Jährige auch über die herausfordernde Lage der katholischen Kirche in Ostdeutschland und das Verhältnis zwischen den ost- und westdeutschen Bistümern.

Bischof Feige, die Wochenzeitung "Die Zeit" hat kürzlich Chatnachrichten und E-Mails des Springer-Chefs Mathias Döpfner veröffentlicht, in denen sich dieser unter anderem abfällig über Ostdeutschland und die Ostdeutschen geäußert hat. So hat Döpfner laut "Zeit" etwa geschrieben: "Die Ossis sind entweder Kommunisten oder Faschisten. Dazwischen tun sie es nicht. Eklig." Was haben Sie gedacht, als Sie davon erfahren haben?

Wie primitiv, arrogant oder gehässig muss jemand sein, der sich so äußert! Für mich ist das eher ein Ausdruck der Geistes- oder Gemütslage des Verfassers als eine ernstzunehmende Kritik. Bedauerlicherweise reihen sich solche platten Sprüche in die gesellschaftliche Gesamtsituation ein, auch in den kirchlichen Bereich. Wieviel Schwarz-weiß-Malerei gibt es doch zunehmend, wieviel Vorurteile und Klischees, Verschwörungsmythen und Falschmeldungen, Verdächtigungen und Unterstellungen, Hetze und Hass. Gewissermaßen also "nichts Neues unter der Sonne"!

Sie sind selbst Ostdeutscher. Haben Döpfners Aussagen Sie verletzt?

Geärgert habe ich mich schon. Aber was soll`s! Inzwischen empören sich viele über alles Mögliche, was sie als diskriminierend empfinden. Dabei stoßen sie – weil ihr Anliegen im Mainstream liegt – oftmals auf großes Verständnis. Als ehemaliger DDR-Bürger hingegen muss man in so einem Fall befürchten, schnell als "Jammer-Ossi" abgetan zu werden. Was bringt es also, so eine Entgleisung zu beklagen?

Wie beurteilen Sie 33 Jahre nach der Wiedervereinigung das Verhältnis von Ost und West?

Tatsächlich war dieses Verhältnis in manchen Phasen schon ermutigender und hoffnungsvoller. Man sollte es aber auch jetzt nicht schlechter reden als es ist. Keine Frage, immer noch wirken Verwerfungen und Verwundungen aus der Zeit vor und nach 1990 nach, ist vieles weiterhin nicht zufriedenstellend, mangelt es an Verständnis und Verständigung. Außerdem kommen ständig neue Herausforderungen hinzu. Zugleich ist es aber auch auf beeindruckende Weise gelungen, unerwartete Ab-, Um- und Aufbrüche in gangbare Bahnen zu lenken und weiterführende Lösungen zu finden. Beachten sollte man auch, dass Ost und West keine starren Größen sind. Neben sogenannten "Ossis" und "Wessis" gibt es inzwischen zahlreiche "Wossis" und Nachgeborene sowie Migranten und Migrantinnen. Von daher ist alles viel differenzierter zu betrachten. Auf jeden Fall bleibt es weiterhin eine dringliche Aufgabe, die Einheit Deutschlands noch konstruktiver und gerechter zu gestalten.

Die Aufregung um Döpfners Aussagen fiel zusammen mit der Diskussion um das Buch "Der Osten: eine westdeutsche Erfindung" des Leipziger Literaturwissenschaftlers Dirk Oschmann, das zuletzt mehrere Wochen auf Platz 1 der "Spiegel"-Bestsellerliste stand. Oschmann beklagt in dem Buch in zornigem Tonfall, dass der Westen sich über 30 Jahre nach dem Mauerfall noch immer als Norm definiert und den Osten als Abweichung. Stimmen Sie ihm zu?

In gewisser Weise teile ich diesen Eindruck. Gerade in den ersten Jahren war das überdeutlich, mussten wir erst einmal lernen, uns im bundesdeutschen System zurechtzufinden bzw. uns ihm anzupassen oder uns in ihm zu behaupten. Während Ostdeutsche dabei von Anfang an Westdeutschland immer mitdenken mussten, war und ist dies für Westdeutsche nicht unbedingt nötig. Manches, was – wie etwa "Polikliniken" – westlichen Vorstellungen nicht entsprach und zunächst aufgegeben wurde, ist inzwischen unter anderem Begriff – so im genannten Beispiel als "Ärztezentrum" oder "Ärztehaus" – wieder zurückgekehrt und salonfähig. Auch verschiedene Ostprodukte haben wieder den Markt erobert. Sicher waren und sind in vielem für solche Entwicklungen westliche Vorgaben ausschlaggebend gewesen, andererseits hat man sich im Osten aber auch gern und freiwillig westlichen Gepflogenheiten angepasst. Wenigstens untergründig haftet es uns immer noch an, nicht ganz der Norm zu entsprechen.

Haben Sie manchmal das Gefühl, sich für Ihre Herkunft aus dem Osten rechtfertigen zu müssen bzw. aufgrund Ihrer Herkunft anders behandelt zu werden als ein Westdeutscher?

Aufgrund meiner fast 40-jährigen DDR-Sozialisation kann ich nicht leugnen, dass ich verschiedene Prägungen und Sichtweisen mit mir trage, die nicht immer die besten Voraussetzungen dafür waren und sind, um mich "bestmöglich vermarkten" oder bestimmte Aufgaben anstreben und erfüllen zu können. Damit gehe ich aber inzwischen selbstbewusst um und leide nicht mehr darunter. Manchmal offenbare ich meine Herkunft auch proaktiv, um zu verdeutlichen, warum ich etwas kritischer oder wenigstens anders sehe als andere. Insgesamt fühle ich mich aber in meinen Lebens- und Berufsfeldern weithin akzeptiert und sogar geschätzt.



v.r.: Bischof Feige im Gespräch mit Bischof Heinrich Timmerevers (Bistum Dresden-Meißen) und Bischof Ulrich Neymeyr (Bistum Erfurt); Bildrechte: Deutsche Bischofskonferenz

Oschmann kritisiert in seinem Buch auch, dass Medien, Politik, Wirtschaft und Wissenschaft weiterhin von westdeutschen Personen und Perspektiven dominiert werden. Damit hat er ohne Zweifel recht. Wie problematisch ist diese westdeutsche Dominanz in zentralen Bereichen unserer Gesellschaft aus Ihrer Sicht?

Das kann förderlich sein, wenn dadurch die Qualität gehoben wird, belastend aber, wenn seilschaftartig nur die eigenen Leute nachgezogen und begünstigt werden. Bemüht man sich, die östlichen Verhältnisse zu verstehen, oder legt man ständig andere Maßstäbe an? Geht man sachgerecht und empathisch auf die regionalen bzw. lokalen Bedürfnisse ein – was übrigens überall gilt – oder nutzt man den Standort nur für die eigenen Interessen? Oftmals merke ich aber kaum noch, woher jemand kommt, und würde dies auch nicht zum ausschlaggebenden Kriterium einer Anstellung machen. Entscheidender ist ja die Bereitschaft, sich auf die Situation wirklich einzulassen und mit ostdeutschen Perspektiven fair und respektvoll umzugehen. Für mich ist es schon lange fast selbstverständlich, in meinem Umkreis Mitarbeitende mit westlicher Sozialisation zu haben. Andererseits ist freilich der "Besser-Wessi" immer noch ein rotes Tuch. Insgesamt wäre es in verschiedenen Bereichen schon hilfreich und angebracht, mehr Ostdeutsche in führenden Positionen zu haben. Dadurch würde sich die gesellschaftliche Stimmung bei uns vielleicht auch etwas entspannen.

Sie sind einer von derzeit nur zwei Diözesanbischöfen, die gebürtig aus dem Osten kommen, obwohl auf dem Gebiet der ehemaligen DDR heute insgesamt sechs Bistümer liegen. Auch hier dominieren also die Westdeutschen. Ärgert Sie das?

Der Vollständigkeit halber sollte man nicht vergessen, dass es neben uns beiden auch noch zwei Weihbischöfe mit ostdeutscher Herkunft gibt, in Erfurt und in Hamburg. Bei insgesamt etwa 65 Bischöfen machen wir damit ca. 6 % aus. Schaut man auf alle katholischen Gläubigen in Deutschland, erscheint das im Vergleich dazu noch üppig, liegt der Anteil derer im Osten – einschließlich Westberlins – ja sogar noch darunter, bei etwa 3,8 %. Aber Rechnerei hin und her! Ich glaube, dass auch hier gilt: Entscheidender ist die Identifizierung mit der übertragenen Aufgabe und der gute Wille, sich voll und ganz – mit Leib und Seele – darauf einzulassen. Schließlich zählen ja nicht nur die bisherigen Erfahrungen und Einsichten, sondern auch die vorhandenen Fähigkeiten und das Wissen darum, kein Alleinspieler sein zu müssen. Gemeinsam sind wir ja Kirche, unterschiedlich begabt, aber aufeinander verwiesen, aus allen Völkern und Nationen. Und das gilt auch für Nord- und Süddeutsche oder Rheinländer und Sachsen-Anhalter. Ich bin sogar dankbar dafür, im Rahmen der Bischofskonferenz und darüber hinaus westliche Verbündete zu haben, die sich inzwischen in unseren Verhältnissen auch gut auskennen und ostdeutsche Anliegen manchmal noch überzeugender vermitteln können als ich.

Trotzdem ist die katholische Kirche in Deutschland stark westdeutsch geprägt. Sie sprachen die geringe Zahl der Katholiken in Ostdeutschland an: Liegt die westdeutsche Dominanz nur darin begründet oder gibt es noch andere Gründe?

Sicher spielt das zahlenmäßige Übergewicht der westdeutschen Bistümer eine Rolle. Dazu gehören die immer noch vorhandenen enormen personellen, finanziellen und strukturellen Möglichkeiten mit großen Einrichtungen und einer Vielzahl von Tätigkeitsfeldern. Von Bedeutung waren und sind aber auch gewisse volkskirchliche Prägungen und die Mitgestaltung der Gesellschaft durch offizielle Stellungnahmen oder das politische Engagement vieler Christen und Christinnen. Hinzukommen die relativ einflussreichen Verbände als Interessenvertreter, in denen zahlreiche Katholiken und Katholikinnen organisiert sind. Im Osten haben diese nach 1990 nur vereinzelt und spärlich Fuß gefasst. Und das Zentralkomitee der deutschen Katholiken hat seinen Sitz inzwischen zwar von Bonn nach Berlin verlegt, ist aber anscheinend nach wie vor nicht sonderlich am Osten interessiert. Auch der Synodale Weg war – so mein Eindruck – weitgehend eine westdeutsche Angelegenheit.

Die Bischofskonferenz war mit ihrer Vollversammlung seit 1990 erst zweimal in Ostdeutschland zu Gast – 1996 in Schmochtitz und zuletzt in Dresden. Das spricht nicht gerade für eine große Wertschätzung des kirchlichen Lebens zwischen Ostsee und Erzgebirge. Hat die Bischofskonferenz den Osten zu wenig im Blick?

Das würde ich so nicht sagen. Seit der Wiedervereinigung Deutschlands erfahren wir insgesamt eine große Solidarität. Und manche Bischöfe haben auch ein spezielles Interesse am Osten entwickelt. Um unsere extremen Herausforderungen und unsere Situation aber wirklich zu verstehen, dafür halte ich bischöfliche Vollversammlungen kaum für geeignet. Außerdem würden wir uns in Magdeburg gar nicht in der Lage sehen, eine solche auszurichten. Wirksamer wären stattdessen sehr persönliche Begegnungen und Gespräche sowie ganz konkrete Erfahrungen vor Ort. Neulich erst hatten wir Magdeburger mit dem Geistlichen Rat von Paderborn einen solchen erfreulichen Austausch, und demnächst treffen wir uns wieder mit der Hildesheimer Bistumsspitze. Aber auch zahlreiche andere Gruppen kommen zu uns, um von unseren Entwicklungen und Überlegungen zu hören.

Die Situation der Kirche in Ostdeutschland unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht stark von der Situation im Westen. Würden Sie sich wünschen, dass die ostdeutsche Perspektive mit all ihren Chancen und Problemen in der gesamtdeutschen Kirche noch stärker wahrgenommen werden würde?

Auf jeden Fall! Dabei sollte möglichst vielen – auch manchen Vertretern und Vertreterinnen der Medien – endlich einmal bewusstwerden, dass die katholische Kirche in Deutschland, die Bistümer und die Bischöfe nicht über einen Kamm geschoren werden können und dürfen. Oftmals besteht aber die Erwartung, dass wir im Osten auch all das vorweisen müssten, was potentere Bistümer im Westen sich leisten können. Zudem müssen wir – auch wenn wir dazu immer weniger in der Lage sind – in verschiedenen Bereichen dieselben Standards erbringen, wie die anderen; und die Herausforderungen nehmen immer mehr zu. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob beispielsweise – wie bei zahlreichen westdeutschen Bistümern – ein Ordinariat bzw. Generalvikariat hunderte, vereinzelt sogar bis zu 1000 Mitarbeitende hat oder – wie bei uns – mit 68 die Probleme bewältigen muss. Manchmal habe ich schon gesagt, dass wir wahrscheinlich, wenn sich unser Bistum anderswo auf der Welt befinden würde, eine größere Überlebenschance hätten als in einem überregulierten und durchorganisierten Staat wie Deutschland. Mir geht es angesichts dessen nicht darum, bedauert zu werden. Ich erwarte aber, dass man unsere besonderen Verhältnisse besser zu verstehen sucht und uns nicht gelegentlich fälschlicherweise ausschmiert und ungerechtfertigt an den Pranger stellt. Frustrierend ist auch, für Konflikte in anderen Bistümern in Mithaftung genommen zu werden.

Was könnten die Katholiken und die Bistümer im Westen von der Kirche im Osten lernen?

Darauf antworte ich ungern, weil mir sofort ein makabrer Spruch von früher einfällt, der lautet: "Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen." Aber Spaß beiseite! Vielleicht ist es die Erfahrung, dass Kirche auch unter schwierigsten Bedingungen und mit geringen Mitteln schöpferisch und segensreich wirken kann.

Ein großes Problem für die meisten ostdeutscher Bistümer sind die Finanzen. Ihre Diözese ist ebenso wie Görlitz stark abhängig vom sogenannten Strukturbeitrag, über den die westdeutschen Bistümer die ostdeutschen Diözesen seit gut drei Jahrzehnten finanziell unterstützen. Nach 2025 soll diese Unterstützung nach den derzeitigen Plänen wegfallen. Was würde das für Ihr Bistum bedeuten?

Dass wir so lange schon unterstützt werden, ist allen Dankes wert. Trotzdem ist in der Tat unsere finanzielle Situation bereits jetzt angespannt. Bei einem Haushalt von gegenwärtig etwa 35 Millionen Euro stammen nur ca. 45 % aus eigenem Kirchensteueraufkommen, mehr als 20 % aus dem Strukturbeitrag und etwas weniger als 20 % aus Staatsleistungen. Dabei ist das Pro-Kopf-Einkommen aus Kirchensteuern bei uns wesentlich niedriger als in anderen Bistümern, ein deutlicher Hinweis auf die mangelnde regionale Wirtschaftskraft und unsere soziologische Zusammensetzung. Hinzukommt noch, dass die Pro-Kopf-Ausgaben – besonders dann, wenn nur wenige Gläubige auf einem großen Territorium und verstreut im ländlichen Raum leben – größer sind als anderswo. Mit dem Wissen darum, womit wir mindestens ab 2026 nicht mehr rechnen können, haben wir im vergangenen Herbst einen Haushaltssicherungsprozess gestartet. Darunter verstehen wir ein begrenztes und strukturiertes Verfahren mit dem Ziel, das Bistum wirtschaftlich nachhaltig und zukunftsorientiert aufzustellen. Besorgt machen uns dabei auch die Überlegungen und Diskussionen über eine mögliche Ablösung der Staatsleistungen. Radikale Finanzverluste oder Einsparungen würden uns äußerst empfindlich treffen. Sicher wäre das nicht unser Ende, aber wie es dann konkret weitergehen könnte, entzieht sich noch meiner Vorstellungskraft. Wir wollen aber auch weiterhin – wie wir es einmal formuliert haben – "eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. … Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft."

» Entscheidender ist die Identifizierung mit der übertragenen Aufgabe und der gute Wille, sich voll und ganz [...] darauf einzulassen. Schließlich zählen [...] auch die vorhandenen Fähigkeiten und das Wissen darum, kein Alleinspieler sein zu müssen.«

Was wünschen Sie sich mit Blick auf die Finanzen von den westdeutschen Bistümern?

Auch im kirchlichen Raum ist die Tendenz zu verzeichnen, dass aufgrund der dramatischen Probleme die Eigeninteressen – d.h. "wir zuerst!" – einen größeren Stellenwert bekommen haben. Früher konnte man noch darauf hoffen, in schwierigen Situationen vielleicht von dem einen oder anderen Bischof unterstützt zu werden. Inzwischen ist die Entscheidung über den Einsatz finanzieller Mittel immer mehr auf diesbezügliche Experten und Gremien übergegangen. Die aber denken und fühlen – einerseits verständlich, andererseits befremdlich – weithin nicht über den Tellerrand ihres Bistums hinaus. Dass das nach Umsetzung mancher Beschlüsse des Synodalen Weges leider eventuell sogar noch zunehmen wird, ist zu befürchten. Ich hoffe aber, dass man uns dennoch nicht fallen lässt und uns weiterhin so unterstützt, dass katholische Kirche auch in unserer Region lebensfähig, erfahrbar und wirksam bleibt. Dazu stehen mir nicht nur finanzielle Hilfen vor Augen, sondern auch Möglichkeiten, in verschiedenen Bereichen noch besser und vielfältiger kooperieren zu können.

Nicht nur überleben

Finanzausgleich für ostdeutsche Bistümer
Beitrag für *Herder Korrespondenz* (Heft 8/2023), 20-22

Der Verband der Diözesen Deutschlands hat entschieden, wie es mit dem Strukturbeitrag für die finanzschwächeren Bistümer weitergeht. Das muss noch ratifiziert werden. Gerade Diözesen wie das ostdeutsche Magdeburg sind auf diese Unterstützung durch die anderen Bistümer angewiesen.

Schaut man sich weltweit um, ist es überraschend, wie unterschiedlich Bistümer sein können: klein oder groß, traditionsreich oder blutjung, bevölkerungsdicht oder territorial weit, finanzstark oder hilfsbedürftig, von der Auferstehung Jesu Christi beflügelt oder mehr von dessen Kreuzesnachfolge geprägt. Ob nun das Katharinen-Kloster auf dem Sinai mit 35 Mönchen, ein deutsches Erzbistum mit einem Gesamtvermögen von über sieben Milliarden Euro, eine italienische Kleinstadt auf dem Berge, das katholische Bistum in Ostsibirien mit fast 10 Millionen Quadratkilometern, etwa 52.600 Katholiken sowie acht Diözesan- und 32 Ordenspriestern oder wir in Magdeburg: Das alles sind Bistümer. Eine äußerlich erkennbare Norm scheint es nicht zu geben.

Und doch dürfte eines klar sein: Entscheidend ist nicht ein totes Territorium, sondern das lebendige Gottesvolk, das als Kirche in Erscheinung tritt. Bistümer entstehen oftmals dann, wenn das Evangelium Jesu Christi in einer Region tatsächlich angekommen und geerdet ist, wenn eine Ortskirche meint, ihren Weg eigenständig weitergehen zu können, und den Mut besitzt, dies zu riskieren. Das gilt bisher auch für das Bistum Magdeburg. Es sieht seine besondere Sendung darin, als "schöpferische Minderheit" das Evangelium in katholischer Auslegung in einer weithin konfessions- und religionsfreien Umgebung auf Mitteldeutsch zu buchstabieren und zu leben, in ökumenischer Verbundenheit und in Kooperation mit Partnern und Partnerinnen vor Ort.

Unser Bistum befindet sich auf dem Gebiet der ehemaligen DDR und knüpft an eine lange und wechselvolle Geschichte an. Seitdem infolge der Reformation das 968 gegründete Erzbistum Magdeburg im 16. Jahrhundert untergegangen war, verschwanden die katholischen Christen und Christinnen nicht völlig, ihre Ortskirche wurde aber weitgehend zu einer Kirche von Zugezogenen, Vertriebenen und Flüchtlingen. Dabei spielte auch die wirtschaftliche Entwicklung eine wesentliche Rolle. Entstanden neue Industriezweige oder gewann die Landwirtschaft an Bedeutung, kamen mit den Arbeitskräften aus ärmeren Gegenden auch viele Katholiken in unser Gebiet.

Von 1821 bis 1994 gehörte unser Territorium zum Bistum beziehungsweise Erzbistum Paderborn; nach dem Mauerbau 1961 wurden wir immer eigenständiger, blieben aber auf westdeutsche Hilfe angewiesen. So finanzierte beispielsweise das Bonifatiuswerk alle Dienstfahrzeuge, um

jüngere wie ältere Gläubige zusammenzubringen oder aufzusuchen. Nur dadurch war es überhaupt möglich, ohne Wartezeiten von bis zu über zehn Jahren an Autos und Kleinbusse zu kommen. Mithilfe der D-Mark konnten in der Endphase der DDR sogar einige neue Kirchen gebaut werden. Der wirtschaftliche Niedergang hatte es möglich gemacht, dass Staat und Partei entgegen der bisherigen Ideologie gewissermaßen käuflich geworden waren. Aber auch in anderen Bereichen wurden wir besonders von Paderborn vielfältig unterstützt.

Nach der friedlichen Revolution und der gesellschaftlichen Wende von 1989 sowie der Wiedervereinigung Deutschlands 1990 standen wir, was die Rolle der Kirche betrifft, einer grundsätzlich veränderten Situation gegenüber. Neue Herausforderungen, Möglichkeiten und Probleme taten sich auf. Waren wir zu DDR-Zeiten als Kirche ins Abseits gedrängt worden und hatten wir wie in einer Nische oder Parallelgesellschaft gelebt, wurden wir auf einmal wieder zu einer öffentlich bedeutsamen Größe. Viele Christinnen und Christen übernahmen politische und gesellschaftliche Ämter und gestalteten den Demokratisierungsprozess konstruktiv mit. Andererseits galt es, innerkirchlich vor Ort und auf bundesdeutscher Ebene vieles neu zu bedenken und zu ordnen. Dazu gehörte, dass Magdeburg 1994 ein eigenständiges Bistum und mit den Bistümern Fulda und Erfurt dem Erzbistum Paderborn als Suffragan zugeordnet wurde.

Äußerlich betrachtet war es im Laufe weniger Jahre in unserer Region dank der finanziellen Unterstützung durch die Deutsche Bischofskonferenz (DBK) möglich, Kirchen sowie Pfarr- und Gemeindehäuser umfassend zu sanieren und zu modernisieren. Neue seelsorgliche Aufgaben kamen hinzu, etwa bei der Bundeswehr, der Polizei, in Justizvollzugsanstalten oder Krankenhäusern. Einige soziale Einrichtungen wurden von der Caritas auf Bitten von Kommunen oder Vereinen zusätzlich zu den schon vorhandenen übernommen. Außerdem richtete mein Vorgänger – Bischof Leo Nowak – bald drei katholische Gymnasien ein. Später folgten vier Grundschulen und eine Sekundarschule. Alle gehören zu einer Schulstiftung, die heute der größte freie Schulträger allgemeinbildender Schulen im Land Sachsen-Anhalt ist. Wir verfügen auch über zahlreiche karitativ-soziale Einrichtungen wie Kindertagesstätten, Sozialstationen, Behinderten- und Altenpflegeheime, Krankenhäuser und Jugendclubs. Dazu gehören einige tausend Mitarbeitende. Außerdem versuchen wir durch vielfältige Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit sowie geistliche Impulse christliche Vorstellungen und Werte ins gesellschaftliche Gespräch einzubringen.

Insgesamt umfasst unser Bistum ein Territorium von 23.000 Quadratkilometern. Fast ganz Sachsen-Anhalt gehört dazu; außerdem erstreckt es sich bis hinein nach Sachsen und Brandenburg. Das bedeutet, auch im Kontakt mit drei Landesregierungen zu stehen. In Deutschland sind wir flächenmäßig das viertgrößte der 27 Bistümer. Die Zahl der Katholiken beträgt inzwischen aber nur noch etwa 74.000; im Jahr 2005 waren es 97.000. Damit sind wir den Gläubigenzahlen nach das zweitkleinste deutsche Bistum. Zum Erzbistum Köln hingegen gehören etwa 1,8 Millionen Katholiken, und das auf einer Fläche, die nur etwa einem Drittel unseres Bistums entspricht. Wenige Katholiken sind bei uns also über ein weites Gebiet verteilt. In der Gesellschaft machen wir ungefähr drei Prozent aus; etwa 14 Prozent sind Protestanten und mehr als 80 Prozent gelten als konfessions- beziehungsweise religionsfrei. Die demographische Entwicklung Sachsen-Anhalts und der angrenzenden Bundesländer bereitet uns große Probleme. Viele, vor allem junge Leute, sind in andere Gebiete Deutschlands und der Welt ausgewandert. Die Zugezogenen aus der alten Bundesrepublik oder anderen Ländern gleichen diesen Verlust bislang nicht aus.

Dadurch werden auch unsere Gemeinden weiterhin kleiner und altern zusehends. Bis 2035 soll Sachsen-Anhalt – wenn nicht andere Entwicklungen eintreten – noch etwa weitere 10 Prozent der Bevölkerung verlieren.

Immer wieder heißt es in den Medien und darüber hinaus pauschal und klischeehaft: die reiche katholische Kirche in Deutschland, die Bistümer und die Bischöfe. Kaum wird beachtet, dass die 27 deutschen Bistümer insgesamt – personell, finanziell, strukturell und kontextuell – sehr ungleich aufgestellt sind. Das gilt vor allem auch zwischen West- und Ostdeutschland, zwischen zum Teil noch volkskirchlich und üppig geprägten Verhältnissen und einer extremen Minderheitensituation mit sehr begrenzten Möglichkeiten. Leider wird das nach über 30 Jahren deutscher Einheit sowohl innerkatholisch als auch gesamtgesellschaftlich offensichtlich immer noch nicht wahrgenommen. Läge das Bistum Magdeburg an einem anderen Ort auf der Welt, würde man unsere Probleme wahrscheinlich verstehen; da es sich aber in Deutschland befindet, werden wir mit den anderen Bistümern in einen Topf geworfen und über einen Kamm geschoren. Es besteht die Erwartung, dass wir im Osten auch all das vorweisen müssten, was sich potentere Bistümer im Westen leisten können.

Was zum Beispiel die Anzahl und den Einsatz von Mitarbeitenden oder die finanziellen Möglichkeiten betrifft, gibt es gewaltige Unterschiede. Ob – wie bei zahlreichen westdeutschen Bistümern – das Ordinariat oder Generalvikariat hunderte, vereinzelt sogar bis zu 1000 Mitarbeitende hat oder – wie wir in Magdeburg – nur über 68 Voll- und Teilzeitkräfte verfügt, ist nicht unerheblich. Oftmals muss bei uns jemand mehrere Aufgabenfelder abdecken, weil niemand anderes dafür eingestellt werden kann. In manchen Bereichen – wie etwa bei Organisten und Küstern – läuft fast alles nur ehren- oder nebenamtlich. Wie viel Geld investieren einige Bistümer in ihre Kommunikation, wovon wir noch nicht einmal träumen können. Unsere Pressestelle hat nur zwei Mitarbeitende und ist für alle Kontakte zu den Medien, sämtliche Erklärungen, Anfragen und "Social Media"-Plattformen sowie für die Rundfunk- und Fernseharbeit zuständig. Bei einem Studientag der Deutschen Bischofskonferenz zum Thema "soziale Medien" habe ich angesichts dessen, was alles als möglich und notwendig angesehen wurde, gesagt: "Ich komme mir vor wie ein Hartz-4-Empfänger im Kaufhaus des Westens."

Alle Bistümer müssen zudem in verschiedenen Bereichen dieselben Standards garantieren. Die Herausforderungen nehmen dabei ständig zu. Statt Personal zu verringern, musste und müsste noch neues eingestellt werden. Dazu gehören Beauftragte für Prävention, Intervention, Datenschutz, Arbeitsschutz, Gleichstellung, IT-Koordination. Woher aber soll das angesichts der gesellschaftlichen Situation in Magdeburg kommen, und dann auch noch unter Ostkonditionen? Auch der Synodale Weg formuliert in manchen Handlungstexten weitere Aufgaben, die von uns eventuell gar nicht umgesetzt werden können, weil sie uns überfordern würden.

Auch unser Vermögen ist im Vergleich zu den meisten anderen deutschen Bistümern nur äußerst gering. Je kleiner aber ein Bistum ist, umso größer sind – besonders dann, wenn nur wenige Gläubige auf einem weiten Territorium verstreut im ländlichen Raum leben – die Pro-Kopf-Ausgaben. Zugleich ist das Pro-Kopf-Einkommen aus Kirchensteuern bei uns wesentlich niedriger als anderswo, ein deutlicher Hinweis auf die mangelnde regionale Wirtschaftskraft im Osten und die soziologische Zusammensetzung unserer Gemeinden. Unser Bistumshaushalt von etwa 35 Millionen Euro setzt sich aus ungefähr 45 Prozent Kirchensteuern, mehr als 20 Prozent Strukturbeitrag (also

Zuschüssen des Verbandes der Diözesen Deutschlands), etwas weniger als 20 Prozent Staatsleistungen und 11 Prozent sonstigen Einnahmen zusammen. Finanziell wären wir ohne Unterstützung durch die westdeutschen Bistümer und den Erhalt staatlicher Leistungen nur eingeschränkt lebensfähig. Bislang hatten wir für den sogenannten Strukturbeitrag Ost, der als Anschubfinanzierung gedacht war und für den wir außerordentlich dankbar sind, vonseiten des VDD nur eine Zusage bis 2025 vorliegen. Inzwischen hegen wir die Hoffnung, dass es für uns eine weiterführende Lösung geben könnte. Daher oder dennoch haben wir im vergangenen Herbst einen Haushaltssicherungsprozess gestartet. Sorgen bereiten uns dabei auch die Überlegungen und Diskussionen über eine mögliche Ablösung der Staatsleistungen. Radikale Finanzverluste würden uns äußerst empfindlich treffen. Sicher bedeutete das nicht unser Ende, aber wie es dann konkret weitergehen könnte, entzieht sich noch meiner Vorstellungskraft. Auf jeden Fall müssen wir deutliche Einsparungen vornehmen. Trotzdem wollen wir weiterhin – wie wir es einmal formuliert haben – "eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. (…) Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft."

Angesichts unserer ökonomisch und personell eingeschränkten Verhältnisse sollte eigentlich zu verstehen sein, dass wir nicht – wie verschiedene andere Bistümer – noch zusätzlich zu unseren intensiven Bemühungen, den sexuellen Missbrauch an Minderjährigen aufzuarbeiten und künftig möglichst zu verhindern, ein eigenes juristisches Gutachten oder eine eigene historische Studie in Auftrag gegeben haben. Dazu existiert auch kein Beschluss der Deutschen Bischofskonferenz oder eine irgendwie anderweitig gemeinsam eingegangene Verpflichtung. Trotzdem erscheinen in manchen Medien Übersichten darüber, in welchen Bistümern derartige Studien oder Gutachten erstellt worden sind oder werden und in welchen nicht. Selbst das Zentralkomitee der deutschen Katholiken stimmt inzwischen in solche Töne mit ein. Gewissermaßen werden wir an den Pranger gestellt und es wird infolgedessen – ohne nur im Geringsten nach den Gründen zu fragen – den angeblich säumigen Bistümern unterstellt, immer noch nicht bereit zu sein, die Aufarbeitung wirklich anzugehen. In einem anderen Fall wurden in einer Fernsehsendung die Summen für Anerkennungsleistungen aller Bistümer kartographisch dargestellt und kommentiert, dass die östlichen im Vergleich zu den westlichen Bistümern bisher nur kleine Beträge gezahlt hätten, ohne zu erwähnen, dass diese ja nur äußerst geringe Mitgliederzahlen aufweisen und dementsprechend sich auch weniger Betroffene gemeldet haben. Stattdessen wurde der Eindruck vermittelt, dass die Katholiken und Katholikinnen im Osten das Problem offenbar nicht so ernst nehmen. Vernichtende Pauschalurteile treffen aber nicht nur die Verantwortungsträger der Bistümer, sondern werten auch die ehrenamtlichen und selbstlosen Bemühungen vieler anderer ab.

Infolge der sich verschärfenden Entwicklungen kam bereits die Vorstellung auf, doch ein "MDR-Bistum" anzustreben, das heißt die auf dem Gebiet des Mitteldeutschen Rundfunks gelegenen Bistümer Dresden-Meißen, Erfurt und Magdeburg zu vereinen. Ob das die anstehenden Probleme lösen würde, wage ich zu bezweifeln. Was könnte dadurch eingespart oder verbessert werden? Und zu welchen Ergebnissen würden die dazu notwendigen Verhandlungen zwischen dem Vatikan und den betreffenden Ländern führen? Auch nach der deutschen Wiedervereinigung wären im Westen Deutschlands Veränderungen hinsichtlich mancher Bistümer sinnvoll gewesen. Aber schon damals scheute man sich davor. Und die Variante,

wieder mit Paderborn zusammenzugehen, hat zwar ihren Charme. Doch Paderborn liegt zweiundeinhalb Autostunden von uns entfernt, dazwischen liegt das Bistum Hildesheim, und Magdeburg würde dann vermutlich nur noch so etwas wie eine kirchliche Außenstelle bilden.

Die Entscheidung, Magdeburg als eigenes Bistum zu errichten, hat sich bisher in vielem durchaus als sinnvoll erwiesen. Wir sind zusammengewachsen und bilden eine lebendige Ortskirche. Unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen haben wir gelernt, mit Möglichkeiten und Begrenzungen umzugehen, und wir hoffen, mit der Hilfe Gottes und anderer Menschen beziehungsweise Bistümer auch weiterhin zukunftsträchtige Lösungen zu finden. Kirche kann – so unsere Überzeugung – auch unter schwierigsten Bedingungen und mit geringen Mitteln schöpferisch und segensreich wirken. Dennoch wage ich zu hoffen, dass die westdeutschen Bistümer uns darüber hinaus weiterhin so unterstützen, dass katholische Kirche auch in unserer Region nicht nur irgendwie überlebt, sondern auch im gesellschaftlichen Kontext wirksam bleibt.

» Entscheidend ist nicht ein totes Territorium, sondern das lebendige Gottesvolk, das als Kirche in Erscheinung tritt.«

Status quo genügt nicht

Im Interview zum aktuellen Stand der Ökumene mit Karin Wollschläger für *KNA-ÖKI* Nr. 44 (31.10.2023), Thema der Woche I-IV

2017 wurde das Jubiläum 500 Jahre Reformation groß gefeiert. Die Euphorie von damals scheint inzwischen verflogen. Stattdessen gibt es Irritationen, Differenzen in Lebensschutzfragen und einen gewissen Stillstand. Die Katholische Nachrichten-Agentur (KNA) sprach anlässlich des Reformationstags (31. Oktober) mit dem katholischen Magdeburger Bischof Gerhard Feige, in der Deutschen Bischofskonferenz für Ökumene-Fragen zuständig, über die aktuellen Befindlichkeiten.

Herr Bischof Feige, wie ist es um die Ökumene in Deutschland aktuell bestellt?

Tatsächlich war das 500-jährige Reformationsjubiläum 2017 mit allen seinen Veranstaltungen, auch international, für die katholisch-evangelischen Beziehungen von enormer Bedeutung, eine großartige Erfahrung. Davon zeugen diverse Dokumente, und viele zehren noch heute davon. Was schon vorher an Gemeinsamkeiten fast selbstverständlich war, hat dadurch noch einmal einen neuen Anschub bekommen. Andererseits gibt es inzwischen aber auch wieder einzelne Ernüchterungen und gewisse Rekonfessionalisierungstendenzen.

Was meinen Sie damit?

Ein Beispiel dafür ist, wenn einige katholische Vertreter das römisch-katholische Profil wieder stärker betonen oder sagen: 'Wenn die Evangelischen uns so nah sind, sollen sie doch konvertieren.' Doch das sind Vorstellungen, die das Zweite Vatikanische Konzil eigentlich schon in den 1960er Jahren abgelegt hat.

Für Irritationen sorgte jüngst der Vorstoß der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) zu liberaleren Abtreibungsregeln im Rahmen der politischen Diskussion um eine Reform des Paragrafen 218 im Strafgesetzbuch. Was bedeutet das auch für die Ökumene?

Das ist durchaus ärgerlich. Zum einen wäre es gesellschaftlich wichtig, dass die Kirchen bei diesem Thema mit einer Stimme sprächen. Zum anderen wollten wir bei unterschiedlichen Sichtweisen versuchen, bevor wir an die Öffentlichkeit treten, uns zu verständigen. Das ist nicht erfolgt. Davon abgesehen ist das alles Wasser auf die Mühlen derjenigen, die von Ökumene nichts halten oder sogar dagegen polemisieren. Pauschal lautet die Bewertung dann: 'Lebensfeindlich'. Und pauschal wird dann aufgrund solcher Differenzen die ganze Ökumene infrage gestellt. Dabei ist kaum im Blick, dass diesem Vorstoß der EKD auch innerevangelisch von manchen deutlich widersprochen wird.

Aber da ist auch der Ausstieg der EKD aus der "Woche für das Leben" im vergangenen Frühjahr.

Auch das kam ohne Vorankündigung und wird von vielen, selbst aus den evangelischen Reihen, nicht verstanden und geteilt. Nun aber bleiben erst einmal Scherben zurück und muss nachträglich einiges geklärt werden. Man darf aber nicht vergessen, dass wir in anderen Lebensfragen auch weiter ganz dicht beieinander sind: etwa beim Ausbau von Palliativ- und Hospizangeboten, bei der Suizidprävention, aber auch bei Migration, Integration oder Inklusion.

Welche Rolle spielen solche bioethischen Differenzen denn grundsätzlich für die Ökumene?

Lange Zeit galt: Lehre trennt, Ethik verbindet. Das ist aber in den vergangenen Jahren immer fragwürdiger geworden. Abweichende Positionen in einzelnen ethischen Fragen sind jedoch nicht unbedingt als fundamentaler Gegensatz zu verstehen. Das hat jüngst auch die lutherisch-katholische Studie "Gott und die Würde des Menschen" aufgezeigt. Die entstand ja aufgrund solcher Irritationen. Und darin ist festgehalten, dass wir in der Anthropologie



14. Vollversammlung der Gemeinsamen Internationalen Kommission für den theologischen Dialog zwischen der römisch-katholischen Kirche und der orthodoxen Kirche 2016 in Chieti/Italien; Bildrechte: privat

doch auf einem gemeinsamen Fundament stehen. Bei der Anwendung ethischer Prinzipien und der Einschätzung kritischer Grenzfragen komme es jedoch gelegentlich zu einem begrenzten Dissens. Ursache dafür sind die komplexer und komplizierter gewordenen Sachverhalte. Und bei einzelnen ethischen Fragen gehen, ehrlich gesagt, auch die Meinungen innerhalb der katholischen Kirche manchmal auseinander.

Welche Faktoren sind denn für die ökumenischen Beziehungen entscheidend?

Zunächst einmal ist es der Auftrag Jesu, dass die, die ihm nachfolgen, eins sein sollen. Dann sind es aber auch die vielfältigen biblischen Ermahnungen zur Einheit. Und natürlich bekennen wir im Glaubensbekenntnis die eine heilige katholische und apostolische Kirche – und nicht verschiedene Kirchen. Motivierend sollten auch die Vereinseitigung, Verarmung und Ergänzungsbedürftigkeit sein, die durch die konfessionalistischen Abgrenzungen eingetreten sind. Und natürlich das Leid, das viele durch die Spaltungen erfahren haben.
Daneben spielen aber auch noch andere Faktoren eine wichtige Rolle: etwa die regionale Prägung und konfessionelle Zusammensetzung der Bevölkerung. In einer Gegend, wo über 60 Prozent der Bevölkerung katholisch sind, wird man das Wort Ökumene anders aussprechen und verstehen als in einer Gegend, wo nur drei Prozent katholisch sind und die überwältigende Mehrheit keiner Kirche angehört. Außerdem kommt es zumeist darauf an, welche Erfahrungen man miteinander gemacht hat und macht. Die sind in unserer Region schon seit DDR-Zeiten recht gut. Da war es zum Beispiel in einer Schulklasse nicht relevant, ob man katholisch oder evangelisch ist, sondern dass man überhaupt glaubt. Und ich meine, dass wir uns jetzt wieder in so einer Situation befinden, in der der christliche Glaube gewissermaßen verdunstet und wir herausgefordert sind, ihn gemeinsam auf neue Weise verständlich zu machen. Hier müssen wir auch noch deutlicher zusammenrücken – um der Botschaft des Evangeliums willen.
Außerdem muss man die verschiedenen Ebenen sehen: EKD und DBK, Landeskirchen und Bistümer, Gemeinden und Einzelne. Dabei spielen auch Alter und Sozialisation eine Rolle. Auf all diesen Ebenen kann Ökumene unterschiedlich gut oder schlecht funktionieren. Vorsicht also vor Verallgemeinerungen!

Ein wichtiger ökumenischer Meilenstein war 2007, als die Kirchen wechselseitig ihre Taufe anerkannten. In der evangelischen Kirche läuft aktuell das Jahr der Taufe. Dabei kamen auch "Pop-Up-Taufen" für Erwachsene auf, wo nach einem halbstündigen Kennenlerngespräch die Taufe erfolgt. Ziel ist, die Hemmschwelle für einen Kircheneintritt zu senken. Sehen Sie so etwas mit Gelassenheit oder sorgt das für ökumenische Irritationen?

Auf jeden Fall müssen wir darüber sprechen. Katholischerseits gehört ja – der frühkirchlichen Praxis entsprechend – eine längere Vorbereitung zur Taufe dazu, um tiefgründiger in den Glauben und in die Kirche hineinzuwachsen. Natürlich kann man letztendlich nicht kontrollieren, wie jemand auf diesen entscheidenden Schritt vorbereitet ist. Aber es sollte auch kein oberflächlicher Schnellschuss sein. Andererseits sind manche evangelischerseits irritiert, dass in der katholischen Kirche in einigen Bistümern jetzt auch Laien die Taufe spenden sollen. Bislang hat man katholischerseits ja immer wieder im Hinblick auf die evangelische Abendmahlsfeier betont, dass dieser – stiftungsgemäß – nur ordinierte Amtsträger vorstehen dürften. Nun ist die Taufe für die evangelische Kirche aber mindestens ein genauso wichtiges Sakrament. Auch hierbei besteht also Gesprächsbedarf.

Papst Franziskus sagte mit Blick auf das deutsche Reformprojekt Synodaler Weg: 'In Deutschland gibt es eine sehr gute evangelische Kirche. Wir brauchen nicht zwei davon.' Wie ordnen Sie das ein?

Das war sicher keine hilfreiche Bemerkung. Einerseits erweckt diese Aussage den Eindruck, dass zwei, auch im konfessionalistischen Gegeneinander geprägte Kirchen mit ihrem jeweiligen Profil weiterhin getrennt nebeneinander bestehen sollen. Andererseits stellt sich die Frage, was der Papst als spezifisch katholisch ansieht. Und schließlich sind Reformbestrebungen kein Sondergut der evangelischen Kirche, sondern auch eine dringende Notwendigkeit bei uns. Dadurch würde die römisch-katholische Kirche nicht evangelisch, sondern könnte eher wieder katholischer – das heißt umfassender und damit ursprungsgetreuer – werden.

Ökumene spielt ja auf mehreren Ebenen, Sie haben das schon angesprochen. Da ist der theologisch-wissenschaftliche Dialog, der Dialog zwischen den Kirchenspitzen und dann noch die Ökumene an der Basis. Nähern sich diese Ebenen an oder entfremden sie sich zunehmend?

Mir scheint es, dass sich die Ebenen eher entfremden. Ursachen sind sicher die Pluralisierung und Individualisierung in allen Bereichen. Damit verbunden auch die Abnahme religiöser Sozialisierung und konfessioneller Beheimatung. Das Verständnis für irgendwelche theologischen Argumente schwindet immer mehr. Zugleich werden existenzielle und pragmatische Gründe wichtiger als irgendein Bekenntnis. Ökumene ist eher noch ein Anliegen von Weißhaarigen als von Jugendlichen. Viele verstehen ja überhaupt nicht mehr, warum es noch unterschiedliche Kirchen gibt und diese sich nicht einig werden.

Stimmt es, dass Sie Ihre Mitgliedschaft im Päpstlichen Rat zur Förderung der Einheit der Christen niedergelegt haben? Was war da los?

Ende vergangenen Jahres habe ich darum gebeten, mich von der Mitgliedschaft dort zu entbinden. Und auch von der in der Gemeinsamen Internationalen Kommission für den theologischen Dialog zwischen der katholischen und der orthodoxen Kirche. Dies ist dann auch erfolgt. Die Gründe? Vor allem sind es die zunehmenden Herausforderungen im eigenen Bistum. Dazu kommen aber auch manche Verwerfungen in den internationalen ökumenischen Beziehungen. Außerdem macht der theologische Dialog zurzeit weithin keine bedeutenden Fortschritte, und seine bisherigen Erkenntnisse werden allseits auch kaum rezipiert. Ich resigniere da nicht, sondern bleibe zuversichtlich, engagiere mich ökumenisch aber lieber nur noch auf nationaler und regionaler Ebene.



Bei der Verkündigung des Evangeliums vom Lettner des Magdeburger Doms bei einem ökumenischen Gottesdienst 2020 anlässlich seiner Vollendung vor 500 Jahren; Bildrechte: Viktoria Kühne

Welche Verwerfung auf internationaler Ebene war denn besonders stark?

Belastend sind zum Beispiel die innerorthodoxen Konflikte. Einige der orthodoxen Kirchen nehmen nicht mehr an den Tagungen der Kommission teil. Da frage ich mich schon, was es auf Zukunft hin bedeutet, wenn Texte erarbeitet werden, die die anderen aber gar nicht akzeptieren. Das macht mich ratlos und ein bisschen müde. Aber auch zwischen Lutherischem Weltbund und römisch-katholischer Kirche sind die Beziehungen nicht mehr so rosig, wie sie um das Reformationsjubiläum herum gewesen sind. Auch da kommt man kaum voran, insbesondere bei der wohl schwierigsten Frage nach einem gemeinsamen Abendmahl.

Die Kirchenspitzen streben als Ziel der Ökumene etwas an, das zum geflügelten Wort wurde: "sichtbare Einheit in versöhnter Verschiedenheit". Lässt sich damit nicht auch der gegenwärtige Stillstand wohlfeil erklären?

Das Problem besteht darin, dass es keine gemeinsame Vision einer anzustrebenden Einheit gibt. Ja, häufig wird als Ziel eine sichtbare Einheit in versöhnter Verschiedenheit ausgegeben. Wie die aber konkret aussehen könnte, bleibt weiter unklar. Was aber immer deutlicher wird und bewusster wahrgenommen werden sollte, ist, dass auf dem Weg dahin uns schon längst mehr verbindet als trennt: ob im gottesdienstlichen und seelsorglichen Bereich, der Vermittlung christlicher Werte oder im Einsatz für Frieden Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Einheit ist in vielfältiger Weise zwischen uns bereits vorhanden und selbstverständlich. Wenn wir auch noch keine Lösung in der Abendmahlsfrage haben, sind wir uns doch einiger als gedacht. Und das sollte uns Mut machen, uns nicht mit dem Status quo zufriedenzugeben.

"Dem Rechtsruck widersetzen. Solidarisch. Vielfältig. Demokratisch"

Statement bei der Demonstration des Bündnisses für Demokratie in Magdeburg am 17. Februar 2024

Deutschland steht auf. Viele erheben sich. Auch wir sind dabei. Und das ist gut so!

Freiheit und Demokratie – so meine Erfahrungen seit dem Ende der DDR-Diktatur – sind grauer als der Traum davon, anspruchsvoll und anstrengend, nicht unbedingt ein Paradies oder Schlaraffenland, aber immer wieder wert, schöpferisch gestaltet und – wenn notwendig – gemeinsam verteidigt zu werden. Gerade jetzt! Keine andere Staatsform hat sich bisher als menschenfreundlicher erwiesen als die freiheitliche Demokratie, erfordert freilich mündige Bürgerinnen und Bürger und die Bereitschaft aller, mit sämtlichen Herausforderungen verantwortungsbewusst umzugehen.

Warum aber stehe ich heute als katholischer Bischof hier? Sicher ist es als Kirchen nicht unsere spezifische Aufgabe, Tages- oder Parteienpolitik zu betreiben. Wenn es aber um die grundlegenden Werte unseres Zusammenlebens und das Gemeinwohl geht – die Unantastbarkeit der Würde eines jeden Menschen, Hilfe zur Selbsthilfe und Solidarität, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Anstand und Respekt – lasse ich mir den Mund nicht verbieten.

Unser christlicher Glaube tröstet nicht nur in den Unvollkommenheiten des Lebens, sondern drängt und ermutigt uns auch, tatkräftig für eine bessere Welt einzutreten. Und das heißt: soziale Probleme mit zu lösen und Bedürftige zu unterstützen, haupt- wie ehrenamtlich. Zuwanderung und Migration begleiten und prägen uns als katholische Kirche hierzulande schon seit langem, besonders infolge des II. Weltkrieges und der deutschen Wiedervereinigung. Erfreulicherweise erleben wir uns inzwischen sogar als recht international.

Was mir angesichts der gesellschaftlichen Entwicklung Sorge bereitet, ist: Nicht alle, die demokratisch wählen oder gewählt werden, sind auch Demokraten. Manche entpuppen sich inzwischen als "Rattenfänger" und "Brandstifter" oder "zündelnde Biedermänner". Gesellschaftliche Abgründe, die ich nicht mehr für möglich gehalten hätte, tun sich auf. Immer mehr ahne ich, wie Menschen zu allen Zeiten – und damit auch heutzutage – verführt werden können, fürchte ich weniger eine "Überfremdung von außen" als eine "Entmenschlichung von innen".

Da sind Wachsamkeit und Zivilcourage vonnöten. Lassen wir uns nicht von Feindbildern und Verschwörungsmythen beeindrucken! Fallen wir nicht auf Lügen, die Verkehrung von Tatsachen und das "Gift der einfachen Lösungen" rein! Treten wir im Einsatz für die Menschenwürde jeglichem Extremismus entgegen! Setzen wir uns noch entschlossener für ein tolerantes und friedliches Miteinander ein – mit Herz und Verstand!

In diesem Sinn wünsche ich uns allen eine geistvolle Zukunft, "im Bewusstsein (der) Verantwortung vor Gott und den Menschen"!



Ansprache von Bischof Feige auf dem Magdeburger Domplatz im Februar 2024; Bildrechte: Bistum Magdeburg

"Für euch bin ich Bischof und mit euch Christ"

Predigt am 14. September 2024
anlässlich des 25jährigen Jubiläums der Bischofsweihe
(Phil 2,6-11; Joh 3,13-17)

"für Krummes geradestehen"

Nachdem bekannt war, dass ich zum Bischof geweiht werden sollte, schrieb mir Prof. Dr. Dr. Erich Kleineidam, der Gründungsregens und -rektor des Erfurter Priesterseminars, Verfasser der vierbändigen Geschichte der Erfurter Universität und weiterer bedeutsamer Werke, von vielen respekt- und liebevoll – auch aufgrund seiner 94 Jahre – "der Alte" genannt: "Sehr geehrter, lieber Herr Kollege! Nachdenklich schreibe ich diese Anrede, denn es ist das letzte Mal, daß ich sie gebrauche. Nun haben Sie ihren ontologischen Status verändert und sind eine Stufe höher gestiegen, mit einem neuen Titel. Da möchte ich Ihnen gleich eine Bitte vortragen, daß Sie mich davon dispensieren, Sie nun mit ‚Euer Exzellenz' anzureden. Umso mehr wünsche ich Ihnen Gottes Segen für Ihr neues Amt." Diese Mischung aus erstaunlicher Ehrfurcht, echter Mitbrüderlichkeit und einem gewissen kritischen Vorbehalt hat mich sehr berührt und in mir schon eine Ahnung aufkommen lassen, in welchem Spannungsfeld ich mich demnächst bewegen würde. Auf andere Weise machte mir das auch ein Weihbischof deutlich, in dessen Glückwunschscheiben es hieß: "Herzlich willkommen im Kreise der Hinterbänkler der Deutschen Bischofskonferenz". Er meinte damit die hierarchische Sitzordnung nach Rang und Weihedatum, wie sie bei den Vollversammlungen in Fulda und andernorts üblich war. Und dann folgte der "verheißungsvolle" Satz: "Als Bischof wirst du noch mehr für alles Krumme in der Kirche geradezustehen haben."

Manches von dem, was ich inzwischen erlebt habe, hätte ich mir vorher in den kühnsten oder irrsten Träumen nicht vorstellen können. Welche Klischees gibt es doch über Bischöfe: als ob sie nur prächtige Gottesdienste feiern, sich auf Empfängen amüsieren und in einer herrschaftlichen Residenz wohnen. Was tun sie eigentlich sonst noch? Stattdessen bin ich in der Wirklichkeit auch mit Problemen beschäftigt, die selbst im römischen "Direktorium für den Hirtendienst der Bischöfe" nicht erwähnt sind. Und was für Reaktionen gilt es doch gelegentlich zu ertragen. Auch boshafte Unterstellungen und unflätige Beleidigungen sind darunter. Den einen ist man zu liberal, den anderen zu konservativ. Manche fordern zu härterem Durchgreifen auf, einige dagegen sehen notwendige Entscheidungen schon als autoritär an. Hinzu kommen dann noch die Vorwürfe, Missbrauch zu vertuschen und nicht genügend zur Wiedergutmachung oder Aufarbeitung zu tun. Für manche sind inzwischen die meisten deutschen Bischöfe dem Zeitgeist

erlegen und vom wahren Glauben abgefallen, andere dagegen beklagen deren Wirklichkeitsverlust und mangelnden Reformeifer. Gott sei Dank ist das nur die eine Seite der Medaille. Wieviel erlebe ich aber auch, worüber ich nur staunen und mich freuen und dafür dankbar sein kann. Da wird manchmal wahr, was mir Axel Noack, der letzte Bischof der ehemaligen Evangelischen Kirchenprovinz Sachsen, in seiner launigen Art einmal gesagt hat: "Glauben Sie mir, lieber Bruder Feige, es ist schön, in Magdeburg Bischof zu sein."

"wachet und betet"

In einer solchen Gemengelage halte ich meinen Wahlspruch, auf den ich vor 25 Jahren gekommen bin, immer noch für aktuell: "Wachet und betet!" Das ist keine fertige Lösungsformel für alle Probleme oder eine abgehobene Vision. Damit verbindet sich aber eine Grundhaltung, mit der man bei allen Veränderungen und auch unter schwierigen Bedingungen bestehen kann. Bezeichnenderweise ist die Aufforderung, zu wachen und zu beten, am markantesten in der Ölbergszene zu hören. Nach dem letzten Mahl, das Jesus mit seinen Jüngern gefeiert hat, kommt es im Garten Gethsemane dazu, dass er – wie es im Matthäusevangelium (26,37) heißt – von Angst und Traurigkeit ergriffen wird. "Bleibt hier und wacht mit mir" (26,38), bittet er deshalb seine Jünger und mutet ihnen zu, selbst dramatische Entwicklungen auszuhalten. Aber auch in anderen Zusammenhängen kennt das Neue Testament den Aufruf "zu wachen und zu beten": als Ermahnung zu einem verantwortungsvollen christlichen Leben und besonders im Hinblick auf das Ende der Welt.

Für mich bedeutet dieses "Wachen" aus christlicher Perspektive heraus nicht etwa nur, die angeblich böse Welt argwöhnisch zu beäugen, überall Unheil zu wittern und andauernd zu "kläffen". Es gilt vielmehr, sich der ganzen Wirklichkeit zu stellen und sich nicht sektiererisch abzukapseln, aber auch nicht jeder Mode oder Meinung zu verfallen, sondern alles kritisch zu prüfen, ob es der Gesinnung Jesu Christi und der Botschaft des Evangeliums entspricht. Vor allem halte ich es für wichtig, die Welt im Lichte Gottes zu sehen und nach den Spuren seines Reiches Ausschau zu halten, zu ertasten, wohin er uns führen will, und darauf gefasst zu sein, dass es nicht ohne Enttäuschungen und Überraschungen abgehen wird. Ebenso erfordert christliches Wachen, nicht in Nostalgie und Routine zu erstarren oder sich durch Erfolglosigkeit lähmen zu lassen, sondern immer wieder neu aufzubrechen und nach Wegen zu suchen, wie Christsein heute überzeugend gelebt werden kann. Mit Wachsamkeit ist auch gemeint, die Nöte der Zeit wahrzunehmen – die sozialen Verwerfungen und gesellschaftlichen Polarisierungen, Hunger und Krieg, Vertreibung und Flucht, Umweltzerstörung und Klimawandel, Hass und Hetze – und solidarisch mit den davon Betroffenen zu sein. Dazu gehört, sich jeglichem Extremismus entgegenzustellen und noch entschlossener für die Würde eines jeden Menschen einzusetzen, für Freiheit und Demokratie, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit sowie ein tolerantes und friedliches Miteinander. Und schließlich bedeutet wachsam zu sein zutiefst, darauf zu hoffen, dass Christus wiederkommen und das Ende gut sein wird.

In einer solchen Haltung zu leben, wird uns aber wohl nur gelingen, wenn wir uns nicht in der Hektik der Welt verlieren, sondern Menschen des Gebetes bleiben oder werden. Gebet – so sagen es schon die frühen Väter der Kirche – ist das Atmen der Seele. Wer nicht mehr Bitternis ausstoßen und neue Kraft einatmen kann, wird auch kaum in der Lage sein, in Wachsamkeit durchzuhalten, um Christus entgegenzugehen.

"für und mit euch sein"

Jemand hat mir mal eine Karte mit der Aufschrift geschenkt: "Bei Licht besehen ist auch der Leithammel nur ein Schaf." Dem könnte man entgegnen, dass aber ein Bischof nicht als Leithammel, sondern als Hirte gilt; und dieses unterscheidet ihn schon wesentlich. Dennoch ist an der Grundaussage etwas wahr; und das tröstet sogar. Als Hirte hat ein Bischof den anderen Gläubigen immer wieder voran- oder nachzugehen, sie vor Gefahren zu warnen und ihnen Perspektiven aufzuzeigen. Davor darf er sich nicht drücken. Das ist seine Aufgabe. Dafür wird er in Dienst genommen und geweiht, gewissermaßen qualitativ neu gesendet und bevollmächtigt, Zeichen und Werkzeug Jesu Christi zu sein. Dennoch bleibt aber wahr: Wir alle – ob so genannte Amtsträger oder Laien – gehören zum Volk Gottes, sind durch Taufe und Firmung mit Christus und untereinander verbunden. Wenn da jemand vom "Bischof" und den "Gläubigen" spricht, klingt das einfach kurios – als ob der Bischof nicht auch ein "Gläubiger" wäre. Und das Gerede von "Amtskirche" und "Kirche von unten" ist nicht besser. Auch geweihte Personen – wie Bischöfe, Priester und Diakone – bleiben Glieder des Volkes Gottes, sündig und zur Heiligkeit berufen zugleich, keine separate Sondergruppe oder elitäre Kaste.

In diesem Sinn hat schon der heilige Augustinus im Übergang vom 4. zum 5. Jahrhundert seine Aufgabe als Bischof in die Worte gefasst: "Wo mich erschreckt, was ich für euch bin, tröstet mich, was ich mit euch bin. Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ. Jenes bezeichnet das Amt, dieses die Gnade, jenes die Gefahr, dieses das Heil." Gnade und Heil können es also bedeuten, gemeinsam zu glauben und sich darin zu bestärken, gemeinsam Freude und Leid zu teilen, gemeinsam lebendige Kirche zu sein, dialogisch und synodal. Ohne seit meiner Kindheit solche positiven Erfahrungen gemacht zu haben, wäre ich auch nicht Priester und schon gar nicht Bischof geworden.

Selbst wenn wir in unserer Region nur eine kleine Minderheit von katholischen Christen und Christinnen sind und die äußere Gestalt von Kirche sich noch dramatischer verändern wird als bisher, ist es doch erstaunlich, wie begnadet und kreativ wir sein können, Haupt- wie Ehrenamtliche: in geistlichen und katechetischen Belangen, im Erziehungs- wie im Bildungsbereich, kulturell und politisch oder in der Sorge um Notleidende und Bedürftige, Benachteiligte und Ausgegrenzte. Dabei begleiten und prägen uns als katholische Kirche hierzulande Zuwanderung und Migration schon seit langem, besonders infolge des II. Weltkrieges und der deutschen Wiedervereinigung. Erfreulicherweise erleben wir uns inzwischen sogar als recht international. Mindestens 14% von uns kommen aus anderen Völkern und Nationen. Das weitet unseren Horizont und bereichert uns. Zugleich halten wir es für wesentlich, in ökumenischer Geschwisterlichkeit und in Kooperation mit anderen gesellschaftlichen Partnern vielfältig und lebendig Kirche zu sein.

Gott – so glaube ich – hat uns nicht grund- und absichtslos in diese sonderbare Situation Mitteldeutschlands gestellt. Er mutet und traut uns zu, auch hier Wurzeln zu schlagen, sich zu entfalten und unserer Sendung gerecht zu werden. Entscheidend ist aber, dass möglichst viele dies begreifen und – statt zu klagen und zu jammern – Gott wirklich vertrauen und vereint immer wieder nach geistvollen Lösungen suchen. Wie heißt es dazu doch so treffend im 2. Brief an Timotheus (1,7): "Gott hat uns nicht einen Geist der Verzagtheit gegeben, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit."

Und Paulus gibt uns in seinem Brief an die Römer mit auf den Weg (12,12): "Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Bedrängnis, beharrlich im Gebet." Mögen wir davon beflügelt weiterhin gemeinsam zum Segen für viele werden.



Gruppenfoto nach dem Festgottesdienst; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Belastbar wie Vater und Mutter.

Im Interview mit Dorothee Wanzek, für *Tag des Herrn* vom 29. September 2024, 38f.

Seit einem Vierteljahrhundert ist Gerhard Feige Bischof in Magdeburg. Was konnte er im Bistum bewegen? Wie nimmt er die Veränderungen in Kirche und Gesellschaft wahr, und wie hat er selbst sich in seiner Amtszeit verändert?

Blicken wir auf das Jahr 1999 zurück: War die Bischofsweihe für Sie ein Sprung ins kalte Wasser oder waren Sie auf das neue Amt gut vorbereitet?

Da ich zuerst Weihbischof war, dann Administrator und schließlich ab 2005 Diözesanbischof, konnte ich vieles, indem ich es tun musste, nach und nach lernen. Anderes, was ich zuvor erlebt hatte, erwies sich dabei als hilfreich: eine äußerst lebendige hallesche Heimatgemeinde, in der ich aufwuchs, aber auch meine seelsorglichen Einsätze als Vikar in Salzwedel und Magdeburg-Sudenburg. Gerade die Erfahrungen in der weitläufigen Altmark haben mir Kirche noch einmal etwas anders nahegebracht. Es folgten dann siebzehn Jahre im Umfeld des Erfurter Priesterseminars und an der dortigen Hochschule, in denen ich theologisch forschte und lehrte. Außerdem habe ich auch anderswo manche Vorträge gehalten. Ein Jahr konnte ich zudem als Rektor der Hochschule Leitungserfahrung sammeln. Ein Studienjahr in Rom hat mir Eindrücke vermittelt, was Weltkirche ist, und meine Mitarbeit in ökumenischen Gremien hat außerdem meinen Blick geweitet. Natürlich gab es manches, auf das ich noch nicht vorbereitet war.

Zum Beispiel?

Als Bischof musste ich lernen, in Millionenbeträgen zu denken. Das war zunächst jenseits meiner Vorstellungskraft. Ich bin in einfachen Verhältnissen großgeworden, aber stolz darauf. Meine Mutter hatte Textilverkäuferin gelernt und war Hausfrau, mein Vater Schuhmachermeister. Beiden habe ich viel zu verdanken. Finanziell dazulernen, musste ich besonders, als manche wirtschaftlichen Aktivitäten des Bistums fehlschlugen. Ein einziger Lernprozess war und ist – wie für alle Bischöfe – bis heute der Umgang mit dem Missbrauch in der Kirche. Für mich begann dieser harte Prozess, als ich vor 21 Jahren mit dem ersten Fall konfrontiert wurde. Ein weiteres Lernfeld bestand auch darin, neue Wege auszuprobieren, um als Kirche lebendig zu bleiben. Anregend fanden wir dafür zum Beispiel die Erfahrungen der französischen Diözese Chalons mit Pfarrei-Leitungsteams.



Bischof Gerhard Feige mit Dorothee Wanzek TdH-Chefredakteurin; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Was kennzeichnet Ihre bisherige Amtszeit als Bischof, was unterscheidet sie von der Ihres Vorgängers Leo Nowak?

Wurde nach 1989 vieles neu begonnen, gegründet, aufgebaut und eingerichtet, war es meine Aufgabe, kritische Zwischenbilanz zu ziehen, sich für Prioritäten zu entscheiden, manches aufzugeben oder zu konsolidieren. Vor allem galt es, neue Formen zu finden, weiterhin lebendig Kirche zu sein. Dafür hat mein Vorgänger mit dem Pastoralen Zukunftsgespräch entscheidende Weichen gestellt. Auf dessen geistiger Standortbestimmung, wozu und wie wir in unserer Region Kirche sein wollen, konnte ich gut aufbauen. Das "Korsett" für unser Bistum ist in meiner Zeit als Bischof immer enger geworden, sowohl finanziell als auch personell bis hin zur Zahl der Gläubigen. Bereits 2010 habe ich einen Umstrukturierungsprozess abgeschlossen. Dabei blieben von vormals 186 Pfarreien oder Gemeinden noch 44 übrig. Zwei Jahre später zeigte sich schon, dass nicht mehr jede Pfarrei mit einem kanonischen Pfarrer besetzt werden konnte. Bewusst habe ich mich damals dagegen entschieden, gleich schon wieder weitere Pfarreien zusammen zu legen. Stattdessen probieren wir Leitungsteams aus. Außerdem versuchen wir, unserer Linie treu zu bleiben, als kleine Minderheit nicht um uns selbst zu kreisen, sondern schöpferisch zu sein und mit evangelischen und anderen Partnern vielfältig zu kooperieren.

Ist die katholische Kirche wirklich relevant für die Bevölkerungsmehrheit? Wo sehen Sie Anzeichen dafür?

Meinem Eindruck nach sind wir durchaus wahrnehmbar und immer wieder auch geschätzt, vor allem im sozialkaritativen Bereich oder durch unsere Bildungseinrichtungen. Kürzlich erst war zum Beispiel das Magdeburger Marienstift mit seiner Frauenheilkunde und Geburtshilfe im Fokus der Öffentlichkeit, ähnlich wie das Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara in Halle schon seit längerem medizinisch wie menschenfreundlich ein Vorzeigeprojekt. Ähnlich überzeugend wirkt die Stiftung Netzwerk Leben, die Bischof Leo im Jahr 2000 zur Unterstützung von Müttern vor und nach der Geburt eines Kindes gegründet hat. Auch das Engagement unserer Partnerschaftsaktion Ost – älter als das Hilfswerk Renovabis – wird von vielen außerhalb unserer Kirche mitgetragen. Und zum Benefizkonzert für unsere Flüchtlingshilfe ist dieser Tage sogar die Innenministerin gekommen.

Wie nehmen Sie die aktuelle Stimmung unter den Katholiken im Bistum wahr?

Ich bin gerade auf meiner dritten Visitationsreise durch alle Pfarreien. Einerseits treffe ich auf sehr engagierte und motivierte Haupt- wie Ehrenamtliche, andererseits spüre ich aber auch eine gewisse Wehmütigkeit und nehme viele Sorgen wahr. Das war vor Jahren noch nicht so stark. Außerdem habe ich den Eindruck, nach Firmungen oder anderen gottesdienstlichen Anlässen vor der Kirche nicht mehr so leicht ins Gespräch mit anderen kommen zu können. Ergab sich das früher fast selbstverständlich, muss ich inzwischen bewusster auf Leute zugehen. Sicher hängt das damit zusammen, dass Bischöfe an Bedeutung verloren haben, dass aber auch die Individualisierung in der gesamten Gesellschaft zugenommen hat. Hinzu kommen noch die Verwerfungen und Polarisierungen in allen Bereichen. Das schlägt sich auch in Briefen und E-Mails nieder, die ich erhalte.

Was stärkt und trägt Sie in solch frustrierenden Erfahrungen?

Vieles bewegt mich emotional sehr. Was mir hilft, einigermaßen gelassen zu bleiben, die Freude nicht zu verlieren und mich weiterhin den anstehenden Herausforderungen zu stellen, ist wohl mehreres. Zum einen habe ich offensichtlich von meinen Eltern eine natürliche Belastbarkeit geerbt, von meinem Vater eher den Humor und von meiner Mutter mehr eine gewisse Akribie und Ausdauer; letzteres ist allerdings – was sich nicht nur positiv auswirkt – auch mit einem Hang zum Perfektionismus verbunden. Auch die positiven Erfahrungen, die ich mit der Kirche seit meiner Kindheit gemacht habe, tragen mich weiter. Dankbar erinnere ich mich in diesem Zusammenhang besonders des Vikars meiner Jugendzeit Wolfgang Simon, eines freundlichen und konstruktiv-kritischen Geistes, der uns theoretisch und praktisch im Glauben gefordert und gefördert hat. Mir helfen auch meine wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit der Geschichte und Lehre der Kirche und meine ökumenischen Beziehungen, die meinen Blick weiten, sowie die umsichtigen und anregenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die mich tatkräftig unterstützen und wohlwollend – aber nicht unkritisch – begleiten. Ich wünschte, ein Brückenbauer zu sein, rede aber nicht jedem oder jeder nach dem Mund. Nicht zuletzt trägt mich mein Wahlspruch "Wachet und betet". Ich verbinde damit eine nüchterne Wahrnehmung der Wirklichkeit, so wie sie ist, und zugleich die Verankerung in Gott.

Antisemitismus

Statement zum 5. Jahrestag des Halle-Attentats am 9. Oktober 2024

Fünf Jahre sind seit dem Terroranschlag vergangen, bei dem ein schwer bewaffneter Mann am jüdischen Feiertag Jom Kippur vergeblich versuchte, in die Synagoge meiner Heimatstadt Halle einzudringen, und stattdessen zwei andere Menschen erschoss. Dieses Verbrechen hat überdeutlich gezeigt, wie gefährlich der immer noch untergründig schwelende und inzwischen immer offener zutage tretende Antisemitismus in unserer Gesellschaft ist. Noch vor Jahren hätte ich mir nicht vorstellen können, dass so etwas unter angeblich aufgeklärten und modernen Menschen wieder aufbrechen und sich derart verheerend auswirken kann. Hier sind sowohl der Staat mit seinen Möglichkeiten gefragt, um Schlimmeres zu verhindern, als auch die Zivilgesellschaft, um daran mitzuwirken, dass Juden sich bei uns nicht fürchten müssen.

Selbst Christen – so sagen es Religionssoziologen – sind vor antijüdischen Denkmustern und Vorbehalten nicht gänzlich gefeit. Auch unter uns soll es noch manche tiefsitzenden Ressentiments geben, wirkt die antijudaistische Argumentation aus der unheilvollen Trennungsgeschichte der Kirche vom Volk Israel weiterhin nach – oft eher unbewusst als bewusst. Viele interessieren sich aber auch gar nicht für diese Problematik.

Offiziell erteilen die Kirchen jedoch schon seit Jahrzehnten – katholischerseits besonders durch die Erklärung "Nostra Aetate" des II. Vatikanischen Konzils von 1965 – jeglicher Form von Antijudaismus und Antisemitismus eine klare Absage. Nach wie vor – so wird seitdem betont – gehöre die jüdische Tradition zutiefst zum Christentum, seien die Juden unsere Geschwister oder – wie Papst Johannes Paul II. es ausgedrückt hat und auch Papst Franziskus es gebraucht – "unsere bevorzugten", ja "unsere älteren Brüder", gibt es das Gespräch miteinander und manche eindrucksvolle Begegnung.

Diese Überzeugung aber muss den meisten Christen noch viel bewusster werden. Darum halte ich es nicht nur für wichtig, jeglichem Rassismus und Antisemitismus entschieden entgegenzutreten, alle Versuche von geistiger Brandstiftung im politischen, gesellschaftlichen und individuellen Umgang bloßzustellen, Empörungs- und Hasslawinen abzuwehren und Religions- und Glaubensfreiheit zu verteidigen, sondern auch selbst sich mehr Wissen über das Judentum anzueignen, Kontakte zu Synagogengemeinden zu suchen und mit deren Mitgliedern ins Gespräch zu kommen. Nur so können immer noch vorhandene Klischees und Vorurteile abgebaut werden und menschenfreundliche Beziehungen entstehen.

Dankbar erinnere ich mich, schon in meiner Jugend- und Studentenzeit mit dem Thema "Juden" in Berührung gekommen zu sein: durch Besuche in verschiedenen Konzentrationslagern, ökumenische Arbeitseinsätze auf einem jüdischen Friedhof und Bücher über jüdische Schicksale im 3. Reich oder den Einsatz mancher für diese Verfolgten. Anne Frank, Edith Stein oder Dompropst Bernhard Lichtenberg sind nur einige Namen, die dafür stehen. Aber auch das Schauspiel "Der Stellvertreter" von Rolf Hochhuth (1963) gehörte dazu, in dem kritisch angefragt wird, ob Papst Pius XII. nicht mehr zur Rettung von Juden hätte tun können oder müssen. Mehrere Israel-Reisen in den letzten 30 Jahren haben mir vieles verständlicher werden lassen. Besonders unter die Haut gegangen ist mir dabei Yad Vashem, die Gedenkstätte des Holocausts und des Heldenmuts in Jerusalem. Bewegend war für mich auch, 2023 die Einweihung der Neuen Synagoge in Magdeburg mit erlebt zu haben. Schließlich hat mir das Musical "Anatevka" – sehr zu empfehlen – noch einmal eine ganz andere Annäherung an das Judentum gebracht.



Bischof Gerhard Feige im Gespräch mit Prof. C. Bernd Sucher in Bitterfeld 2025; Bildrechte: Caritas im Bistum Magdeburg

Insgesamt halte ich Schulen und andere Bildungseinrichtungen für wichtige Orte, an denen vermittelt werden kann, dass die Würde eines jeden Menschen unantastbar ist und was das gesellschaftlich wie individuell bedeutet, nicht zuletzt auch im Hinblick auf unsere jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger. Davon konnte ich mich vor einigen Monaten in einem unserer katholischen Gymnasien bei einer Gesprächsrunde über "Kirche und Antisemitismus" überzeugen. Wie hilfreich kann es doch sein, offen über alles zu reden und klar Position zu beziehen! Und kürzlich erst waren Mitglieder unserer Kathedralpfarrei in der Magdeburger Synagoge zu Gast, um mehr über das jüdische Leben in unserer Stadt zu erfahren und ihre Solidarität zum Ausdruck zu bringen. Solche und andere Möglichkeiten sollten noch viel mehr genutzt werden, um Missverständnisse auszuräumen, fragwürdige Entwicklungen kritisch zu reflektieren und in den anderen die Schwester und den Bruder zu erkennen.

Treffend heißt es dazu in einer Geschichte der Chassidim, orthodoxer Juden aus Osteuropa: Ein alter Rabbi fragte einst seine Schüler, wie man die Stunde bestimmt, in der die Nacht endet und der Tag beginnt. "Ist es, wenn man von weitem einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann?", fragte einer seiner Schüler. "Nein", sagte der Rabbi. "ist es, wenn man einen Apfelbaum von einer Birke unterscheiden kann?", fragte ein anderer. "Nein", sagte der Rabbi. "Aber wann ist es dann?", fragten die Schüler. "Es ist dann, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blicken kannst und darin deine Schwester oder deinen Bruder siehst. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns."

" … das tut auch ihnen!"

Predigt bei der Frühjahrsvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 13. März 2025 im Kloster Steinfeld

(Lev 19,13-18)

Ein gerechtes und menschenfreundliches Miteinander ist kein Selbstläufer; es braucht Regeln und Grundsätze, an denen man sich orientieren kann. In den Schriften der Bibel ist diese Einsicht tief verwurzelt; immer wieder finden wir dort Einblicke in das Ringen um eine Lebensweise, die zuerst in einer Beziehung mit Gott wurzelt und zugleich im alltäglichen Umgang mit den anderen Menschen Ausdruck finden soll. Gerade haben wir dazu aus dem Buch Levitikus einige Anweisungen gehört. Und das Evangelium bekräftigt: In einem respektvollen Umgang "besteht das Gesetz und die Propheten". "Alles, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das tut auch ihnen!" Diese sogenannte Goldene Regel, die gewissermaßen alle Einzelbestimmungen einsammelt, hat sogar – nur etwas anders formuliert – in unserem Sprachschatz Eingang gefunden: "Was du" – so heißt es da – "nicht willst, das man dir tu', das füg' auch keinem andern zu." Um das für einsichtig zu halten, muss man nicht unbedingt christlich sein. Es ist wohl – davon bin ich überzeugt – allgemein nachvollziehbar. Würde das umgesetzt, sähe es in unserer Welt schon viel besser aus. Der Blick in die vergangenen und gegenwärtigen Krisen und Konflikte und auf unser gesellschaftliches Zusammenleben lässt jedoch ernüchternd feststellen: Als allgemeiner Grundsatz konnte sich die Goldene Regel nie durchsetzen. Und da müssen wir bei uns selbst anfangen. Nicht einmal in der Kirche – das machen die Verletzungen, die auch hier und im Namen des Glaubens geschehen sind, offensichtlich – ist darauf Verlass.

Immer schon konkurriert die Goldene Regel mit anderen Handlungsprinzipien. Da lässt sich beispielsweise an Berthold Brechts "Erst kommt das Fressen, dann die Moral" denken, oder an das aus dem Geschäftsleben vertraute "Eine Hand, wäscht die andere". Diese Losung ist mit Donald Trump auch auf die weltpolitische Bühne zurückgekehrt. In der DDR war das sogenannte "Vitamin B" – also Beziehungen zu haben, um an bestimmte Dinge oder Leistungen zu kommen – besonders wichtig. Aus der Not und dem Zwang heraus war es fast unumgänglich, sich auf diese Art der Vorteilsnahme einzulassen. Aber auch solche Parolen wie "privat geht vor Katastrophe" oder "wir zuerst" zeugen von überzogenem Individualismus und sozialem Desinteresse.

Anstand, Interesse, Ehrfurcht

Wahrhaft menschlich miteinander umzugehen, sieht freilich anders aus. Dabei meine ich sogar Steigerungsmöglichkeiten erkennen zu können. Als ein Mindestmaß zwischenmenschlichen Verhaltens gilt wohl der *Anstand*, "eine grundsätzliche Solidarität mit anderen Menschen, ein Empfinden dafür, dass wir alle das Leben teilen, ein Gefühl, das für die großen und grundsätzlichen Fragen des Lebens ganz genauso gilt wie für die kleinen, alltäglichen Situationen"[1] Sich für die Mitmenschen *wirklich zu interessieren*, überbietet dieses Mindestmaß um einen weiteren Aspekt und lässt den Anderen und die Andere in ihrer ganz besonderen Einzigartigkeit zur Geltung kommen. Menschen in *Ehrfurcht* zu begegnen, bedingt darüber hinaus zusätzlich, allen die gleiche Würde als Abbilder Gottes zuzuerkennen. Daraus könnte folgen, – was Jesus nach der Liebe zu Gott für genauso wichtig hält – "den Nächsten zu lieben wie sich selbst" (Mt 22,39). Denn auch unter gerechtesten Verhältnissen fehlt noch Wesentliches, wenn Liebe und Barmherzigkeit, Vertrauen und Mitgefühl nicht hinzukommen. Und schließlich zeigt sich in der *Bereitschaft*, sich für andere gewissermaßen *aufzuopfern*, die wohl radikalste Form menschlicher Selbstlosigkeit, wie sie auf unüberbietbare Weise in Jesus Christus zum Ausdruck gekommen ist.

Vielen von uns ist sicherlich in Erinnerung geblieben, dass die anglikanische Bischöfin Mariann Budde während des Gottesdienstes im Rahmen der Vereidigung des neuen Präsidenten der USA, Donald Trump, an dessen Barmherzigkeit appellierte: "Im Namen Gottes bitte ich Sie, haben Sie Erbarmen mit den Menschen in unserem Land, die Angst haben". Sie hätte ihn auch um Gerechtigkeit bitten und sich dabei auf denselben Gott berufen können, in dem Gerechtigkeit und Barmherzigkeit untrennbar zusammenfallen.[2] Barmherzigkeit hebt ja den Grundsatz der Gerechtigkeit nicht auf; vielmehr bereitet sie den Boden für gerechtes Handeln und eine gerechte gesellschaftliche Ordnung. Stattdessen wird in jüngster Zeit jedoch die prinzipielle Gleichheit aller Menschen, die auch in der Goldenen Regel ihren Ausdruck findet, zunehmend in Frage gestellt und immer mehr unterschieden und abgestuft. Nächstenliebe vollzieht sich nun höchstens in konzentrischen Kreisen und impliziert eine Rangordnung: "zuerst die eigene Familie (…), dann den Nachbarn, dann die Gemeinde, dann das eigene Land – und erst danach kann man sich auf die ganze Welt konzentrieren." So hat es der Vizepräsident der Vereinigten Staaten von Amerika kürzlich definiert. Und den Kirchen wird in diesem Zusammenhang gelegentlich vorgeworfen, den Eindruck zu erwecken, jegliche Überlegungen und Abwägungen, inwiefern Migration doch zugunsten der eigenen Bevölkerung eingeschränkt werden müsse, in naiver und überheblicher Weise als unchristlich zu verwerfen. Zugleich wird das Verhältnis von Kirche und Politik konträr diskutiert und bewertet.

Glaube ist politisch

Solche Stimmen, die die Kirche dazu ermahnen, sich ausschließlich zu vermeintlich rein religiösen Themen zu äußern, übersehen, dass sich eine Trennung von weltlich und geistlich für uns Christinnen und Christen nicht vollziehen lässt. Gesellschaftlich geht es in allen Bereichen um die Gestaltung von menschlichem Leben und menschlichem Zusammenleben, oft auch um menschliches Überleben. Das aber kann uns als Kirche nicht gleichgültig lassen. Deshalb sehen wir es nicht als eine Grenzüberschreitung an, sich in grundsätzlichen Fragen mit einzumischen. Dabei

1 Axel Hacke, Über den Anstand in schwierigen Zeiten und die Frage; wie wir miteinander umgehen, München 2017, 157.

2 Reinhard Marx, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, in: Anzeiger für Seelsorge. Hier entnommen: 2016-Beitrag-Kard.-Marx-Barmherzigkeit-und-Gerechtigkeit.pdf



Gottesdienst während der Frühjahrsvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz 2025; Bildrechte: Deutsche Bischofskonferenz

lassen wir uns aber nicht einfach auf eine "Moralinstanz" reduzieren. Über moralische Leitvorstellungen hinaus eröffnet der christliche Glaube eine befreiende Lebensperspektive, aus der dann freilich auch eine neue Lebensweise folgt. In diesem Sinn ist er nicht nur Privatsache, sondern auch von öffentlichem Interesse. Dabei äußern sich die Kirchen auf der Basis des christlichen Menschenbildes nicht, um Tagespolitik zu betreiben oder für einzelne Herausforderungen Lösungen anzubieten. "Ihren Auftrag und ihre Kompetenz sehen sie (vielmehr) vor allem darin, für eine Wertorientierung … einzutreten, in deren Zentrum die Würde jedes Menschen, die Achtung der Menschenrechte und die Ausrichtung am Gemeinwohl stehen."[3] Insofern bagatellisieren wir auch nicht die Probleme, die Migration hervorrufen kann, plädieren aber dafür, dass die Maßnahmen, die zur Regulierung notwendig erscheinen, auch realistisch, wertebasiert und rechtskonform sind – und nicht illusionär, populistisch und willkürlich.

Zweifellos gibt es kein Christentum ohne Liebe und Barmherzigkeit. Beides gehört gewissermaßen zu seiner DNA. Vor diesem Hintergrund hat für mich auch die Aussage

3 Demokratie braucht Tugenden. Gemeinsames Wort der EKD du DBK vom 20.11.2006, 6.

Heinrich Bölls bleibende Aktualität: "Selbst die allerschlechteste christliche Welt würde ich der besten heidnischen vorziehen."[4] So hat er, der unverdächtig war, anderen nach dem Mund zu reden, der schon früh als Gewissen der Gesellschaft galt und in dieser Rolle auch kirchliche Würdenträger von seiner Kritik nicht ausnahm, einmal auf die Frage "Was halten Sie vom Christentum?" geantwortet und ergänzt: In einer vom Christentum geprägten Welt "gibt es Raum für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache".

Liebe Schwestern und Brüder, ein alter Rabbi fragte einst seine Schüler, wie man die Stunde bestimmt, in der die Nacht endet und der Tag beginnt. "Ist es, wenn man von weitem einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann?", fragte einer seiner Schüler. "Nein", sagte der Rabbi. "Ist es, wenn man einen Apfelbaum von einer Birke unterscheiden kann?", fragte ein anderer. "Nein", sagte der Rabbi. "Aber wann ist es dann?", fragten die Schüler. "Es ist dann, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blicken kannst und darin deine Schwester oder deinen Bruder siehst. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns."

"Im Gesicht irgendeines Menschen die Schwester oder den Bruder sehen": das ist in der Tat gewissermaßen die Grundlage für ein friedliches Zusammenleben der Menschen und der Völker. Dafür steht auch die Goldene Regel: "Alles, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das tut auch ihnen!" Dazu aber passen nicht Hetze und Hass, Intoleranz und Gewalt. Dazu passt keine Ideologie, die auf Selektion setzt, den Stärkeren verherrlicht und all diejenigen abwertet, die "anders" oder scheinbar "nutzlos" sind. Menschenwürde und Menschenrechte sind unteilbar. Als Christen und Christinnen können wir hier nicht schweigend zuschauen. Wenn wir aber im Gesicht eines anderen Menschen die Schwester und den Bruder zu erkennen vermögen, dann werden wir auch Möglichkeiten finden, selbst tatkräftig dazu beizutragen, dass die Leben stiftende Kraft des Evangeliums einen noch deutlicheren Ausdruck im menschlichen Miteinander findet.

4 Heinrich Böll, "Eine Welt ohne Christus", in: Karlheinz Deschner (Hg.), Was halten Sie vom Christentum? 18 Antworten auf eine Umfrage, München 1957, 21-24, 22.

Macht, Osten, Verantwortung

Im Interview mit Karin Wollschläger für die *Katholische Nachrichtenagentur (KNA)* am 16. April 2025 anlässlich der Einführung als Bischof von Magdeburg vor 20 Jahren

Bischof Feige, nach 20 Jahren Erfahrung als Ortsbischof, können Sie das Amt guten Gewissens weiterempfehlen?

Neulich hat Sachsen-Anhalts Ministerpräsident Reiner Haseloff auf die Frage, ob er Lust hat, Minister der neuen Bundesregierung zu werden, gesagt: "Lust und Politik haben nichts miteinander zu tun." Bischof zu sein ist nicht unbedingt ein erstrebenswertes Ideal mehr, sondern ein Dienst, eine Verpflichtung, ein Auftrag. Es ist eine Sendung, eine Berufung und dem sollte man sich nicht entziehen.

Wie stehen Sie denn zu einer Begrenzung der Amtszeit für Bischöfe, ähnlich wie in der evangelischen Kirche?

Was meine Amtszeit betrifft, müssen andere bewerten, ob es gut war, dass ich so lange Bischof war. Ansonsten: Auf dem Synodalen Weg wurde ja diskutiert, ob die Amtszeit von Bischöfen begrenzt werden sollte, beispielsweise auf sieben Jahre. Der Hintergrund: Macht müsste begrenzt, geteilt und kontrolliert werden. Ich bin unschlüssig. Es hat etwas für sich, wenn man längere Zeit Bischof ist. Man kennt viele Dinge und kann vielleicht besser entscheiden. Wenn es nicht gut geht, wäre eine begrenzte Amtszeit natürlich besser. Und außerdem: Wie mächtig ist schon ein ostdeutscher Bischof?

Ist in der Deutschen Bischofskonferenz das Verständnis für die besondere Situation im Osten gewachsen?

Ja und nein. Es gibt Bischöfe, die sich intensiv mit unserer Situation auseinandersetzen. Ob sie letztendlich begreifen, was das alles für Konsequenzen hat, bin ich unsicher. Was das mit uns macht, was das für Herausforderungen sind, ist für viele schwierig nachzuvollziehen. Und vor allem die finanzielle Lage und die anderen Rahmenbedingungen, in denen wir lebendige Kirche sein wollen.

Kommen Sie sich manchmal als Jammer-Ossi vor, wenn Sie dann vor den Mitbrüdern sagen, dass Sie etwas aus obigen Gründen einfach nicht umsetzen können?

Ich ergreife dann nicht mehr so oft das Wort. Ich habe den Osten schon lange genug leidenschaftlich ins Gespräch gebracht. Aber ich bin dankbar, wenn auch andere Bischöfe,

die im Osten tätig sind und westlich sozialisiert sind, da ihre Stimme erheben und deutlich machen, wie unsere Situation hier ist.

Welches Buch empfehlen Sie, um die Situation im Osten und Unterschiede gegenüber dem Westen besser nachvollziehen zu können?

Da kann ich zwei nennen. Zum einen "Ungleich vereint" von Steffen Mau. Das würde ich sowohl auf die Gesellschaft beziehen als auch auf die katholische Kirche. Es müsste auch innerkirchlich noch deutlicher wahrgenommen werden, wie ungleich wir sind. Und dann muss darüber nachgedacht werden, wie man zukünftig Kirche insgesamt in Deutschland gestalten will.

Meine zweite Empfehlung ist "Freiheitsschock" von Ilko-Sascha Kowalczuk. Seine These: eine Revolution machen nur wenige. Es ist eine Illusion zu meinen, das ganze Volk der DDR sei 1989 aufgestanden. Aufgrund der Erfahrungen mit einem autoritären Regime, das alle Bereiche eigentlich geregelt hatte, und wo es keine Zivilgesellschaft gegeben hat, ist es heutzutage eben schwer, in Freiheit zu leben und Freiheit konstruktiv zu gestalten. Daher rühren auch manche Fantasien nach einer starken Hand, nach einer starken Partei, die alles wieder regelt, nach einem starken Staat, der das aber gar nicht leisten kann.

Sie haben schon früh die menschenverachtenden Ansichten der AfD kritisiert. Wie stehen Sie zur Frage eines AfD-Verbotsverfahrens?

Da sehe ich ein gewisses Dilemma. Einerseits sind verschiedene Gruppierungen dieser Partei schon als gesichert rechtsextremistisch eingestuft und das scheint keinerlei Konsequenzen zu haben. Auf der anderen Seite bin ich aber nicht unbedingt für ein Verbot. Das stärkt nur wieder die Opferrolle, die die AfD so gerne einnimmt und dann eben den Vorwurf erhebt, wir lebten ja in einer Diktatur und man könne nicht mehr alles sagen und alles vertreten. Ich denke, wenn man jetzt die AfD verbietet, würde das noch einen größeren Widerstand bei der Wählerschaft dieser Partei hervorrufen.

Sie gelten als einer, der in gesellschaftspolitischen Fragen gern klare Kante zeigt. Ist es notwendiger geworden, Haltung zu zeigen?

Ja. Angesichts vieler Entwicklungen in den vergangenen Jahren, sowohl in Gesellschaft und Politik wie Kirche, ist es notwendiger geworden, Haltung zu zeigen.

Ist es auch schwieriger, weil der Gegenwind rauer geworden ist?

Durchaus. Man kann alles sagen, aber man muss eben damit rechnen, dass nicht alle zustimmen. Das ist in einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft so. Innerkirchlich hat das auch zugenommen. Von daher gehört schon was dazu, Haltung zu zeigen. Aber da knüpfe ich auch an Erfahrungen aus DDR-Zeiten an: Ich war kein Bürgerrechtler oder Widerstandskämpfer, aber von meinen Eltern und meiner Heimatpfarrei habe ich gelernt, Haltung zu zeigen und durchzutragen.

Ist es wichtiger geworden, dass Kirche Haltung zeigt in gesellschaftspolitischen Fragen?

Ich glaube, gerade was die Menschenwürde betrifft, Menschenrechte und Gerechtigkeit, also das Zusammenleben von uns Menschen, da kann und darf Kirche nicht schweigen.

Hat es Sie frustriert, dass die AfD auch trotz der einbringlichen Appelle der Bischöfe so ein hohes Wahlergebnis erzielt hat und auch von vielen Christen gewählt wurde?

Ja. Aber vielleicht, wenn wir uns nicht geäußert hätten, hätten noch mehr diese Partei gewählt. Das lässt sich halt leider nicht überprüfen. Aber besorgt bin ich schon, vor allem jetzt im östlichen Gebiet, wie sich alles weiterentwickelt.

Bald dürften wir eine neue Bundesregierung haben. Was erwarten Sie von einem Bundeskanzler Friedrich Merz?

Ich erwarte, dass eine Politik betrieben wird, die die Bevölkerung wieder mehr befriedet.

Und da ist der Merz der Typ dafür?

Ich hoffe, dass ein Befrieden gelingt und dass das Parteiengezeter weniger wird und man versteht, worum es eigentlich geht. Das ist jetzt entscheidend. Und dass man nicht auf Themen aufspringt oder die verstärkt, die von der AfD gewissermaßen vorgegeben werden.

Was die Migrationspolitik betrifft, da erwarte und hoffe ich, dass es Regelungen geben wird, die realistisch, wertebasiert und rechtskonform sind und nicht illusionär, populistisch und willkürlich. Das ist so ein Stimmungsthema, aber da sollte man auch aufpassen, dass der Gleichklang von Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Verhältnismäßigkeit nicht verlorengeht.

Aller Orten wird eine Transformationserschöpfung oder -müdigkeit diagnostiziert, vor allem auch in Ostdeutschland aufgrund der besonderen Entwicklung. Empfinden Sie Sie selbst auch sowas manchmal?

Ja, weil das schon gravierend ist. Wir haben eine gewaltige Transformation durchgemacht von der DDR zur Existenz im wiedervereinigten Deutschland. Das war schon bewegend, das hat uns gewaltig verändert, hat Kräfte gekostet. Und daher rührt gerade in der ostdeutschen Bevölkerung viele Befürchtung mit Blick auf die Flüchtlingsproblematik, die Wirtschaftsentwicklung, den Ukraine-Krieg.

Und wenn man dann noch die innerkirchlichen Entwicklungen dazu nimmt, dann ist da schon ein Bedürfnis zu sagen: Könnte es nicht mal etwas ruhiger werden? Vor allem wird das Ganze ja noch verstärkt durch die Medien, durch die Masse an Informationen und die unzähligen Stimmungsbarometer und Meinungsumfragen. Das fordert schon enorm heraus.

Pilger der Hoffnung

Predigt bei der Bistumswallfahrt am 7. September 2025

(1 Kön 19,3-14 / Lk 4,16-21)

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Wallfahrer und Wallfahrerinnen, schon früh am Morgen haben sich einige von Ihnen zu Fuß oder mit dem Rad auf den Weg hierher gemacht. Andere sind mit dem Auto, dem Bus oder der Bahn angereist. Von unseren Gästen aus den Partner- und Nachbarbistümern wurden sogar Grenzen überschritten. Wer pilgert, bricht auf, lässt vieles hinter sich, wird – wie es im Lateinischen heißt – zum "peregrinus", also zu jemandem, der sich in die Fremde wagt, erlebt Neues, riskiert und erträgt aber auch manche Strapazen. Wer pilgert, lernt sich vielleicht selbst besser kennen, den Alltag zu durchdenken, seine bisherigen Überzeugungen zu hinterfragen, einen weiteren Horizont zu gewinnen und eventuell sogar einen tieferen Sinn zu finden. Oftmals bedeutet "pilgern" auch, in Gemeinschaft unterwegs zu sein oder unterwegs zu einer Gemeinschaft zu werden. Dazu verabschieden wir uns zwar aus gewohnten Umgebungen und Verhältnissen, steigen aber nicht völlig aus dieser Welt aus. Zu unseren Erfahrungen, die wir dabei machen, gehören nicht nur idyllische Landschaften, durch die wir ziehen, und freundliche Menschen, die uns begegnen, sondern auch befremdliche und beängstigende Entwicklungen, die uns herausfordern und zu schaffen machen. Wie gehen wir damit um?

Als Christinnen und Christen ist uns dieses "Auf-dem-Weg-Sein" förmlich in die DNA eingeschrieben. Schon die ersten Jüngerinnen und Jünger, die Jesus folgten, wurden "Menschen des Weges" genannt (Thomáš Halík). Und das sollte für uns auch heute noch zutreffen: sich nicht nostalgisch zu verkrampfen, sondern den Blick nach vorn zu richten, immer wieder danach zu suchen, wohin Gott uns führen will, und mutig neue Schritte zu wagen. Und was könnte uns dazu motivieren? "Heute" – so haben wir Jesus vorhin im Lukasevangelium sagen hören – "hat sich das Schriftwort erfüllt." Das, was er vorher aus der Buchrolle des Propheten Jesaja vorgelesen hat, Aussagen über den Gesalbten des Herrn und seine Sendung, bezieht er kraftvoll auf sich. Mit ihm – so will er damit sagen – ist Gott endgültig in diese Welt gekommen und hat dadurch die Hoffnungslosigkeit der Menschen in Hoffnung verwandelt. Und das ist sein Programm: Diejenigen, die arm sind – nicht nur materiell, sondern auch an zwischenmenschlichen Beziehungen, vernachlässigt und an den Rand gedrängt, ausgeschlossen und vereinsamt – erfahren durch ihn Zuwendung, Teilhabe und Gemeinschaft. Menschen, die in ihrem Leben physisch und seelisch gefangen sind, werden aus ihren Fesseln befreit, sehen die Welt auf einmal mit anderen Augen und erhalten neue

Zuversicht. Denen, die blind vor Sorge und Angst nicht mehr das Schöne in dieser Welt und im eigenen Leben wahrnehmen können, wird eine aussichtsreichere Perspektive eröffnet.

Hoffnungsvoll pilgern

"Heute hat sich das Schriftwort erfüllt." Letztlich meint das auch unsere Gegenwart, jede Zeit und Generation. Für viele ist das jedoch nicht unbedingt nachvollziehbar. Wenn wir diese Zusage aber annehmen können und darauf vertrauen, dass Jesus uns tatsächlich auch heute nahe ist und mit uns geht, dann sind wir nicht einfach nur Pilgernde wie viele andere, die neuerdings darin etwas spirituell Anregendes entdeckt haben, dann werden wir zu wirklichen Pilgerinnen und Pilgern der Hoffnung. Sich Gottes Wirken in unserer Welt und unserem Leben wieder mehr und tiefer zu öffnen, war ein großes Anliegen von Papst Franziskus. Deshalb hat er auch 2025 als ein Heiliges Jahr ausgerufen und es unter das Motto "Pilger der Hoffnung" gestellt. Auch oder gerade in solchen Zeiten, in denen vieles wenig hoffnungsvoll stimmt, sollten wir uns darauf wieder intensiver besinnen.



Bistumswallfahrt 2025; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Das aber fällt auch uns Christinnen und Christen gar nicht so leicht. Wie so viele Menschen sind auch wir müde von den ständigen Krisen und anhaltenden Konflikten, der Angst, nicht mehr alles im Griff zu haben, und dem sorgenvollen Blick in die Zukunft – am Beginn einer Berufsausbildung, bei der Frage nach einer eigenen Familie mit Kindern, bei den alltäglichen Herausforderungen, am Ende eines Arbeitslebens oder im gesellschaftlichen Miteinander. Vielleicht macht uns das den Propheten Elija so zugänglich, dessen Schicksal uns in der heutigen Lesung recht eindrücklich geschildert wurde. Darin begegnet er uns in einem Moment tiefster Hoffnungslosigkeit, mit all seinen Zweifeln und Ängsten, sogar mit der Bereitschaft, alles aufzugeben. "Nun ist es genug, HERR," – fleht er dort

unter dem Ginsterstrauch (1 Kön 19, 4) – "nimm mein Leben". In dieser Situation ist Elija wahrlich kein Pilger der Hoffnung oder Hoffnungsprophet. Auf dieser Durststrecke seines Lebens ist es Gott, der ein Zeichen der Hoffnung gibt. Stärke dich – spricht er ihm zu – dann steh auf und geh weiter, das ist noch nicht das Ende deines Weges. Und der Herr gibt, was es zur Stärkung braucht, gibt das Nötigste dazu. Er tut es, ohne dass er darum gebeten werden muss.

Nehmen wir aber auch so etwas wahr? Der Ton um uns herum ist rau geworden und laut, unsere Gesellschaft verroht immer mehr, in vielen Gebieten dieser Welt übertönen die Waffen jeden anfanghaften Dialog. Wie sollen wir da noch Gottes Zuspruch hören? Er kommt ja nicht im Sturm, nicht im Erdbeben oder Feuer – wie es in der Erzählung von Elija weiter heißt (1 Kön 19,12) – Gott begegnet eher im sanften, leisen Säuseln. Dafür aber empfindsam zu werden und sich davon anrühren zu lassen, dazu kann Pilgern hilfreich und heilsam sein.

Erkennen, was wirklich zählt

Dass Pilgern allgemein Im Trend liegt und auf verschiedenen Routen sowie zeitweise sogar boomt, löst mancherorts Probleme aus und begeistert nicht überall, stimmt mich aber dennoch hoffnungsvoll. In dieser politisch und gesellschaftlich aufgewühlten Zeit, in der sich viele mit ihren Ansichten und Ansprüchen oft unversöhnt und konfrontativ, ja sogar aggressiv gegenüberstehen, kommen andere in Bewegung, nebeneinander oder miteinander, treten heraus aus ihren Komfortzonen und kommunikativen Blasen, reduzieren sich für einige Zeit auf das Nötigste, auf das, was sie unterwegs tragen und erledigen können. Darin sind sie einander ähnlich und bereit, etwas mit sich geschehen zu lassen. Das hat Potential, den Blick auf Welt und Mitmenschen zu ändern, und auf das, was im Leben wirklich zählt. Das kann sich auch insgesamt auf unser Zusammenleben und unsere Gesellschaft auswirken.

Woran aber könnten Pilger der Hoffnung konkret erkannt werden? Welche Merkmale weisen sie auf? Was ist an ihnen nachahmenswert? Vielleicht spiegeln sie uns aber auch wider, dass wir bereits zu ihnen gehören!

- Pilger der Hoffnung – so ist anzunehmen – irren nicht ziellos durch die Gegend, sondern orientieren sich an biblischen Verheißungen und Ratschlägen und vertrauen darauf, durch Gott geführt zu werden und letztlich in seiner Herrlichkeit anzukommen.
- Pilger der Hoffnung sehen nicht alles grau in grau oder nur schwarz-weiß, sondern erfreuen sich an der Farbenpracht der Welt und der Vielfalt des Lebens.
- Pilger der Hoffnung verdrängen oder beschönigen aber auch nicht die Not und das Elend vieler Menschen, sondern versuchen, manchen beizustehen und zu helfen.
- Pilger der Hoffnung setzen nicht verbissen auf Reichtum und Macht, Schönheit und Stärke, sondern nehmen das Leben, wie es kommt, und machen etwas daraus.
- Pilger der Hoffnung sind keine Phantasten oder Utopisten, die von einem Schlaraffenland oder einem Paradies auf Erden träumen, aber Menschen, die ideenreich und sorgsam mit Gottes Schöpfung umgehen.
- Pilger der Hoffnung haben nicht nur sich und ihre eigenen Interessen im Blick, sondern kümmern sich solidarisch auch um andere.
- Pilger der Hoffnung verstehen sich als Freunde des Lebens und begegnen allen menschlichen Wesen mit Achtung und Ehrfurcht, von der Zeugung bis zum Tod, egal ob gesund oder krank, mit oder ohne Behinderung, binär oder queer, einheimischer oder anderer Herkunft.
- Pilger der Hoffnung sind auch dann noch zuversicht-

lich, wenn ihre Kräfte abnehmen und sie nicht mehr so hohe Sprünge machen können wie einst.

- Pilger der Hoffnung instrumentalisieren ihren Glauben nicht dazu, sich selbst auf- und andere abzuwerten.
- Pilger der Hoffnung lassen sich nicht von jeder Talkshow und andauernden Meinungsumfragen oder Stimmungsbarometern verunsichern.
- Pilger der Hoffnung widersetzen sich Stammtischparolen, Verschwörungstheorien und Hetzreden, bilden sich eine eigene Meinung und treten auch dafür ein.
- Pilger der Hoffnung schüren auch selbst keine Vorurteile und Klischees, Polarisierungen und Spaltungen, sondern mühen sich um Verständigung und friedliche Lösungen.
- Pilger der Hoffnung denken und handeln nicht provinziell, nationalistisch und rassistisch, sondern distanzieren sich von jedwedem Extremismus, haben einen weiten Horizont und achten auch andere Religionen und Kulturen, Überzeugungen und Lebensweisen.
- Pilger der Hoffnung lieben die Freiheit und demokrati-



Bischof Feige bei der Bistumswallfahrt 2025; Bildrechte: Bistum Magdeburg

sche Verhältnisse, gestalten sie engagiert mit und sehnen sich nicht danach, durch einen starken Staat oder autoritäre Machthaber gegängelt oder handzahm gemacht zu werden.

- Darum wählen Pilger der Hoffnung, wenn sie dazu aufgerufen sind, auch nicht aus dem Bauch heraus "ins Blaue hinein", sondern folgen dabei ihrem Gewissen und sind sich ihrer Verantwortung vor Gott und den Menschen für das Gemeinwohl, für Gerechtigkeit und Barmherzigkeit sowie für ein respektvolles Miteinander und die einzigartige Würde aller bewusst.

Selbstverständlich gelingt das nicht allen in vollkommener Weise, sollte uns aber als Richtschnur dienen und immer wieder beherzt angegangen werden. Dabei ist, wer glaubt, auch nicht allein, versteht sich die ganze Kirche als das pilgernde Volk Gottes auf Erden. "Zugleich heilig und stets der Reinigung bedürftig", "geht" sie – wie das II. Vatikanische Konzil es formuliert hat (LG 8) – "immerfort den Weg der Buße und Erneuerung", "schreitet" sie "zwischen den Verfolgungen der Welt und den Tröstungen Gottes auf ihrem Pilgerweg dahin und verkündet das Kreuz und den Tod des Herrn, bis er wiederkommt."

Liebe Schwestern und Brüder, lassen wir uns nicht von der zunehmenden Resignation in unserer Gesellschaft und in unserer Kirche anstecken! Jammern und klagen wir nicht wie viele andere auf einem hohen Niveau! Bleiben oder werden wir vielmehr Pilgerinnen und Pilger der Hoffnung, mit Herz und Verstand, Mut und Elan! Dazu sind wir besonders in diesem Heiligen Jahr eingeladen. "Die Hoffnung" – so hat Papst Franziskus dazu geschrieben (Fratelli tutti, 55) – "ist kühn. Sie weiß über die persönlichen Bequemlichkeiten, über die kleinen Sicherheiten und Kompensationen, die den Horizont verengen, hinauszuschauen, um sich großen Idealen zu öffnen, die das Leben schöner und würdiger machen." Was hindert uns, in diesem Sinne aufzubrechen und unseren Weg zuversichtlich und geistvoll weiterzugehen?!

"Unsagbares wird sagbar"

Im Interview mit Raimund Neuß zu AfD und Christentum in den neuen Bundesländern für *Kölnische Rundschau* am 15. Oktober 2025, 3.

Herr Bischof, deutschlandweit kommt die AfD auf Umfragewerte um die 25 Prozent, in Sachsen-Anhalt waren es zuletzt 39 und in anderen östlichen Bundesländern ähnlich viel. Woran liegt das?

Zunächst gibt es historisch bedingt gewisse Prägungen durch die autoritäre und kollektivistische DDR-Diktatur, die das ganze Leben geregelt hat. Das führt zu übersteigerten Erwartungen an den Staat, die er gar nicht erfüllen kann. Zwar wollten fast alle ein besseres Leben, aber nicht unbedingt eine freiheitliche Demokratie, denn Selbstgestaltung ist mühevoll und anstrengend. Das ist die Vorgeschichte. Dann kam die Wende: dramatische Transformationserfahrungen und die andauernde Ungleichheit in vielen Bereichen. Der Soziologe Gert Pickel meint, dass es dabei nicht unbedingt um die eigene ökonomische Lage geht, sondern um das Gefühl einer kollektiven Benachteiligung Ostdeutschlands. Motto: Mir geht es eigentlich gut, aber uns geht es schlecht. Dazu kommen weitere Gründe: Finanzkrise, Corona, der Ukraine-Krieg, Migration …

Aber in den östlichen Bundesländern leben doch nur wenige Migranten!

Es war für ehemalige DDR-Bürger aber ungewohnt, überhaupt mit Ausländern zu tun zu haben, außer bei Urlaubsreisen in osteuropäische Staaten. Man hat gewaltige Verwerfungen hinter sich und deshalb Angst vor neuen. Viele Leute gehen von einem allgemeinen Versagen der Politik aus, kritisieren Parteiengezeter – und dann müssen Sie an die Verrohung der Gesellschaft durch Propagandakampagnen und soziale Medien denken. Unsagbares wird auf einmal sagbar. Dazu kommt Geschichtsvergessenheit. Es ist aber auch ein internationaler Trend. Da bildet sich eine Sammlungsbewegung rechtskonservativer und nationalistischer, extremistischer und rassistischer Gruppierungen. Vorher traten diese Gruppen vereinzelt auf, jetzt vernetzt sich alles. Zusammenfassend: Es gibt spezifisch ostdeutsche Gründe, aber auch solche, die überall gelten. Deshalb haben mich auch diese Landkarten nach der Bundestagswahl geärgert, die mit dem blauen Osten und dem schwarzen Westen. 70 Prozent der AfD-Wähler kamen aus dem Westen. Abgesehen von Co-Chef Tino Chrupalla haben die meisten führenden AfD-Politiker eine westdeutsche Sozialisation, auch ostdeutsche Landespolitiker wie Björn Höcke und Hans-Thomas Tillschneider.

Hat der höhere Zustrom zur AfD im Osten etwas mit der geringeren Kirchenbindung zu tun?

Über 80 Prozent der Bevölkerung in den östlichen Ländern gehören keiner Kirche oder Religionsgemeinschaft an. Da dürften christliche Haltungen, Prinzipien und Werte keine so entscheidende Rolle spielen. Es gibt sicher einen gewissen Grundanstand, aber solche typisch christlichen Tugenden wie Barmherzigkeit und Nächstenliebe werden immer weniger verstanden.

Andererseits ergab die Nachwahlbefragung der Forschungsgruppe Wahlen zur Bundestagswahl, dass auch 18 Prozent der katholischen Wählerinnen und Wähler für die AfD gestimmt haben. Die AfD gibt sich in der Abtreibungsfrage als Verteidigerin christlicher Werte. Wie begegnen Sie dem?

Ich kann die statistischen Angaben nur zur Kenntnis nehmen. Gewiss gibt es auch unter Christen AfD-Wähler, aber ich kann das aus meinen eigenen Erfahrungen nicht so generell bestätigen. Der Versuch der AfD, ihre Positionen christlich zu verbrämen, ist heuchlerisch. Die gleiche Beatrix von Storch, die immer wieder beim Marsch für das Leben gegen Abtreibung in vorderster Linie mitläuft, hat 2015 gefordert, gegebenenfalls auf Flüchtlinge zu schießen. Für mich ist Lebensschutz unteilbar, von der Empfängnis bis zum Tod, also auch für die große Spanne dazwischen. Süffisant hält die AfD den Kirchen vor, nicht leidenschaftlich genug gegen Abtreibung einzutreten. Ihr geht es aber nicht um die gottgegebene Würde eines jeden Menschen von Anfang an, was ja auch für Flüchtlinge gelten würde, sondern um eine vermeintlich nötige Regeneration des deutschen Volkes. Abgesehen davon wird die AfD mit dem Thema Abtreibung im Osten kaum offensiv in Wahlkämpfe ziehen, denn Abtreibung wird hier seit DDR-Zeiten als moderne Errungenschaft und selbstverständliches Recht angesehen. Mit dem Thema würde die AfD hier ihr blaues Wunder erleben.

Es gibt allerdings, das hat auch das Potsdamer Treffen gezeigt, eine gewisse Szene traditionalistischer Katholiken, die auch politisch rechtsaußen stehen. Begegnen Sie solchen Leuten?

In unseren Breiten kann ich es nur von einigen, zumeist westlicher Herkunft, vermuten. Manche sind inzwischen auch aus der Kirche ausgetreten. Gelegentlich habe ich aus diesen Kreisen mal Post bekommen. Aber sonst bin ich mir keiner Berührungspunkte bewusst.

Wie sprechen Sie mit solchen Leuten? Würden Sie sich mit ihnen auf ein Podium setzen?

In der Anfangszeit dieser Partei war es noch möglich, Kontakte wahrzunehmen. So hatte ich einmal mit dem jetzigen AfD-Spitzenkandidaten der AfD in Sachsen-Anhalt, Ulrich Siegmund, auf dessen Wunsch hin ein Gespräch. Es liegt aber schon Jahre zurück. Insgesamt haben sich solche Versuche als kontraproduktiv erwiesen. Wer spalten und durch Säen von Zwietracht an die Macht kommen will, wird jede Gelegenheit nutzen, um seine Demagogie auszubreiten. Der wird nicht auf Argumente hören.

Der schon erwähnte Herr Tillschneider hat den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Georg Bätzing, als vom Teufel geschickt bezeichnet. Erleben Sie so etwas auch?

Das hat Methode. Tillschneider hat auch mich schon angegriffen, Vertreter der katholischen Kirche als vom Bösen besessen bezeichnet und die AfD zum Drachentöter im Weltkampf zwischen den Mächten des Lebens und des Todes ausgerufen. Wörtlich, in einer Landtagsrede, die er mit den Worten schloss: Gott ist mit uns. Gott ist mit der AfD! Welchen germanischen Stammesgötzen er damit gemeint hat, ist mir unklar. Solche Auftritte sind reine Show, sie werden gemacht, um Kurzvideos davon herzustellen und zu verbreiten. Andere AfD-Politiker rufen zu Kirchenaustritten auf oder sagen, Pfaffen sollten beten und keine Politik machen. Man tritt also massiv kirchenfeindlich auf. Kirchennahe Persönlichkeiten sehe ich bei der hiesigen AfD nicht.

Wenn die direkte Auseinandersetzung kontraproduktiv ist, wie können Sie dann Ihre Argumente platzieren?

Ich erlebe, was ich aus DDR-Zeiten kenne: Viele behalten ihre Meinung für sich. Wenn ich Gemeinden besuche, wird zumeist nicht über die AfD gesprochen, es sei denn, ich schneide das Thema an. Dann erhalte ich in der Regel Zustimmung zu meiner Sichtweise. Wer anders denkt, äußert sich eher durch eine bissige Mail an mich. Bei den Wahlen zu kirchlichen Gremien im vergangenen Jahr haben wir von den Kandidaten eine Verpflichtungserklärung verlangt, bestimmte ausgrenzende Meinungen nicht zu vertreten. Einige haben deswegen auf ihre Kandidatur verzichtet. Das heißt aber nicht, dass sie für die AfD waren. Manche wollten nur nicht so etwas wie eine Überprüfung ihrer Gesinnung.

Ich komme aus Köln, und bei uns gab es lange die Überzeugung, dass die AfD hier keine großen Chancen habe. Dann kamen bei der NRW-Kommunalwahl landesweit 14,5 Prozent heraus, in Köln immerhin 9,1 Prozent. Rollt da etwas auf den Westen zu?

Zunächst mal denke ich an Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern, wo im nächsten Jahr im September Landtagswahlen sind. Das ist der nächste große Test. Aber auch bundesweit sollten wir uns nicht der Illusion hingeben, dass unsere Demokratie stabil und sicher und die AfD nur ein Ost-Phänomen sei. Politik und Zivilgesellschaft müssen sich noch wirksamer den ungelösten Problemen stellen, Aufklärungsarbeit leisten und zu einem menschenfreundlichen Miteinander beitragen.

Wir sprachen vorhin über die geringe Kirchenbindung im Osten. Sind ostdeutsche Bistümer und Landeskirchen Modellstationen dafür, was in 30 Jahren auf die Kirchen in ganz Deutschland zukommt?

Religionssoziologen erwarten, dass bestimmte Entwicklungen weitergehen, auch im Ausland, selbst in Polen oder den USA: Säkularisierung, Pluralisierung, Individualisierung, Globalisierung und Digitalisierung. Sie führen zur Entfremdung von bisherigen religiösen Überzeugungen und Praktiken. Das wird sich regional bedingt unterschiedlich auswirken, aber ja, es wird auch in ehemals volkskirchlich geprägten Gebieten gewaltige Abbrüche geben. Was wir konstruktiv einbringen können, sind Erfahrungen, wie man als Kirche auch mit äußerst geringen personellen und finanziellen Möglichkeiten schöpferisch und lebendig sein kann. Dabei kommt es entscheidend darauf an, ob Menschen tatsächlich glauben und sich ihrer Sendung nicht nur für innerkirchliche Gruppen, sondern auch oder sogar noch mehr für die Gesellschaft und Welt, in der sie leben, bewusst sind: Wofür sind wir als Kirche eigentlich da? Wie können wir in die Gesellschaft hineinwirken und mit Partnern zusammenarbeiten? Im Vorfeld der Landtagswahlen wollen wir versuchen, zum Verständnis von Demokratie beizutragen und für mitmenschliche Haltungen einzutreten. Wir ziehen also bewusst nicht gegen die AfD ins Feld, sondern setzen uns für ein würdevolles Miteinander und fürs Gemeinwohl ein.



Kreuz in St. Sebastian, Magdeburg; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Volkstrauertag

Gedenkrede im Landtag von Sachsen-Anhalt am 16. November 2025

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident,
sehr geehrter Herr Vorsitzender des Volksbundes in Sachsen-Anhalt,
sehr geehrte Abgeordnete und sehr geehrte Mitglieder der Landesregierung,
sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin,
verehrte Damen und Herren, liebe Schülerinnen und Schüler,

1951 in Halle an der Saale geboren und fast 40 Jahre DDR-sozialisiert ist mir erst vor einiger Zeit – wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem Ukraine-Krieg – bewusst geworden, dass ich auch ein Nachkriegskind bin. Obzwar ich den II. Weltkrieg nicht mehr selbst erlebt habe, bin ich doch von seinen Auswirkungen mitgeprägt und habe schon als Kind von Fliegeralarm und Luftschutzbunkern geträumt. Offensichtlich haben meine Eltern immer und immer wieder davon erzählt, um mit ihren schrecklichen Erlebnissen fertig zu werden, im Alltag wie bei Familienfeiern. Dabei berichtete mein Vater oftmals von seinem Militärdienst und seiner Gefangenschaft und wollte vor seinem Tod unbedingt alles noch einmal aufschreiben; dazu ist es aber nicht mehr gekommen. Erzählungen von Vertreibung und Flucht, Entwurzelung und Neuanfang in der Fremde gehörten für viele Familien wie auch meine Verwandten zu ihren Lebensthemen. Und unsere katholischen Gemeinden hier in dieser Region wurden für unzählige Vertriebene und Geflohene aus Schlesien und dem Ermland, Böhmen und Mähren oder aus der Bukowina zu einer neuen Heimat. Auch meine Vorfahren väterlicherseits stammen aus Niederschlesien. Ich selbst wurde Teil der familiären Erinnerung, indem ich bei meiner Geburt den Vornamen des Verlobten einer meiner Tanten bekam, der als vermisst galt und von dem sie bis an ihr Lebensende gehofft hat, dass er doch eines Tages wieder zurückkäme. Aufgrund ihrer Nachfragen beim DRK-Suchdienst und der Antworten, die sie bekam, kann ich nur staunen, wie intensiv man sich dort bemüht hat, derartige Schicksale zu klären. Eigenartig berührt hat mich auch, als ich nach meiner Priesterweihe 1978 als Seelsorger noch jahrelang immer wieder von den dramatischen Kriegs- und Fluchterlebnissen unserer Gemeindemitglieder zu hören bekam: von ihren Gewalt- und Verlusterfahrungen, Ängsten und Entbehrungen, biographischen Brüchen und unbewältigten Traumata, von ihrer Trauer und wehmutsvollen Sehnsucht nach der alten Heimat, aber auch von dem unbändigen Willen, durchzuhalten und wieder Boden unter die Füße zu bekommen. Viele waren erstaunlicherweise durch das, was sie erlebt

und erlitten hatten, sogar widerstandsfähiger geworden und haben sich durch die neuen Herausforderungen nicht entmutigen lassen. Dass solche Erlebnisse und Erfahrungen von den Betroffenen nicht vergessen werden können, ist verständlich. Bemerkenswerterweise wirkt sich das aber auch Generationen übergreifend auf andere aus und prägt sich jahrzehntelang in das familiäre und gesellschaftliche Gedächtnis ein. Nicht selten braucht es seine Zeit, um sich Bahn zu brechen, und kann erst mit Abstand und Lebenserfahrung in Worte gefasst, reflektiert und kritisch beurteilt werden. Davon gibt auch die Literatur über Kriegskinder, Nachkriegskinder und sogar Kriegsenkel eindrucksvoll Zeugnis.

"Zukunft braucht Herkunft", so hat es der Philosoph Odo Marquard einmal formuliert. Auch wenn es wissenschaftlich umstritten ist und kaum möglich erscheint, aus der Geschichte zu lernen, so kann es doch hilfreich und heilsam sein, sich mit ihr zu beschäftigen und auseinanderzusetzen. Sich dabei der erfreulichen wie belastenden Erfahrungen früherer Generationen zu erinnern, ist nicht unbedeutend für die Gestaltung der Gegenwart und Zukunft. Wir müssen wissen, wo wir herkommen, was uns prägt, beeinflusst und bewegt. Die Erinnerung gehört zu unserem Leben und stiftet Identität. Das gilt für jeden und jede ganz persönlich wie auch für unser gemeinsames Miteinander. Eine Gesellschaft, die ihre Vergangenheit vergisst, verfälscht oder überbetont, wird krank, immer leichter manipulierbar und letztlich unfähig, sich zukunftsträchtig zu erneuern. Das deutet auch Erich Kästner in einem seiner Gedichte recht unverblümt an: "Die Erinnerung ist eine mysteriöse Macht und bildet die Menschen um. Wer das, was schön war, vergisst, wird böse. Wer das, was schlimm war, vergisst, wird dumm." Einerseits bedarf es also wohl einer ausgewogenen Betrachtung früherer Zeiten, andererseits aber auch einer schonungslosen Rückschau auf das, was "böse", ja entsetzlich und grauenvoll war. Allzu oft wurde die Erinnerung an die Vergangenheit im Laufe der Geschichte verfälscht und instrumentalisiert, verschwieg oder rechtfertigte, verharmloste und beschönigte man, was eigentlich ungeheuerlich war. Im Nationalsozialismus wurde der Volkstrauertag als Heldengedenktag zur Verklärung des Krieges eingesetzt, während die DDR den Internationalen Gedenktag für die Opfer des faschistischen Terrors dazu missbrauchte, sich von der Vergangenheit abzusetzen, die Opfer der kommunistischen Herrschaft aber gezielt auszublenden. Und auch heute versuchen manche Gruppierungen, das Gedenken und die Erinnerung an die Opfer der Kriege oder die Bombardierungen am Ende des II. Weltkrieges zu besetzen und ideologisch zu vereinnahmen. Hier gilt es, die Stimme zu erheben und solchen Bestrebungen eine aufgeklärte Erinnerung entgegenzustellen, die um die Ambivalenzen der Welt und die historischen Begebenheiten weiß.

Erinnerungen wachhalten

Feste Orte und wiederkehrende Zeiten helfen dabei, Erinnerung wach zu halten und weiterzugeben. In meiner Kindheit waren das vielerorts noch verschiedene Häuser und Kirchen, die Kriegsschäden aufwiesen, Ruinengrundstücke oder übriggebliebene Bunker. Einiges wurde sogar erst nach 1989 saniert, bereinigt oder wiederaufgebaut. Ganze Innenstädte in ihrem heutigen Zustand – wie in unserer Region die von Magdeburg, Halberstadt oder Dessau – täuschen nicht darüber hinweg, dass hier nach den verheerenden Bombardierungen am Ende des II. Weltkrieges nur noch Trümmerfelder übriggeblieben waren. Und die Stolpersteine an manchen Stellen unserer Städte halten das Gedächtnis an Mitbürgerinnen und Mitbürger – Juden, Sinti und Roma, politisch Verfolgte, Homosexuelle, Zeugen Jehovas oder Euthanasieopfer – wach, die im Nationalsozialismus vertrieben oder umgebracht wurden.

Und auch auf unseren Friedhöfen finden sich Gräber und Gedenkstätten als Zeugnisse einer Wirklichkeit, die vielen inzwischen fremd und weit weg erscheint. Ich selbst aber wurde schon während meiner Schulzeit und meines Studiums mit Orten konfrontiert, die mich zutiefst bewegt und fassungslos gemacht haben; später lernte ich noch andere kennen. Dazu gehören das Konzentrationslager Buchenwald und die Vernichtungslager Lublin-Majdanek und Auschwitz-Birkenau, aber auch die Gedenkstätte Isenschnibbe bei Gardelegen, wo bei einem Massaker nur wenige Tage vor Kriegsende noch 1.016 KZ-Häftlinge auf brutalste Weise ermordet wurden, und besonders Yad Vashem in Jerusalem, eines der größten Holocaust-Museen der Welt. Allein hier wird an rund 1,5 Millionen umgebrachte Kinder und Jugendliche erinnert, aber auch der Heldenmut derer gewürdigt, die trotz persönlicher Risiken selbstlos zur Rettung von Juden beigetragen haben. Besonders erschüttert hat mich immer, wenn ich auf Fotos in die Gesichter der Menschen schauen konnte, die da ohnmächtig ihren Peinigern und Mördern ausgeliefert waren, wenn einzelne Namen verlesen wurden oder Kinderspielzeuge und andere persönliche Gegenstände zu sehen waren, die beim Gang in die Gaskammern zurückgelassen werden mussten. Aber auch ehemalige Frontverläufe und Schlachtfelder erinnern an die Opfer, die im Kampf um völkisch-nationalistische Interessen verwundet wurden oder jämmerlich umgekommen sind. Mancherorts finden sich Hinweise auf solche Kampfstätten oder auf Soldatengräber. Bei einem Besuch in der französischen Stadt Châlons in der Champagne habe ich aus dem Fenster meiner Unterkunft auf einen Friedhof schauen können, auf dem 4.500 Soldaten aus dem I. Weltkrieg begraben sein sollen. Und in der westukrainischen Stadt L'viv – oder auch Lemberg genannt – wurde ich durch Freunde auf einzelne Gräber deutscher Soldaten hingewiesen, die nicht öffentlich bekannt waren, aber rührend gepflegt wurden. Schließlich gehören auch zwei Hinrichtungsstätten in unserer Nähe zu solchen Orten, die für mich eine besondere Bedeutung haben. Das ist zum einen das ehemalige Zuchthaus "Roter Ochse" in Halle. In ihm wurde 1944 auch Carl Lampert, ein österreichischer Priester, durch das Fallbeil hingerichtet. Er hatte nicht schweigend hinnehmen können, wie die Nationalsozialisten die menschliche Würde mit Füßen traten und zu welchen Gräueltaten sie fähig waren. Jahrelang hatte er dafür gebetet und sich eingesetzt: "dass Menschen wieder Menschen werden". Seit einigen Jahren trägt die größte Pfarrei unseres Bistums den Namen dieses 2011 seliggesprochenen Widerstandkämpfers. Zum anderen ist es die Justizvollzugsanstalt Brandenburg-Görden, in der Max Josef Metzger, ein deutscher Priester, im gleichen Jahr wegen seiner pazifistischen Überzeugung als Hochverräter enthauptet wurde. Schon 1975 wurde die Straße an unserem Ordinariat nach ihm benannt; inzwischen ist auch er seliggesprochen worden. Bei allem fragwürdigen Verhalten der Mehrheit gab es neben diesen beiden auch noch viele andere mutige Menschen, die nicht geschwiegen oder sogar "mit den Wölfen geheult" haben, sondern ihrem Gewissen gefolgt sind und bereit waren, dafür auch die Konsequenzen zu tragen.

Vergangenheit und Geschichte kann man zu begreifen versuchen, erforschen und darstellen, von den jeweiligen Voraussetzungen, Ereignissen und Auswirkungen her, in kleinen Abschnitten oder großen Zusammenhängen, wissenschaftlich oder populär, mit Distanz oder Leidenschaft. Darüber hinaus kann die Erinnerung daran aber auch tiefschürfende Fragen auslösen und existentiell unter die Haut bis ans Herz gehen. Diese Möglichkeit erschließt sich mir auch aus einem Buch, das der Religionssoziologe Hartmut Rosa aus Jena vor einiger Zeit veröffentlicht hat und den Titel trägt: "Demokratie braucht Religion". Was ist damit gemeint, vor allem, wenn Kirche und Staat getrennt sind? Auf jeden Fall ist Religion ein Begriff, der auf vielfältige Art und Weise verwendet wird. Nach Johann Baptist

Metz ist ‚*Unterbrechung*' die wohl kürzeste Definition von Religion. Andere beschreiben Religion als ‚*Weltabstand*' (Henning Luther), ‚*Letztgültiges*' (Fritz Oser), ‚*Kontingenzbewältigung*' (Niklas Luhmann, Peter Berger) oder ‚*das, was uns unbedingt angeht*' (Paul Tillich). Hier kommt Gott zunächst nicht vor, zumindest nicht ausdrücklich. Es sind aber Versuche, mit Erfahrungen und Gegebenheiten des Lebens umzugehen, sich an etwas oder jemandem auszurichten, wovon man überzeugt ist, dass es dem Leben Sinn gibt. Es ist eine Haltung zum Alltag und zur Welt, die es ermöglicht zu hinterfragen und den Blick öffnet, tiefer und weiter zu schauen. Und Hartmut Rosa ist davon überzeugt, dass eine Gesellschaft so etwas braucht. Man kann auf Dauer nicht nur von Arbeit und Beschäftigung, Leistung und Erfolg, Wettbewerb und Kampf, Lärm und Hektik, Konsum und Vergnügen leben, gewissermaßen wie in einem Hamsterrad, ständig unter Druck. Wir brauchen auch sogenannte *Resonanzräume, in denen unsere Seele unerwartet berührt wird und etwas in uns zum Klingen kommt, was nicht bewusst von uns selbst stammt*. Das kann in der Natur sein oder Musik bewirken, das kann in der Stille oder in einem Gottesdienst geschehen, das können auch andere Erlebnisse auslösen: die Geburt eines Kindes oder Ausgelassenheit und Freude bei einem Fest. Ergriffenheit und Rührung, Staunen und Dankbarkeit sind oftmals die Folge. Angesichts von Krankheit, Katastrophen und Tod oder – womit uns der heutige Gedenktag konfrontiert – der Erinnerung an furchtbare Geschehnisse wie Krieg und Mord, Verrohung und Entmenschlichung können sich aber auch Trauer und Verzweiflung, Entsetzen und Abscheu einstellen, manchmal verbunden mit einer Sehnsucht danach oder einer Ahnung davon, dass es trotzdem vielleicht doch noch im Leben gewissermaßen "mehr als alles" geben muss.

"Wo war Gott in Auschwitz?"

Dazu kommen nicht selten Fragen von grundlegender Bedeutung auf, vor allem, warum es so viel Leid in der Welt gibt. Wer ist dafür verantwortlich? Und wenn der allmächtige und gütige Gott es ist, der dies zulässt, wie kann man dann noch an ihn glauben? In unzähligen Formen sind solche Fragen immer wieder erhoben worden: von Gläubigen und Atheisten, persönlich Betroffenen sowie Dichtern und Philosophen. Wir hören sie vom gequälten Ijob im Alten Testament, von Iwan in Dostojewskis Roman "Die Brüder Karamasow", von Albert Camus in seinen Werken oder anderen erschütternden Zeugnissen gefangener, leidender und erniedrigter Menschen. Schon Gottfried Wilhelm Leibniz hat darin im 17. Jahrhundert eine Kernfrage von Theologie und Philosophie gesehen. Besonders aber haben die massenhaften Vernichtungen und grauenhaften Verbrechen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts viele Menschen an der Existenz Gottes zweifeln lassen. Der Glaube an einen gütigen und allmächtigen Gott war kaum noch vorstellbar, nachdem Millionen Menschen unsägliches Leid angetan worden war und niemand die Verantwortlichen daran hinderte. "Wo war Gott in Auschwitz?" Sicher verbietet sich auf diese Frage jeder leichtfertige und wohlfeile Erklärungsversuch. Gesagt werden könnte lediglich, dass Gott, auch wenn er sich – wie wir glauben – im Laufe der Zeit auf vielfältige Weise und besonders in Jesus Christus geoffenbart hat, letztlich ein Geheimnis ist und bleibt, kein totalitärer Machthaber, der ständig und unmittelbar das Schicksal jedes einzelnen Menschen bestimmt, keine himmlische Überwachungsinstanz, aber auch kein Handlanger irgendwelcher Eigeninteressen oder nur dazu da, um unsere Wünsche zu erfüllen. Selbstherrlich zu behaupten "Gott ist mit uns", zeugt darum von ungeheuerlicher Anmaßung. Zugleich lässt sich sagen, dass er uns Menschen nicht als Marionetten geschaffen hat und willkürlich sein Spiel mit uns treibt. Selbst wenn wir uns

in vielem durch Erbanlagen und äußere Bedingungen als ziemlich festgelegt empfinden, sind wir doch freiheitliche Wesen mit einem eigenen Willen und dafür verantwortlich, unser Leben und die zwischenmenschlichen Verhältnisse mitzugestalten.

Darum ist mit dem Holocaust nicht nur der Glaube an und das Vertrauen auf die Existenz Gottes ins Wanken geraten, hat auch die Vorstellung vom Menschen als "die Krone der Schöpfung", ausgestattet mit Würde und geschaffen als Gottes Ebenbild, tiefe Risse bekommen, könnte man – wie Johann Baptist Metz – auch fragen: "Wo war der Mensch in Auschwitz?" Waren das noch Menschen, die in ihren Gegenübern keine Menschen mehr gesehen haben und sie deshalb auch menschenunwürdig behandelten? Bleiben wir nicht hinter unserem Menschsein zurück, wenn wir andere zu namen- und gesichtslosen "Dingen" degradieren, um sie dann auch als solche zu behandeln? Bleiben wir nicht ebenso hinter unserem Menschsein zurück, wenn wir gedankenlos Befehle ausführen oder einem hysterischen Mob folgen, ohne von unserer Freiheit Gebrauch zu machen, möglichst vernünftig und angemessen, einfühlsam und wohlwollend zu reagieren? Hätte den alten Philosophen Immanuel Kant und Georg Wilhelm Friedrich Hegel zufolge die voranschreitende Aufklärung den Menschen nicht immer freier, immer vernünftiger, immer gerechter machen sollen? Stattdessen können auch heute noch Menschen eiskalt, brutal und grausam sein, müssen wir wohl nach wie vor Angst vor unserer eigenen Macht und Ohnmacht empfinden: vor der Macht zu zerstören und vor der Ohnmacht, sich selbst zu begreifen und der eigenen Unmenschlichkeit Herr zu werden? Offensichtlich steckt die unberechenbare und unheimliche Macht des Bösen in vielen Menschen. Diesen Eindruck vermittelt jedenfalls auch Alexander Solschenizyn mit seiner Aussage: "Allmählich wurde mir offenbar, dass die Linie, die Gut und Böse trennt, nicht zwischen Staaten, nicht zwischen Klassen und nicht zwischen Parteien verläuft, sondern quer durch jedes Menschenherz. Diese Linie ist beweglich, sie schwankt im Laufe der Jahre. Selbst in einem vom Bösen besetzten Herzen hält sich ein Brückenkopf des Guten, selbst im gütigsten Herzen – ein uneinnehmbarer Schlupfwinkel des Bösen." Diese Wirklichkeit gilt es ernst zu nehmen.

Mahnung und Auftrag

Darum ist die Erinnerung am Volkstrauertag kein Selbstzweck, sondern Mahnung und Auftrag, nach wie vor wachsam zu sein. Unsere Welt ist nicht frei von Spannungen und Konflikten. Überall beobachten wir auch heute mit Sorge, dass Ängste geschürt und Sündenböcke gesucht werden, Vorurteile und Abgrenzungen zunehmen, Eigeninteressen höher rangieren als der Sinn für Solidarität. Ideologien gewinnen wieder an Einfluss, die auf Selektion setzen, den Stärkeren verherrlichen und all diejenigen abwerten, die "anders" oder scheinbar "nutzlos" sind. Feindbilder und Verschwörungsmythen gehören dazu, Empörungswellen und Hasslawinen. Nächstenliebe wird zum Unwort, und Fremdenfeindlichkeit gesellschaftsfähig. Die Herausforderungen sind enorm; Gerechtigkeit und Frieden zu schaffen, erscheint fast unmöglich. Mehr denn je brauchen wir da noch konsequentere politische Bemühungen und eine mutige Zivilgesellschaft, sollten alle Menschen guten Willens noch entschlossener für die Würde eines jeden Menschen eintreten, für Freiheit und Demokratie, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Frieden und Toleranz.

Ein alter Rabbi fragte einst seine Schüler, wie man die Stunde bestimmt, in der die Nacht endet und der Tag beginnt. "Ist es, wenn man von weitem einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann?", fragte einer seiner Schüler. "Nein", sagte der Rabbi. "Ist es, wenn man einen

Apfelbaum von einer Birke unterscheiden kann?", fragte ein anderer. "Nein", sagte der Rabbi. "Aber wann ist es dann?", fragten die Schüler. "Es ist dann, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blicken kannst und darin deine Schwester oder deinen Bruder siehst. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns." "Im Gesicht irgendeines Menschen die Schwester oder den Bruder sehen": das ist in der Tat gewissermaßen die Grundlage für ein friedliches Zusammenleben der Menschen und der Völker. Sich dafür mit Fantasie und Tatkraft zu mühen und darin nicht nachzulassen, sollte uns allen ein Herzensanliegen sein.



Bischof Feige bei seiner Rede im Landtag 2025; Bildrechte: Landtag von Sachsen-Anhalt

„Dann ist es mit der Freiheit vorbei“

Seit über 20 Jahren ist Gerhard Feige Bischof von Magdeburg. Die Christen im Osten empfindet er als schöpferische Minderheit. Im Interview spricht er über die Herausforderung der Diaspora und den Mehrwert von christlichen Einrichtungen – und er warnt vor einem Wahlsieg der AfD.

Im Interview mit Ulrich Waschki für *Tag des Herrn*, vom 4. Januar 2026

Herr Bischof, Sie scheiden wahrscheinlich Ende 2026 aus dem Amt aus. Die Lage der Kirche ist nicht rosig. Bei den kommenden Landtagswahlen in Ihrem Bundesland Sachsen-Anhalt könnte die AfD stärkste Kraft werden. Sind Sie froh, dass Sie in so schweren Zeiten die Verantwortung abgeben können?

Unabhängig von den Herausforderungen erreiche ich ein Alter, in dem es üblich ist, um Entpflichtung zu bitten. Ich bin seit 1999 in Magdeburg, fünf Jahre als Weihbischof, ein Jahr als Diözesanadministrator und 21 Jahre als Bischof. Ich habe in dieser Zeit Höhen und Tiefen erlebt. Irgendwann sollte man sich auch zurücknehmen können.

Nach der Wende haben viele Menschen erwartet, dass in der neuen Freiheit auch im kirchlichen Leben blühende Landschaften entstehen. Das ist nicht eingetreten. Warum?

Ich habe schon 1989 gesagt, dass ich nicht daran glaube, dass das Christentum hier jetzt eine neue Blüte erfahren wird. Es gehört für uns als katholische Kirche in dieser Region seit der Reformation dazu, eine Minderheit zu sein. Aber natürlich haben sich die Verhältnisse verändert. In einer Demokratie Christ zu sein, ist anders als in einer Diktatur wie der DDR. Heute würde man sagen, wir haben wie in Parallelgesellschaften gelebt. Es war sehr familiär, wir kannten uns gegenseitig. Viel passierte innerhalb der Gemeinden. Wir waren aber auch abgeschlossen und konnten nur wenig nach außen wirken.

Und was änderte sich dann?

In einer freiheitlich-pluralistischen Gesellschaft sind wir ganz anders gefordert. Mein Vorgänger Leo Nowak ist sofort auf diese neue Situation eingegangen. Nun gehörte es beispielsweise dazu, sich auch um die Seelsorge bei der Bundeswehr, der Polizei oder in Justizvollzugsanstalten zu kümmern. Religionsunterricht an Schulen einzuführen, war besonders mühsam. Außerdem gründete Bischof Nowak, noch bevor wir 1994 ein eigenes Bistum wurden, schon sieben eigene Schulen: drei Gymnasien und vier Grundschulen. Später kam noch eine Sekundarschule dazu.

Während die Christen sich vor der Wende vom Staat abgegrenzt hatten, gab es jetzt auf einmal Kooperation. Sich darauf einzustellen, war vermutlich nicht so einfach, oder?

Zu DDR-Zeiten hatten wir uns – nicht unbedingt freiwillig – in Nischen eingerichtet. Nunmehr aber gingen viele Christen – sogar überproportional – in die Politik. Wir hatten auf einmal auch – ungewöhnlich für diese Region – katholische Ministerpräsidenten. Und wir mussten lernen, wie Kirche und Staat bei aller Trennung gut zusammenarbeiten können.

Dennoch bleiben die Christen eine Minderheit. Ich meine, von Ihnen stammt die Äußerung, man müsse akzeptieren, dass manche Menschen schlicht kein Bedürfnis nach Erlösung haben.

Das stimmt. Über 85 Prozent der Bürgerinnen und Bürger Sachsen-Anhalts gehören keiner Kirche an und weitgehend auch keiner anderen Religion. Sind das Religionsresistente oder Suchende? Manche sagen, es gibt auch gottlos Glückliche darunter. Das ist ostdeutsche Normalität.

Aus Ihrem Büro schauen Sie auf den großen evangelischen Dom. Ihre Bischofskirche ist kleiner als manche Pfarrkirche in katholischen Regionen …

… aber wunderschön!

Sie leben in einer doppelten Diaspora: Sie sind als Christen eine Minderheit in der Gesellschaft und als Katholiken eine Minderheit unter den Christen. Ist das deprimierend?

Ich bin seit meiner Kindheit gewöhnt, in einer solchen Situation zu leben. Prägend für mich als Jugendlicher war der ökumenische Aufbruch, den das Zweite Vatikanische Konzil mit sich brachte. Darum gehört Ökumene seitdem selbstverständlich zu meinem Christsein dazu. Schon zu DDR-Zeiten sind wir zusammengerückt. In einer Schulklasse kam es nicht darauf an, ob jemand katholisch oder evangelisch, sondern ob er überhaupt gläubig war. Dieses Miteinander hat sich nach 1989 dann noch weiterentwickelt.

Immer mal wieder sprechen Sie, wenn es um die Katholiken von hier geht, von einer schöpferischen Minderheit. Was meinen Sie damit?

In Städten wie Halle und Magdeburg sind 7,5 Prozent der Einwohner evangelisch, nur 3,5 Prozent katholisch. Da könnten wir uns wie eine Sekte zurückziehen und vor der sonstigen Welt abschirmen. Das wäre eine Überlebensstrategie, ist aber nicht unser Auftrag. Wir wollen wie das Weizenkorn oder der Sauerteig eine schöpferische Minderheit sein, im ökumenischen Geist und in Kooperation mit anderen Partnern in der Gesellschaft, die ähnliche Werte teilen wie wir. Manchmal kommen die Initiativen auch von außerhalb unserer Kirche, zum Beispiel zur Gründung von Hospizvereinen, in denen Christen dann mitarbeiten.



Bischof Feige im Interview mit Ulrich Waschki; Bildrechte: Matthias Sasse

Wo können Christen als kleine Gruppe Impulse in dieser Gesellschaft setzen?

Das geschieht bei uns zum Beispiel durch die Caritas, unter deren Dach etwa 5000 Menschen mitarbeiten, oder durch unsere Kindertagesstätten und Schulen. Zu nennen wären außerdem die Katholische Erwachsenenbildung und unsere Akademie oder solche Initiativen wie "Netzwerk Leben", "Partnerschaftsaktion Ost" und "Flüchtlingshilfe Sachsen-Anhalt", in denen sich auch Nichtchristen engagieren, oder Aktionen für Toleranz und Menschenfreundlichkeit. Und auch vor Ort geschieht vieles. Das alles wirkt durchaus über unsere Kirchengrenzen hinaus.

So viele Gemeindemitglieder vor Ort gibt es aber nicht. Sie haben sicher weiße Flecken auf der Landkarte, wo die katholische Kirche nicht vertreten ist.

Wir sind dem Territorium nach das viertgrößte der 27 Bistümer, nach Hamburg, Hildesheim und Berlin. Wir erstrecken uns über fast ganz Sachsen-Anhalt und haben Anteile in Sachsen und Brandenburg. Auf diesem großen Gebiet leben aber nur etwa 70 000 Katholiken. Das ist eine enorme Herausforderung. Das Erzbistum Köln hat nur ein Drittel unseres Territoriums, aber 1,6 Millionen Katholiken. Da lässt sich Kirche ganz anders gestalten als bei uns. Aber wir leben!

Haben Sie genügend Menschen, um Ihre Aufgaben zu bewältigen, etwa für Schulen und Caritas?

Bis jetzt gelingt das. Dabei sind natürlich viele Mitarbeitende, die keiner Kirche angehören. Was die traditionelle Seelsorge angeht, machen wir uns aber große Sorgen. Wir haben schon um das Jahr 2010 Strukturreformen hinter uns gebracht und sind jetzt immerhin noch bei 43 Pfarreien. Als es personell knapper wurde, habe ich entschieden, nicht schon wieder Strukturveränderungen vorzunehmen, sondern andere Lösungen zu suchen. Und so werden 19 Pfarreien inzwischen von Leitungsteams geführt, das heißt Gruppen von Ehrenamtlichen, die gemeinsam mit einem Priester als geistlichem Moderator Verantwortung für die Seelsorge in der Pfarrei tragen. Damit sind wir auf dem Weg, eine noch stärker ehrenamtliche Kirche zu werden. Freilich gehört dazu, auch genügend Ehrenamtliche zu finden und diese nicht zu überfordern.

Zurück zur gesellschaftlichen Rolle: Schulen, Kitas und Sozialarbeit können auch andere Akteure anbieten. Was unterscheidet die kirchlichen Einrichtungen?

Wenn ich in unseren Schulen bin oder in anderen Einrichtungen, etwa in einem Kinder- oder Behindertenheim, auch in der offenen Jugendarbeit der Don-Bosco-Schwestern hier in Magdeburg, merke ich schon einen anderen Geist. Vor einigen Tagen sprach mich eine Frau an, die im katholischen Krankenhaus in Halle war und das mit anderen medizinischen Einrichtungen verglichen hat. Für sie sei es ein Unterschied wie Tag und Nacht gewesen, was sie dort an Zuwendung erlebt habe. Das ist der Mehrwert, den wir einbringen können: Menschlichkeit, Barmherzigkeit, Gütigkeit. Darum muss man sich aber auch immer wieder mühen.

Die kirchliche Entwicklung in den ostdeutschen Diözesen könnte eine Prognose sein für die Entwicklung im Rest des Landes. Was können die Regionen, in denen die Kirche im Moment noch stärker ist, von Ihnen lernen?

Lernen, das klingt immer so ein bisschen oberlehrerhaft. Ich wäre schon dankbar, wenn man uns besser verstehen würde. Das ist noch nicht immer der Fall. Manche begreifen nicht, was es bedeutet, in einer solchen Situation zu leben, auch was das für finanzielle Konsequenzen hat. Allein wären wir nur beschränkt lebensfähig. Bislang haben wir stark von der Solidarität unter den Bistümern profitiert und sind dankbar, den Strukturbeitrag Ost zumindest in abgespeckter Variante auch weiter zu bekommen.

Das ist ein Solidarbeitrag der deutschen Bistümer, der früher für alle Ost-Bistümer gezahlt wurde und heute nur noch für Magdeburg und Görlitz.

Genau. Aber zurück zu Ihrer Frage, was man von uns lernen könnte. Da würde ich sagen, ist es das, auch mit geringen personellen und materiellen Möglichkeiten lebendig Kirche zu sein.

Lassen Sie uns auf die Gesellschaft blicken. In diesem Jahr wird in Sachsen-Anhalt der Landtag gewählt. Viele blicken mit Sorge auf die AfD. Warum ist sie gerade im Osten so erfolgreich?

Die Gründe sind zum Teil irrational. Es gab neulich einen Sachsen-Anhalt-Monitor. Dabei wurde klar, dass viele sich hier wohlfühlen und es ihnen selbst ganz gut geht. Aber sie sind dennoch unzufrieden. Das hängt auch viel mit der Vergangenheit zusammen. In der DDR war das gesellschaftliche Leben weitgehend durch Partei und Staat geregelt, selbst private Bereiche. Und heute gibt es bei vielen immer noch die Erwartung, dass der Staat alles richten müsse. In einer freiheitlichen Demokratie sind aber alle gefragt, selbst mitzuwirken. Das ist durchaus anstrengend. Außerdem kommt die Entwicklung nach der Wende hinzu.

Was meinen Sie damit?

Die meisten Biografien sind völlig durcheinandergeraten. Neben Gewinnern gab es auch viele Verlierer, Leute, die keine Chance mehr hatten, weil sie in einem bestimmten Alter arbeitslos wurden und nicht mehr vermittelbar waren. Diese Erfahrungen sind nicht vergessen. In der letzten Zeit werden solche Ungerechtigkeiten, die bis heute andauern, von der Nachwendegeneration wieder besonders thematisiert.

Haben Sie ein Beispiel?

Nehmen Sie die Voraussetzung für Vermögen. Da haben wir im Osten von vornherein weniger Chancen. Was kann denn hier schon vererbt werden? In seinem Buch "Oststolz" beschreibt Alexander Prinz, was er in seinem Umfeld erlebt hat, wie sich Leute angesichts der dramatischen Entwurzelungen das Leben genommen haben oder in den Suff geraten sind. Sein Schluss ist aber: Dass viele solche Entwicklungen durchstanden haben und wieder Boden unter die Füße bekommen haben, sollte uns stolz machen. Solche biografischen Brüche werden vermutlich zu wenig gesehen.

Wird also zu wenig anerkannt, was die Menschen durch die Wende verloren haben?

Ja, und auch, wie wir in der DDR mit dem Leben zurechtgekommen sind. Wenn man ein gutes Umfeld hatte, ging es einem oftmals nicht schlecht. Dafür bin auch ich dankbar. Ich habe neulich mal Kinderfotos von mir gesehen. Ich strahle immer. Offenbar hatte ich trotz aller Beschränkungen eine glückliche Kindheit. Aber ich will nicht die DDR verklären. Sie war schlimm. Sie war wie ein Gefängnis. Wenn ich Szenen vom Mauerfall sehe, schnürt es mir immer noch die Kehle zusammen. Da laufen auch Tränen. Eingeschlossen gewesen zu sein, ist ein Trauma, das noch festsitzt. Das alles wird zu wenig wahrgenommen.

Vielleicht dauert es noch eine Generation, bis diese Erfahrungen rausgewachsen sind?

Da bin ich skeptisch. Ich habe auch gedacht, dass das mit den Letzten endet, die massive DDR-Erfahrungen gemacht haben. Aber dann kam die Generation, die nach 1989 geboren ist. Viele davon haben mitbekommen, wie es ihren Eltern nach der Wende ergangen ist. Und dann haben sie vielleicht noch in Bayern oder anderswo studiert und erlebt, wie man da über den Osten redet. Kein Wunder, wenn sich daraufhin auf einmal bei ihnen ein "Ostbewusstsein" entwickelt hat, das weiterwirkt.

Die AfD wirbt um die Stimmen der Christen. Wie sehen Sie dieses Werben und wie sehen Sie die Argumente, die die AfD bringt?

Bei uns ist die AfD absolut kirchenfeindlich. Einige Vertreter der AfD sprechen den Kirchen sogar das Christsein ab und stellen sich als die wahren Christen hin, obwohl das hier in dieser Region sehr sonderbar wirkt. Außerdem wird zum Kirchenaustritt aufgefordert. Auch Ulrich Siegmund, der AfD-Spitzenkandidat in Sachsen-Anhalt, ehemals katholisch, hat unsere Kirche 2017 verlassen. Dennoch versucht man, konservative Christen zu gewinnen. Davon gibt es bei uns jedoch nicht so viele, und meistens stammen sie nicht von hier, sondern sind aus dem Westen zugezogen.

Warum ist es ein falsches Etikett, wenn die AfD sich als besonders christlich darstellt?

Die nordostdeutschen Bischöfe haben das in ihrem Schreiben "Eintreten für die Demokratie" und die gesamte Deutsche Bischofskonferenz mit der Erklärung "Völkischer Nationalismus und Christentum sind unvereinbar" deutlich dargelegt. Die Programme, das Auftreten und die Agitation der AfD widersprechen unserer Überzeugung von der Würde eines jeden Menschen, von Freiheit und Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Nächstenliebe. Beim Thema Abtreibung wird uns Kirchen außerdem unterstellt, wir würden nicht genügend dagegen tun. Aber der AfD geht es bei diesem Thema hauptsächlich um die Regeneration des deutschen Volkes und nicht um die Gottesebenbildlichkeit eines jeden noch ungeborenen Menschen. Lieblingsthemen von ihr sind auch die Familienvorstellungen oder die Genderproblematik. Zudem beklagt sie kurioserweise einen Mangel an Freiheit in unserer Gesellschaft, begegnet jeder Kritik aber so massiv, dass man ahnt: Wenn diese Partei an die Macht kommt, ist es mit der Freiheit vorbei.



Bischof Feige in der Kathedrale St. Sebastian, Magdeburg;
Bildrechte: Bistum Magdeburg

Was für eine Gesellschaft bekommen wir, wenn die AfD Teil einer Regierung wird?

Das wage ich noch nicht zu denken. Ich befürchte, dass die Entwicklung in Sachsen-Anhalt dann sehr schwierig wird – für die Wirtschaft und das Gesundheitswesen, die Sozial- und Bildungseinrichtungen, für die Migranten und Bedürftigen, ja für alle Andersdenkenden. Wie viele ausländische Mitbürgerinnen und Mitbürger erhalten doch die unterschiedlichsten Bereiche mit am Leben! Der aktuelle Ministerpräsident Reiner Haseloff hat schon angedeutet, dass er im Falle eines AfD-Wahlsieges erwägt, das Land zu verlassen. Das höre ich gelegentlich auch von anderen.

Gehen Sie auch, wenn es einen AfD-Ministerpräsidenten gibt?

Darüber habe ich noch nicht nachgedacht, hoffe aber, dass dieser Fall nicht eintritt.

Was glauben Sie, wie man die AfD wieder kleiner machen könnte?

Dazu wäre es wichtig, die Sorgen der Bevölkerung noch ernster zu nehmen, darüber ins Gespräch zu kommen und gemeinsam um Lösungen zu ringen. Gerade in unserer Region haben ja viele Menschen Angst, dass es wieder zu ähnlichen Verwerfungen und Verunsicherungen kommt wie nach 1989. Sie haben sich vielleicht inzwischen ins Leben zurückgekämpft und befürchten, dass alles wieder infrage gestellt werden könnte.

Muss die Politik ehrlicher sein?

Ja! Es muss auch klar gesagt werden, dass niemand ein Paradies hervorzaubern kann. Aber ich sehe natürlich auch, dass die Politiker vor schier unlösbaren Problemen stehen, denken wir nur an die politische Großwetterlage mit Donald Trump oder den Krieg in der Ukraine. Dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf.

Was gibt Ihnen Hoffnung in all diesen Krisen?

Meine Hoffnung nährt sich einmal aus der Erkenntnis, dass Geschichte immer noch anders kommen kann als gedacht, geplant oder befürchtet. Zudem bestärkt mich die Erinnerung, wie man Probleme bewältigt hat und aus Krisen herausgekommen ist, besonders wenn ich an die Generation meiner Eltern denke, die im Krieg und danach trotz allem sich nicht aufgegeben hat. Schließlich sind es die vielen biblischen Hoffnungsgeschichten, vor allem die von der Auferstehung Jesu Christi, die mir Mut machen und mich vertrauen lassen, dass die Zukunft offen ist – im positiven Sinn.

Sendung und Beauftragung

Übertragung der missio canonica und Beauftragung der Schulseelsorge am 20. Februar 2026

(1 Kor 12,1-11 / Lk 9,1-6)

Liebe Religionslehrerinnen und Religionslehrer,
liebe Schulseelsorgerinnen und Schulseelsorger,
liebe Schwestern und Brüder,

Sendung und Beauftragung – davon erzählen die Lesungstexte. Jesus sendet Menschen aus und beauftragt Sie, das Evangelium zu verkünden. Für ihren Dienst stattet er seine Jünger mit Zutrauen aus und gibt ihnen Vollmacht, zu wirken, aber wenig Sicherheiten: Keine Vorräte, keine Rückversicherung, keine Machtmittel. Er schickt sie hinaus – verwundbar und angewiesen auf Gastfreundschaft anderer. Die Sendung Jesu ist keine Machtdemonstration, sie ist eine Bewegung der Beziehung. Wer so gesandt wird, kann nicht herrschen, der kann seinen Auftrag nur als Dienst erfahren. Wer so gesandt ist, muss Vertrauen lernen – in Gott, in die Menschen, in die Botschaft, die er verkündet, und in die eigenen Gaben und Begabungen. Der Apostel Paulus schreibt es der Gemeinde in Korinth ins Herz: Jeder und jede von euch ist mit einer besonderen Gabe ausgestattet, jeder mit etwas beschenkt, was er und sie zum Dienst für die Menschen einsetzen kann und soll. Aber er fügt ergänzend hinzu: so unterschiedlich die Charismen auch sind, sie haben ihren Grund in dem einen Geist. Deshalb gehören Vielfalt und Gemeinschaft untrennbar zusammen. Davon leben auch Schule und Gesellschaft. Nicht von Gleichmacherei, nicht von der Illusion, alle müssen gleich denken, sondern von der Anerkennung, dass unterschiedliche Begabungen, Perspektiven und Überzeugungen ein Gemeinwesen reicher machen. Religion bringt in diese Vielfalt einen weiteren Aspekt ein: die Erinnerung daran, dass kein Mensch auf seine Funktion reduzierbar ist, dass Leistung nicht der letzte Maßstab ist, dass die Schwächeren nicht vergessen werden dürfen, dass die Hoffnung den Blick über die engen Grenzen hinaus weitet.

Sendung und Beauftragung – das ist es auch, was wir heute hier gemeinsam feiern. Die missio canonica, die Sie heute überreicht bekommen, ist kein bloßes Zertifikat, keine kirchliche Formalie. Sie ist Zuspruch und Zumutung: Zuspruch, weil Ihnen die Kirche zutraut, den Glauben verantwortlich, dialogfähig und glaubwürdig in die Schule zu tragen, zugleich aber auch Zumutung, weil sie Sie sichtbar macht in einem Raum, der umkämpft ist: der Raum der Bildung, der Weltanschauung, der Werte, der Demokratie. Das erleben wir gerade in besonderer Weise.

Ähnlich gilt es auch für die Beauftragung zur Schulseelsorge. Sie treten an als ansprechbar, als hörend, als begleitend in einem System, das oft unter dem Druck der Leistung steht und von Beschleunigung geprägt ist. Aber Schule ist eben nicht nur Lernort, sie ist auch Lebensraum. In diesem Lebensraum setzen Sie mit Ihrem Dienst wichtige Zeichen: für Würde, für Hoffnung, für Menschlichkeit.

Der aufmerksame Blick auf die Entwicklungen in unserer Gesellschaft macht Ihnen sicherlich selbst bewusst, dass Sie Ihren Dienst nicht in ruhigen Zeiten antreten. In diesem Wahljahr stehen Kirchen und Schulen unter Beschuss. Denn wer bildet, ermutigt zum Denken. Wer Menschen seelsorgerisch begleitet, stärkt das Gewissen. Wer Religion ernst nimmt, widerspricht der Versuchung, Menschen nach Nützlichkeit oder Herkunft zu sortieren. Sie treten Ihren Dienst in einer Zeit an, in der Positionierung gefragt ist. Als Religionslehrerinnen und Religionslehrer, als Schulseelsorgende sind Sie keine neutralen Funktionsträger. Sie stehen in einer Tradition, in einer Kirche, die für eine Haltung einsteht, die jeden Menschen annimmt als von Gott geschaffen und deshalb mit einer unveräußerlichen Würde ausgestattet. Ihr Dienst zeichnet sich durch Positionalität aus: Sie stellen sich in den Dienst der Kirche, aber missbrauchen den Dienst nicht, um andere zu überwältigen. Positionalität heißt: Ich bezeuge meinen Glauben, ohne zu indoktrinieren. Ich stehe für Werte ein, ohne andere zu beschämen. Ich widerspreche, wenn Menschenwürde verletzt wird, und ich höre zu, wenn Menschen ringen, zweifeln, suchen. Es ist deshalb auch nicht nötig, dass sie mit schon fertigen Antworten unterwegs sind. Wichtiger ist eine Bereitschaft, zuzuhören, zu deuten und zu teilen.

Was kann das für Sie als Religionslehrerinnen und Religionslehrer und als Seelsorgende bedeuten?

Seien Sie präsent: nicht als Randfigur, sondern als Teil des Kollegiums, als Stimme im schulischen Diskurs. Bringen Sie sich ein, wenn es um Schulentwicklung geht, um den Umgang mit Vielfalt, um Fragen der Gerechtigkeit.
Seien Sie dialogfähig: Sprechen Sie von dem, was Ihr Lebe trägt, und seien Sie dabei offen für die Lebensantworten der anderen. Scheuen Sie nicht die Auseinandersetzung mit Kritik an Kirche und Religion. Lassen Sie Zweifel zu – bei anderen und bei sich selbst. Denn unsere Zeit braucht Menschen, die Ambivalenzen aushalten können, ohne sie in zu kurz greifende schwarz/weiß – Antworten auflösen zu müssen.

Öffnen Sie Räume: Schule ist auch ein Ort der Verletzungen, der Ausgrenzung, des Leistungsdrucks. Machen Sie es sich immer wieder auch zur Aufgabe, Räume zu öffnen, in denen Menschen atmen können; in denen sie nicht bewertet, sondern gesehen werden.

Bewahren Sie sich die Hoffnung: Schule und Gesellschaft, unser ganzes Leben, unsere Demokratie leben von Hoffnung. Hoffnung ist keine naive Zuversicht, kein bloßer Optimismus. Es ist aber das Vertrauen darin, dass unser Leben und die Zukunft, in die wir blicken, getragen ist und wir darin Sinn finden können.

Liebe Beauftragte, mit der missio canonica und der Beauftragung zur Schulseelsorge werden Sie heute in einen Dienst gesandt, der zutiefst politisch ist, denn er betrifft das Zusammenleben von Menschen, weil er die Würde des und der Einzelnen schützt. Zugleich ist dieser Dienst zutiefst geistlich. Er lebt aus dem Vertrauen, dass Gott in den Brüchen unsrer Zeit wirkt, dass sein Geist auch da wirkt, wo wir ihn nicht vermuten; dass das Wenige, was wir einbringen, genügen kann, wenn wir es teilen.
Gehen Sie also Ihren Weg mit Mut, mit Klarheit, mit Demut und mit Hoffnung. Vor allem aber mit Freude an der Sache und an der Begegnung mit jungen Menschen, die Ihnen anvertraut sind. Dazu wünsche Ich Ihnen viel Kraft und Elan, Freude und Zuversicht – vor und in allem aber Gottes reichen Segen.

» Denn wer bildet, ermutigt zum Denken. Wer Menschen seelsorgerisch begleitet, stärkt das Gewissen. Wer Religion ernst nimmt, widerspricht der Versuchung, Menschen nach Nützlichkeit oder Herkunft zu sortieren.«

"Den Spuren Christi folgen"

Predigt zum Requiem für Bischof Dr. Joachim Wanke am 21. März 2026

(1 Petr 2,20b-25; Lk 24,13-35)

Liebe Schwestern und Brüder aus dem Bistum Erfurt und darüber hinaus, auch aus den anderen Kirchen und Religionsgemeinschaften, liebe Mitbrüder im geistlichen Dienst, verehrte Angehörige des Verstorbenen, sehr geehrte Damen und Herren aus Politik und Gesellschaft!

"Er" – so beurteilte schon 1960 jemand den damals 19jährigen Joachim Wanke – "ist über den Schnitt des Kurses begabt. Sein geistiges Interesse ist nach allen Seiten entwickelt. Er ist klug und gut. Nirgends habe ich einen Anflug von Stolz entdecken können. In seinem Urteil über Menschen und Welt ist er erstaunlich reif. Dabei besitzt er den Mut, auch unliebsame Dinge den Vorgesetzten zu sagen, die gesagt werden müssen. Das alles aber in einer Form, die er offensichtlich nicht erworben hat, – die ihm geschenkt ist." Ja, so war Joachim Wanke, und das haben Unzählige im Laufe seines Lebens an ihm kennen und schätzen gelernt. Jeder und jede von Ihnen oder euch wird eigene Erinnerungen mit ihm verbinden, manche sogar intensivere als ich sie habe. Mir aber wurde es zugedacht, ihn heute noch einmal zu würdigen und in seinem Sinne das Evangelium Jesu Christi "auf mittel- und gesamtdeutsch zu buchstabieren".

Ich selbst habe Joachim Wanke seit über 50 Jahren in verschiedenen Zusammenhängen erlebt: zunächst während meines Theologiestudiums, als er Präfekt im Priesterseminar war, dann während meiner Promotionsphase und Lehrtätigkeit in Erfurt als Bischof dieses Bistums und Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland und nach 1999 schließlich als bischöflichen Mitbruder im Rahmen der Deutschen Bischofskonferenz, besonders als Vorsitzenden der Pastoralkommission und im gemeinsamen Einsatz für unsere Kirche in den sogenannten neuen Bundesländern. Dass sein Herz ökumenisch schlug und sich unsere Gespräche auf gemeinsamen Fahrten zu Tagungen meistens um zwischenkirchliche Themen drehten, hat mich auch dazu bewogen, ihn zusammen mit dem Würzburger Bischof Paul-Werner Scheele, der damals Vorsitzender der Ökumenekommission war, zu bitten, Mitkonsekrator bei meiner Bischofsweihe zu sein. Zuletzt konnte ich mich im Dezember fast eine Stunde lang noch mit ihm angeregt und überaus herzlich über Gott und die Welt austauschen.

"Den Spuren Christi folgen", das war wohl nicht nur sein bischöflicher Wahlspruch, sondern programmatisch für sein ganzes Leben. Dabei trotz widerständigen und leid-



Bischof Gerhard Feige predigt im Requiem für Bischof Dr. Joachim Wanke; Bildrechte: Henry Sowinski

vollen Erfahrungen konsequent zu handeln, dazu fühlte er sich berufen und von Gott begnadet, "denn" – wie es im 1. Petrusbrief heißt (2,20b-21) – "auch Christus hat für euch gelitten und euch ein Beispiel gegeben". Von Jugend an durch die marxistische Religionskritik begleitet und sich auch den Herausforderungen einer "offenen" Gesellschaft stellend bekannte er sich leidenschaftlich zum Ursprung und zur bleibenden Mitte allen christlichen Glaubens, der Offenbarung Gottes in der konkreten Person Jesus Christus, seiner Botschaft in Wort und Tat, besonders aber auch seinem Tod und seiner Auferstehung. Das aber bedeutete für ihn zugleich, wie er es einmal schrieb: "Kirche … darf nicht Interessenverein der religiös Veranlagten werden, nicht Verein für ‚denkmalgeschützte Bräuche und Riten' … Kirche muss als Kirche erkennbar bleiben, am Evangelium Jesu Christi orientiert, ihrer Tradition verpflichtet, … also ggf. auch einmal "sperrig" Zeittrends und gesellschaftlichen Erwartungen gegenüber. Und wir dürfen unserem Auftrag nicht untreu werden, Kirche hier für die Menschen in diesem Land zu sein." Das aber hinderte ihn nicht, bis zuletzt – offensichtlich von seiner Mutter so verinnerlicht – in kindlicher Weise vom "lieben Gott" zu sprechen.

Zugewandt und liebenswürdig

"Von Geburt" – so beschrieb er es – "bin ich Schlesier, aber dem Gefühl und der konkreten Erfahrung nach Thüringer." In dieser Haltung war er nicht provinzialistisch, aber geerdet, auch nicht rückwärtsgewandt, sondern zukunftsorientiert, zudem als neutestamentlicher Wissenschaftler zwar sorgfältig und genau, aber kein kleinlicher Silbenzähler, sondern einfallsreich und in einem weiten Horizont denkend, als Seelsorger und Bischof heimatverbunden und weltoffen, praxisorientiert und ausdrucksstark, zugewandt und liebenswürdig. Er konnte auch schelmisch sein und herzhaft lachen. Und er hatte Humor. Wenn jemand ihn mit "Exzellenz" anredete, hat er immer zur Buße ein "Vater unser" aufgegeben. Selbst ernsthafte Befürchtungen formulierte er ansprechend, wie etwa: "Auch wenn das Bratwurstrost ein pastorales Hilfsmittel sein kann, so habe ich manchmal Angst, dass auf den Rosten mehr Rauch aufsteigt, als Weihrauch in den Kirchen". Und eigene Predigten hören oder lesen zu müssen, empfand er als Fegefeuer.

Wie viele hat er aber durch seine Predigten auf den unzähligen Wallfahrten und auch sonst durch seine mutigen Stellungnahmen, klugen Vorträge und alltagstauglichen Schriften zu DDR-Zeiten und auch im vereinten Deutschland aufgerüttelt, zum Nachdenken gebracht und gestärkt. Immer noch sind uns seine markanten Worte im Ohr: "Lasst uns das Licht auf den Leuchter stellen", oder: "Wir müssen das Kleid (der Kirche), das uns inzwischen zu groß geworden ist, anpassen" und "mutig und mit Vertrauen ‚die Segel neu setzen'". Dabei war er aber auch realistisch genug, um von der Kirche nicht nur als Leib Christi zu reden, sondern auch das Skelett – und damit meinte er die Verwaltung – als notwendig anzusehen. Nicht ganz so große Begeisterung löste – vor allem im Eichsfeld – sein Hinweis darauf aus, dass das frühe Christentum eine Stadtreligion gewesen sei und es heute für Christen vielleicht wohl auch sinnvoll wäre, sich wieder auf die Städte zu konzentrieren. Wie existentiell er seine Berufung und Sendung ansah, verdeutlicht auch seine Aussage: "Was mich als Bischof bedrängt, ist die Vorstellung: Ein Thüringer würde nach seinem Tode vor Gott stehen und erstaunt zu ihm sagen: ‚Ich habe noch nie etwas von dir gehört!' Dann hätten wir als Kirche versagt." Und so hat er sich mit all seinen Kräften bemüht, das Anliegen der Evangelisierung wachzuhalten und konkrete Anregungen dazu zu geben, schon zu DDR-Zeiten, dann aber auch im gesamtdeutschen Kontext. Oftmals sprach er dabei vom "Hebammendienst", den wir als Christen zu leisten hätten. Einen besonderen Ausdruck fand sein Einsatz dafür in dem Hirtenschreiben der deutschen Bischöfe "Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein" aus dem Jahre 2000, das deutlich seine Handschrift trägt. Darüber hinaus hat er sich aber auch große Verdienste als Leiter der Kommission zur Revision der Einheitsübersetzung der Bibel im deutschen Sprachraum erworben.

Zweifellos war Bischof Joachim Wanke in den 32 Jahren seiner Amtszeit eine der prägendsten Gestalten der katholischen Kirche in Ostdeutschland. Als 1989 die Mauer fiel, empfand er die daraus resultierende Freiheit als ein "großes Geschenk", aber auch als eine gewaltige Herausforderung, sich als katholische Minderheit in einer pluralistischen Gesellschaft neu zu orientieren. Dabei hat er sich mutig und kreativ an den kirchlichen und gesellschaftlichen Wandlungsprozessen beteiligt. Besondere Höhepunkte in dieser Zeit waren für ihn sicherlich die Bistumsgründung 1994, die Errichtung der Katholisch-Theologischen Fakultät 2003, das Elisabethjubiläum 2007 und der Papstbesuch 2011, wohl aber auch die erneute Rettung der weltberühmten "Gloriosa" des Erfurter Doms 2004, die auch heute noch läuten wird. Dabei soll – wie mir erzählt wurde – das Schönste am Papstbesuch für ihn

der Hubschrauberflug von Etzelsbach nach Erfurt gewesen sein, bei dem er dem Papst von oben sein Bistum erklären konnte. Zudem ist überliefert, dass er Papst Benedikt, als sie beide im Priesterseminar bei einer Gelegenheit kurzzeitig anstehen mussten, sogar einmal zu einem leichten Lächeln gebracht hat. Auslöser dafür war die Bemerkung: "Es gibt eben auch kein Paradies ohne Schlange".

Und was ist nun sein Vermächtnis an uns? Mit seinen Worten: "Damals wie heute kann und will das Evangelium Orientierung und Halt geben." Das trifft auch – und vielleicht sogar in besonderer Weise – auf die Erzählung des Lukas von den Emmausjüngern zu, die wir vorhin gehört haben und mit der sich Joachim Wanke im Rahmen seiner Dissertation intensiv beschäftigt hat. Modellhaft wird darin aufgezeigt, wie auch heute jemand zum Glauben an den auferstandenen Jesus Christus kommen kann. Zugleich klingen dabei Erfahrungen an, die nicht nur gläubige Menschen machen, sondern auch aus einer "enttäuschten" nachchristlichen Welt stammen können.

Vom Sinn des Scheiterns

"Wir aber hatten gehofft …" So hören wir die zwei Jünger auf dem Weg nach Emmaus klagen. Sie befinden sich in einer Umbruchsituation, wie sie dramatischer kaum sein kann. Der, auf den sie alle Hoffnung gesetzt hatten, ist tot; sein Werk scheint auf tragische Weise gescheitert zu sein. Das hat sie zutiefst erschüttert und ratlos gemacht. Wie oft erweisen sich auch unsere bisherigen Vorstellungen als brüchig, tragen langbewährte Lösungen nicht mehr weiter, ist unseren Wünschen die Erfüllung versagt, scheint einem der Boden unter den Füßen weggezogen zu sein. Vieles geht uns unter die Haut und ans Herz: in Politik und Gesellschaft wie auch in Kirche und eigenem Leben. In der Klage darüber sollte man aber nicht "vor Anker gehen".

Und so – erzählt die Geschichte weiter – lädt Jesus die beiden Jünger ein, über den eigenen Horizont hinauszublicken, und er ruft einiges in Erinnerung, was sie anscheinend vergessen hatten. War in der Heiligen Schrift mit ihren prophetischen Andeutungen und Hinweisen nicht auch vom "leidenden Gottesknecht" die Rede? Hatte Jesus nicht mehrfach angekündigt, dass er dieses Schicksal teilen müsse oder darauf verwiesen: "Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein, wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht"? So etwas für wahr zu halten, fällt normalerweise auch uns schwer. Wie oft verdrängen wir doch allesamt, auch schwach und sterblich zu sein. Und in Leid und Tod oder Verlust und Scheitern sogar noch einen Sinn zu erkennen, gelingt nur wenigen.

Aber, so erinnern sich die Jünger dann doch auf dem Rückweg: "Brannte nicht unser Herz in uns, als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn der Schriften eröffnete?" In der Emmaus-Geschichte geschehen alle Ereignisse innerhalb einer Gruppe: das Gespräch auf dem Weg, das gemeinsame Wandern, die Auslegung der Schrift, das Mahl. Und immer ist der Auferstandene unerkannt mit dabei. Der christliche Glaube – so könnte man sagen – ist nicht machbar, sondern ein gnadenhaftes Geschenk, hat jedoch auch einen sozialen Aspekt; er setzt einerseits gewachsene Kontakte voraus und schafft andererseits neue Verbindungen unter den Menschen. Nicht ohne Grund gehen den beiden Jüngern beim Mahl die Augen auf. Und so ist unsere Kirche seit eh und je auf lebendigen Austausch und echte Kommunikation aller Glaubenden angewiesen. Dabei ergeht es uns vermutlich manchmal so wie den Jüngern von Jerusalem nach Emmaus, sind wir niedergedrückt und wissen nicht so recht, wie es weitergehen kann, manchmal aber erfüllen uns genau wie sie auf dem Rückweg nach Jerusalem freudige Gewissheit, Tatkraft und Zuversicht.

Höhen und Tiefen, Skepsis und Vertrauen, Erfolge und Rückschläge, Freude und Leid gehören ganz selbstverständlich zu unserem Christsein, dazu auch die Erfahrung, mit anderen gemeinsam auf dem Weg zu sein und sich nicht allein den Herausforderungen stellen zu müssen. Letztendlich ist es aber das unbändige Vertrauen darauf, dass der Tod nur das vorletzte Wort hat und wir nicht im Nichts versinken. Daran hat Joachim Wanke zutiefst geglaubt, und das gibt er uns auch in dieser Stunde mit auf den Weg: die Botschaft des Lebens, das den Tod überwindet, allen Menschen kundzutun und ihnen zu helfen, "sich mit allen Glaubenden zusammen dem österlichen Licht auszusetzen und dadurch Orientierung und Hoffnung für das eigene Leben zu gewinnen". In diesem Sinne ist er uns voran- und vorausgegangen. Das sollte uns Mut machen, auch selbst auf je eigene Weise und in der Gemeinschaft der Kirche "den Spuren Christi zu folgen".



Beerdigung von Altbischof Wanke am Erfurter Dom mit dem Erfurter Bischof Ulrich Neymeyr; Bildrechte: Henry Sowinski

"Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt"

Predigt zum Dies pastoralis am 31. März 2026

(1 Petr 3,8-28 / Lk 8,22-25)

"Rede und Antwort stehen über die Hoffnung, die euch erfüllt": Ist das nicht eine ziemliche Herausforderung angesichts dessen, was wir gerade erleben? Viele Menschen – das zeigen Umfragen – sind noch recht hoffnungsvoll, was sie selbst angeht; auf das gegenwärtige Weltgeschehen und die gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen in unserem Land hingegen schaut ein Großteil doch eher skeptisch, wenn nicht gar hoffnungslos. Auch wir Christinnen und Christen sind in Sorge um die Zukunft unserer Erde und das Miteinander der Menschen. Dazu kommt auch die Frage, wie es mit der Kirche in unserem Bistum weitergehen wird, wenn in diesem Jahr möglicherweise politische Kräfte mitentscheiden oder sogar regieren werden, die den Kirchen konfrontativ feindlich gegenüberstehen. Es sind keine ruhigen Zeiten, in denen wir leben. Der Wind bläst uns ordentlich ins Gesicht, bringt alte Gewissheiten und Sicherheiten ins Wanken, lässt uns erahnen, wie es den Jüngern auf der stürmischen See ergangen sein muss. Und wir teilen mit ihnen auch das Gefühl, nicht auf einem robusten Dampfer unterwegs zu sein, der mühelos über das aufgewühlte Wasser fährt, sondern sehen uns eher in einer zerbrechlichen Nussschale auf hoher See. Von welcher Hoffnung sollen wir da anderen künden?

Als Christinnen und Christen in der Diaspora ist es uns vertraut, gewissermaßen – wie es schon der 1. Petrusbrief (1,1) formuliert – "als Fremde in der Zerstreuung zu leben" und dabei einigen Gefahren ausgesetzt zu sein. So herausgefordert bleibt es nicht aus, dass manche sich der Umgebung anpassen und ihre Identität aufgeben, resignieren oder gleichgültig werden. Nicht jeder und jede hat die Kraft und ist willens, lange gegen den Strom zu schwimmen. Andere fallen ins entgegengesetzte Extrem, verhärten in ihrer Position, ziehen sich wie in ein Ghetto zurück, gehen auf primitiven Konfrontationskurs und verweigern jeglichen Dialog. Eine solche Situation hat aber auch ihre Chancen. Da, wo der christliche Glaube nicht selbstverständlich ist, muss er sich bewähren; ja, er kann darin sogar innerlicher, reifer und verantwortungsbewusster werden. Erfreulicherweise gibt es unter uns eine ganze Zahl von Gläubigen, die in dieser Weise mutig und kreativ unterwegs sind, sich ihres Glaubens nicht schämen, sich zur Gemeinschaft der Kirche bekennen und sich haupt-

oder ehrenamtlich mühen, das Evangelium Jesu Christi in Wort und Tat möglichst vielen verständlich und authentisch nahezubringen. Dabei ist es ganz entscheidend, gemeinsam auf dem Weg zu bleiben, denn darin liegt der Ursprung als Christinnen und Christen, die in früher Zeit "Menschen des Weges" genannt wurden. Wer aber unterwegs ist, ist noch nicht am Ziel und nicht davor gefeit, Umwege zu gehen oder den eingeschlagenen Weg weiter ausbauen zu müssen. Dennoch lässt sich aus der Erfahrung dieses Unterwegsseins schöpfen, wenn die Aufforderung des ersten Petrusbriefes auch an uns ergeht: "Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt".

"Die Hoffnung" – so hat es Papst Leo formuliert – "erwächst aus dem Glauben, der sie nährt und trägt"[1]. Und so fragt Jesus die ängstlichen Jünger auf dem Wasser in der Situation der Bedrängnis auch nach ihrem Glauben. Hinter seiner Frage: "Wo ist euer Glaube?" (Lk 8, 26) steht zugleich die weitere Frage: Worauf gründet er? Oder noch persönlicher an jeden und jede von uns gefragt: Woraus lebst du? Was gibt dir Kraft? Worin besteht dein letzter Halt? Was lässt dich auch in aussichtslosen Situationen nicht verzweifeln? Kurioserweise sind wir deutschen Bischöfe vor einiger Zeit mit einer Umfrage konfrontiert worden, die ein Journalist offenbar im Auftrag einer katholischen Zeitung an uns gerichtet hat. Wir sollten darauf antworten, wie es um das Glaubenswissen der Gläubigen in unseren Bistümern bestellt sei und welche Programme und Methoden wir hätten, um es noch besser zu vermitteln. Damit wird der Eindruck erweckt, als ob der Glaube eine abfragbare Größe und ein festzustellendes Wissen sei, als glaubten nur die wirklich, die alle Artikel des Katechismus in und auswendig kennen oder alle theologischen Traktate studiert haben. Aber ein Glaube, der trägt, der den Stürmen der Zeit standhält und Zukunft eröffnet, ist nicht mit einem Koffer voller Lehrsätze und Moralvorschriften gleichzusetzen. Ein altes und einfaches Mütterchen – so hat es mein Dogmatik-Lehrer einmal auf den Nenner gebracht – kann einen tieferen und existentielleren Glauben haben als der klügste Theologie-Professor. Und in einem Bild ausgedrückt: Mit dem Glauben ist es oftmals wie mit einem Tischtuch; man zieht an einem Zipfel – hat gewissermaßen einen ganz persönlichen Ansatz – und alles andere kommt unbewusst oder bewusst hinterher. Schließlich mag dazu auch die Rede von der "Hierarchie der Wahrheiten" hilfreich sein, die besagt: Nicht alle Glaubenswahrheiten haben denselben Stellenwert. Es gibt ganz zentrale und andere, die weniger bedeutsam sind. Auf jeden Fall ist Jesus Christus mit seinem Leben, seinem Sterben und seiner Auferstehung die Mitte allen christlichen Glaubens. In ihm liegt der Grund unserer Hoffnung. Aus dem Vertrauen in seine Anwesenheit auch in Zeiten, in denen uns das Wasser bis zum Hals steht, und aus der persönlichen Erfahrung seines Handelns und seines Wirkens in unserem Leben erwächst eine Hoffnung, die kein naiver Optimismus ist, sondern eine Gewissheit, dass die Welt und wir in ihr von einer Liebe getragen sind, die selbst den Tod zu überwinden vermag. Gefragt ist also unsere ganz persönliche Hoffnung. Und die kann unterschiedlich akzentuiert sein. Warum bin ich Christ oder Christin: nur, weil mir das anerzogen wurde und ich aus diesem Korsett nicht mehr ausbrechen kann oder weil mein Innerstes davon berührt ist? Mag unsere Antwort manchmal vielleicht auch nur stammelnd ausfallen, wenn sie aus dem Herzen kommt, wird sie nicht wirkungslos verhallen.

Was aber, wenn uns keiner nach unserer Hoffnung fragt, weder neugierig noch feindselig noch wohlwollend? Dies scheint heute in unserer Region jedenfalls verbreiteter zu sein als das Bedürfnis, mehr über den christlichen Glauben zu erfahren. Hier könnte vielleicht ein Ratschlag wei-

1 Papst Leo XIV., Botschaft des Heiligen Vaters zum 9. Welttag der Armen.

terhelfen, der lautet: "Rede nicht über deinen Glauben, wenn du nicht gefragt wirst, aber lebe so, dass du gefragt wirst." Wenn ich diesem Satz auch nicht gänzlich zustimme – ich meine schon, dass wir uns zu entscheidenden Fragen des Lebens auch ungefragt öffentlich äußern sollen – halte ich dessen zweite Hälfte doch für äußerst bedenkenswert. Letztendlich hört man tatsächlich weniger auf unsere Worte, als dass man darauf achtet, wie wir leben. Der Verfasser des ersten Petrusbriefes hat dazu recht konkrete Gedanken: "Seid alle eines Sinnes, voll Mitgefühl und Liebe zueinander, seid barmherzig und demütig!" schreibt er an jene Christinnen und Christen, die auch ihr Christsein in einer Welt unterschiedlicher Weltanschauungen und Lebensentwürfe gestalten mussten. Heute leben wir in einer hoch pluralistischen und individualisierten Gesellschaft. Das zwischenmenschliche Miteinander ist rauer geworden, die Gewaltbereitschaft nimmt zu, die Kommunikation ist erbarmungslos. Zu allen Zeiten haben Christinnen und Christen mit ihrer barmherzigen Hinwendung zu den Menschen – gerade zu denen, die geringeschätzt wurden, einen anderen Akzent gesetzt und die Logik des Unrechts unterbrochen. Sollte es nicht auch uns gelingen, als je einzelne und in der Gemeinschaft der Kirche sprachfähig zu werden und unsere eigene Hoffnung hör- und sichtbar zu machen?

Und ein Zweites legt der Petrusbrief nahe: "Segnet, denn dazu seid ihr berufen worden". Das können alle Christen- und Christinnen auf je eigene Weise, egal ob geweiht oder beauftragt, haupt- oder ehrenamtlich, alt oder jung. Unsere Berufung und Sendung ist es, sich den Menschen in vielfältiger Weise zuzuwenden, sie in freudigen und traurigen Situationen zu begleiten, sie zu trösten und zu ermutigen. Die Öle, die wir heute weihen und die Sie in die Pfarreien und an die Orte Ihres Wirkens tragen, sind dabei besondere Zeichen dieses segensvollen Wirkens. Sie bringen denen, die zu bestimmten Anlässen und in entscheidenden Situationen damit gesalbt werden, zum Ausdruck: Gott steht zu deinem Leben und lässt dich teilhaben an der Fülle des Lebens.

Liebe Schwestern und Brüder, für wen Jesus Christus tatsächlich die Mitte seines Glaubens ist, der wird auch Ausdrucksformen finden, über die Hoffnung, die ihn erfüllt, Rede und Antwort zu stehen und anderen das Evangelium nahezubringen. Mögen viele von uns dazu den Mut und die Fantasie haben und – wie der verstorbene Erfurter Bischof Joachim Wanke oftmals betont hat – mit dazu beitragen, auch in unserer Zeit "das Licht auf den Leuchter zu stellen".



Ölkrüge in der Ölweihmesse; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Wider die Hoffnungslosigkeit

Predigt am Ostersonntag 2026
(Apg 10,34a.37-43 / Kol 3,1-4 / Joh 20,1-18)

Liebe Schwestern und Brüder, es ist ein alter Mechanismus unseres Gehirns, schlechte Informationen schneller zu verarbeiten und länger zu speichern als gute. Evolutionär verschaffte diese Eigenschaft dem Menschen einen großen Vorteil: Wer so gewarnt war, konnte sich besser vor Gefahren schützen – ein Überlebensmechanismus also, der auch heute noch funktioniert. Die Schattenseite davon ist freilich, dass es uns gleichzeitig schwerfällt, sich solcher negativen Beeinflussung zu entziehen. Stattdessen neigt unser Gehirn dazu, dem endlos nachzugehen. Doomscrolling nennt man dieses Phänomen: das zwanghafte Weiterlesen von einer Schreckensmeldung zur anderen. Was aber früher auf die nächste Umgebung reduziert und damit für das eigene Leben und Überleben unmittelbar relevant war, hat heute andere Dimensionen. Inzwischen ermöglichen uns die sozialen Medien einen Zugang zu Nachrichten aus jedem noch so entferntesten Winkel der Erde – und das fast in Echtzeit. Dieser Fülle ist man nahezu filterlos ausgesetzt. Viele sind davon überfordert. Dazu gesellt sich im Journalismus noch das sogenannte "Mann-beißt-Hund"-Prinzip. Gemeint ist damit, dass äußerst ungewöhnlichen Vorgängen mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird als dem alltäglichen Leben. Wer also an erster Stelle in Zeitungen oder Sendungen erscheinen und eine große Reichweite erzielen will, braucht spektakuläre Ereignisse, Negativmeldungen, erregende Skandale und reißerische Schlagzeilen. Das verkauft sich nun mal besser; damit bleibt man im Gespräch und im Gedächtnis. Auch Populisten und Demagogen setzen darauf, schwarzzumalen und Ängste zu schüren.

Was macht das aber mit uns? Bei vielen kommen Gefühle der Hoffnungslosigkeit auf, die Bereitschaft, an der Gestaltung von Gegenwart und Zukunft mitzuwirken, kann erlahmen und auch der Blick für ein differenziertes Bild von der Welt sich trüben. Denn bei all dem, was an Bedrohlichem und Besorgniserregendem gerade passiert, wird hierbei nicht das Ganze der Wirklichkeit abgebildet. Zu ihr gehört aber eben auch, dass zum Beispiel die Lebenserwartung der Menschen weltweit gestiegen ist; die globale Gesundheitslage hat sich massiv verbessert, medizinische Forschung bringt Fortschritte in der Bekämpfung schwerer Krankheiten, die Kindersterblichkeit ist deutlich zurückgegangen, und immer mehr Menschen haben Zugang zu Bildung – vor allem Mädchen –, zu Elektrizität und sauberem Wasser. Und dann gibt es ja auch noch viel Gutes im Kleinen, in unserem persönlichen Umfeld, in den Städten und Orten, an denen wir leben, oder im Rahmen unserer

Kirchen. Menschen engagieren sich für- und miteinander und bewegen gemeinsam etwas zum Wohle vieler. Indem wir aber unerfreuliche Nachrichten stärker beachten als erfreuliche, fällt es uns schwer, darauf zu vertrauen, dass sich die Welt und unser Leben auch wohltuend verändern kann.

Daher ist es nicht verwunderlich, dass auch die frohe Botschaft von Ostern erst allmählich ihre Wirkmacht entfaltet und nur langsam in ihrer ganzen Tragweite verstanden wird. Jedenfalls geht es – wie wir gerade im Evangelium gehört haben – den Jüngerinnen und Jüngern so. Sie kommen an das leere Grab, die Fakten sprechen für sich, aber sie können sie nicht einordnen und begreifen. "Denn sie hatten noch nicht" – wie es heißt (Joh 20,9) – "die Schrift verstanden, dass er von den Toten auferstehen müsse." So wie es über Maria von Magdala erzählt wird, begegnet auch ihnen der Auferstandene mehrere Male persönlich. Dennoch fällt es ihnen nicht leicht, zu verstehen, was da geschehen ist und welche Bedeutung das für ihr Leben und das Schicksal der Welt haben wird. Fast sämtliche Osterevangelien zeugen von solchen Reaktionen. Deshalb können sie – so meine ich – uns auch heute dabei eine Hilfe sein, mit der eigenen Zerrissenheit umzugehen. "Weil sie" – wie ein Theologe unserer Tage (Thomas Söding) sagt – "die Ängste nicht verdrängen, machen [sie] Mut. Weil sie die Zweifel nicht verschweigen, stärken sie den Glauben. Sie machen dort Hoffnung, wo alles dafürspricht, sie fahren zu lassen. Sie verkünden den Sieg über den Tod dann, wenn er definitiv der Sieger geworden zu sein scheint." Das aber bedeutet: Wir dürfen der Kraft des Lebens trauen und mit Christus auf die Auferstehung hoffen. Damit wird die Welt jedoch nicht plötzlich völlig anders; Ungerechtigkeit, Kriege, Gewalt und Zerstörung verschwinden nicht einfach. Ohne das Negative auszublenden, wird uns aber eine neue Perspektive geschenkt. "Strebt" – so schreibt es der Apostel Paulus an die Gemeinde in Kolossä (3,1f) – "nach dem, was oben ist" […] Richtet euern Sinn auf das, was oben ist, nicht auf das Irdische!" Der Horizont weitet sich und bietet uns einen anderen Blick auf die Ereignisse in unserer Welt und in unserem eigenen Leben.

Das annehmen zu können, ist gar nicht so leicht. Schließlich können wir nach Überzeugung von Neurowissenschaftlerinnen und Neurowissenschaftlern den Mechanismus unseres Gehirns, negative Nachrichten schneller zu verarbeiten und länger zu speichern, auch nicht einfach ablegen. Aber wir können Gewohnheiten ändern, Routinen durchbrechen, bewusst Auszeiten gestalten und den Fokus verschieben. Aus der nachösterlichen Perspektive erzählen die Evangelien ja auch immer wieder von kleinen Ostererzählungen: Ein Blindgeborener kann wieder sehen, Lahme gehen, Taube hören, Menschen wird die Schuld vergeben und neue Teilhabe am Leben der Gemeinschaft eröffnet. Denken wir darum auch an die kleinen Osterereignisse in unserer Welt – dort, wo es erfrischende und ermutigende Lebenszeichen gibt, und seien sie noch so leise: die Herztöne eines ungeborenen Kindes im Mutterleib; das Frühlingserwachen nach einem langen Winter – wie gut können wir es gerade in diesem Jahr spüren; das Geschenk der Versöhnung, wo lange Streit herrschte; die Erfahrung helfender Hände, wo wir es alleine nicht schaffen; die rührende Sorge um Einsame und Kranke oder der selbstlose Einsatz für andere Menschen in schweren Notlagen.

Dabei bedeutet Ostern nicht, alles schönzureden, rosarot zu malen oder zu verkitschen; das Fest der Auferstehung lädt uns aber dazu ein, aufmerksamer die Momente wahrzunehmen, die unseren Blick auf die positiven Seiten des Lebens wenden – in diesen Tagen und darüber hinaus. Dazu gehört selbstverständlich auch die unbändige Hoffnung auf die Erlösung und Vollendung eines jeden Men-



MDR-Interview mit Bischof Gerhard Feige am Ostersonntag 2026; Bildrechte: Bistum Magdeburg

schen in Gottes Herrlichkeit. Sie verleiht uns die Kraft, sich – selbst wenn alles fehlschlägt und das Ziel abhandengekommen zu sein scheint – nicht fallen zu lassen, sondern durchzuhalten und sich weiterhin für eine bessere Welt einzusetzen. Anders ausgedrückt könnte man auch sagen: Wer ein wohin und wozu hat, verkraftet auch fast jedes wie. Eine solche tiefgründige Zuversicht strahlt auch der Eintrag in einem Kondolenzbuch anlässlich der Ermordung von sieben Trappistenmönchen in Algerien aus, in dem zu lesen war: "Man kann sieben Blumen zertreten, aber man kann den Frühling nicht hindern, wieder aufzublühen." Und der Kabarettist Hanns Dieter Hüsch (1925-2005) hat seinen Osterglauben sogar auf diese Weise zum Ausdruck gebracht: "Ich bin vergnügt, erlöst, befreit. Gott nahm in seine Hände meine Zeit, mein Fühlen, Denken, Hören, Sagen, mein Triumphieren und Verzagen, das Elend und die Zärtlichkeit. Was macht, dass ich so furchtlos bin an vielen dunklen Tagen? Es kommt ein Geist in meinen Sinn, will mich durchs Leben tragen. Was macht, dass ich so unbeschwert und mich kein Trübsinn hält? Weil mich mein Gott das Lachen lehrt, wohl über alle Welt."

Sicher erscheint uns vieles in der Welt weiterhin unbegreiflich. Mit Ostern ist uns aber zugesagt, dass es zwar den Tod noch gibt, aber dass er nur noch das vorletzte Wort hat. Das letzte Wort hat Gott, und dieses Wort heißt Leben. Das sollte uns mit Zuversicht erfüllen und trotz allem, was uns bedrückt und lähmt, in den Osterjubel der Kirche einstimmen lassen: "Der Herr ist auferstanden! Er ist wahrhaft auferstanden!"

"Alles in Christus vereinen"

Requiem für Bischof Leo Nowak am 25. April 2026
(Eph 1,3-10; Joh 14,1-16)

Eröffnungsworte

Der Tod von Bischof Leo Nowak hat uns heute hier zusammengeführt. In den Morgenstunden des 12. April 2026, am 2. Ostersonntag, hat Gott ihn im Alter von 97 Jahren aus diesem irdischen Leben abberufen. Wir haben uns versammelt, um seiner noch einmal gemeinsam zu gedenken, in der Hoffnung auf die Auferstehung und das ewige Leben für ihn zu beten und ihn der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen.

Am 10. Mai 1956 wurde er hier in dieser Kirche zusammen mit noch fünf anderen Mitbrüdern zum Priester geweiht. Der einzige noch Überlebende davon, Willi Kraning, mit dem er eng befreundet war, steht mit am Altar. Am 24. März 1990 erhielt er hier in St. Sebastian die Bischofsweihe. Und am 11. September 1999 weihte er mit zwei anderen Mitbrüdern mich in dieser nunmehr zur Kathedrale erhobenen Propsteikirche zum Bischof. Auch nach seiner Emeritierung vor 22 Jahren hat er hier immer wieder sonnwie werktags Gottesdienste gefeiert oder mitgefeiert, zuletzt noch kurz vor seinem Tod.

Je älter man wird, umso mehr sterben einem diejenigen, mit denen man verbunden ist, nach und nach weg. Das hat auch Bischof Leo erfahren. Ich denke da nur an seine Mitstreiterin Frau Lampa oder seinen Bruder Johannes. Dennoch ist er nicht vereinsamt. Die anderen Angehörigen und gute Freunde haben ihn weiterhin begleitet und unterstützt. Sie begrüße ich besonders herzlich.

Mein Gruß gilt aber auch allen anderen, mit denen er in lebendigem Kontakt war oder die ihn irgendwann einmal kennen- und als anregend und liebenswürdig schätzen gelernt haben: aus seinen früheren Gemeinden oder Aufgabenbereichen, innerhalb oder außerhalb unserer Kirche, aus Ost oder West, Priester und Diakone sowie weitere Mitarbeitende in der Seelsorge, Haupt- und Ehrenamtliche aus allen Bereichen unseres Bistums.

Im Rahmen der Deutschen Bischofskonferenz war er besonders den bereits verstorbenen Bischöfen Franz Kamphaus von Limburg und Hermann Spital von Trier verbunden. Ich grüße die hier anwesenden Bischöfe: den Metropoliten unserer Kirchenprovinz und Erzbischof von Paderborn, Udo Markus Bentz, sowie die dazugehörenden Bischöfe Ulrich Neymeyr von Erfurt und Michael Gerber

von Fulda, der zugleich stellvertretender Vorsitzender unserer Bischofskonferenz ist. Ich freue mich, dass Bischof Jonas Ivanauskas den weiten Weg aus unserem Partnerbistum Kaišiadorys in Litauen auf sich genommen hat, und dass auch Erzbischof Heiner Koch von Berlin, der emeritierte Bischof von Münster, Felix Genn, der emeritierte Weihbischof Nikolaus Schwertfeger aus Hildesheim und der neue Weihbischof aus Mainz Joshy Pottackal unter uns sind. Gegrüßt seien auch die Oberen oder Vertreter und Vertreterinnen der verschiedenen Orden, die in unserem Bistum zuhause sind.

Dass unsere kirchlichen Jahresempfänge und die Gespräche mit dem Ministerpräsidenten und dem Kabinett schon seit langem ökumenisch stattfinden, ist auch Bischof Leos Gesinnung mit zu verdanken. Und so freue ich mich, dass auch Christen und Christinnen aus anderen Kirchen gekommen sind, um mit uns zu beten: an der Spitze der Landesbischof der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland Friedrich Kramer, seine Vorgängerin Landesbischöfin Ilse Junkermann und deren Vorgänger für die Kirchenprovinz Sachsen, Bischof Axel Noack. Er teilte mit unserem Verstorbenen namens Nowak das Schicksal, namensmäßig öfter verwechselt zu werden. Gekommen ist auch der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Sachsen-Anhalt, Pfarrer i.R. Jürgen Dittrich.

Schließlich war es Bischof Leo ein wichtiges Anliegen, die ganze Gesellschaft mit in den Blick zu nehmen und an deren Gemeinwohl mitzuwirken. Nicht zufällig hat man ihn darum auch vorgestern bei einer Landtagssitzung zitiert. Ich freue mich, dass Ministerpräsident Sven Schulze und Bildungsminister Jan Riedel sowie weitere Vertreter und Vertreterinnen aus Politik und Öffentlichkeit anwesend sind.



Bischof Feige nimmt Abschied von seinem Vorgänger Bischof em. Leo Nowak; Bildrechte: Bistum Magdeburg

In Zeiten zunehmender mentaler und verbaler Verwahrlosung sowie einer Abnahme von Anstand und Empathie, Solidarität und Barmherzigkeit hat er versucht, sich für ein konstruktives und menschliches Miteinander einzusetzen. Bei allen Verdiensten wusste er aber auch um seine Grenzen und sein Versagen und hat – im Gegensatz zu manch anderen – Fehler eingestanden. Damit erinnert er uns, sich selbst auch dessen bewusst zu sein und immer wieder einander und Gott um Vergebung und die Chance für einen neuen Anfang zu bitten.

Predigt

Liebe Schwestern und Brüder aus dem Bistum Magdeburg und darüber hinaus, auch aus den anderen Kirchen und Religionsgemeinschaften, liebe Mitbrüder im geistlichen Dienst und Ordensmitglieder, verehrte Angehörige des Verstorbenen, sehr geehrte Damen und Herren aus Politik und Gesellschaft!

97 Jahre war Leopold Nowak unterwegs: als Mensch und Christ, als "Machdeburjer" und Weltbürger, mit beiden Füßen auf der Erde und zugleich dem Himmel zugewandt. "*Es bleibt*" – so sagte er einmal – "*schon eine offene Frage, warum und wieso jemand wie ich so alt geworden ist. Je älter ich werde, desto rätselhafter wird das Leben. Heutige Philosophen und Theologen sprechen wohl auch deshalb gern vom großen Geheimnis des Lebens. Das gilt für die guten, aber auch die weniger guten Tage. Die Dinge, die uns mit großer Freude erfüllen, sind zumeist geschenkt: die Hoffnung und das Vertrauen, Geborgenheit und Liebe. Das Leben selbst finden wir vor. Wenn andere uns lieben, Vertrauen schenken, uns gut sind trotz unserer Eigenarten und Schwächen, dann müssen wir ehrlich gestehen: das alles ist nicht unser eigenes Verdienst, sondern eine Gabe, und wenn wir so wollen: ein Geschenk des Himmels!*" Und so ist Bischof Leo, der schon immer nur Leo genannt werden wollte, auch anderen Menschen mit großer Offenheit und aufrichtigem Interesse begegnet, bescheiden und klug, authentisch und überzeugend, herzlich und oftmals verschmitzt, mit aufheiternden Bemerkungen auf den Lippen. Wer mit ihm sprach, fühlte sich persönlich ernstgenommen. Auch ihn berührten die Freude und das Leid anderer zutiefst. Nicht selten erwuchsen aus kurzen Begegnungen sogar andauernde Beziehungen.

I929 als ältester Sohn von Katharina und Erich Nowak geboren, wuchs er mit seinem Bruder Johannes im Magdeburger Stadtteil Sudenburg auf, absolvierte eine kaufmännische Lehre und besuchte eine Fachschule für Industrie und Handel. Nach seiner Ausbildung entschloss er sich jedoch, Priester zu werden, wurde 1956 dazu geweiht und war zunächst sechzehn Jahre lang als Vikar, Kuratus oder Pfarrvikar in verschiedenen Gemeinden unserer Magdeburger Kirche tätig, zum Teil mit regionalen Zusatzaufgaben. Orte seines Wirkens waren Seehausen, Großkorbetha, Lützen, Merseburg, Ziesar und Stendal. Danach folgten noch drei Jahre als Referent für die Erwachsenenseelsorge und fünfzehn Jahre als Leiter des Magdeburger Seelsorgeamtes, bevor er 1990 Bischof und Apostolischer Administrator in Magdeburg wurde und schließlich mit der Neuerrichtung unseres Bistums von 1994 bis 2004 dessen erster Bischof war. Seit seiner Emeritierung vor 22 Jahren hat er sich – insofern seine Kräfte es zuließen – auch weiterhin bis zuletzt hilfsbereit eingebracht, zu seinem Geburtstag am 17. März und sogar noch am Ostersonntag auf lebendige und anregende Weise gepredigt.

Mehrmals ist er in seinem Leben besonders herausgefordert worden, das erste Mal sicherlich am Ende des II. Weltkrieges, als er gerade mal sechzehn Jahre alt war und seine Heimatstadt in Trümmern lag. Und dann galt es für ihn, sich inmitten der marxistisch-atheistischen Anfechtungen der DDR zu bewähren. Dabei hat er schon während seines Theologiestudiums gezeigt, was in ihm steckt. In der Abschlussbeurteilung des Erfurter Priesterseminars heißt es jedenfalls: "*Nowak ist begabt, fleißig, geistig interessiert, dazu von einer großen Ruhe und Überlegenheit. Er war zwei Semester … Obersenior; … seine humorvolle, sichere Art half über viele Schwierigkeiten hinweg. Er ist zugleich praktisch begabt, musikalisch, kann Singekreise leiten, so dass er verspricht, auf vielerlei Posten voll seinen Mann zu stehen.*" Das hat sich dann auch bewahrheitet, vor al-

lem, als das II. Vatikanische Konzil frischen Wind in unsere Kirche brachte. "Roncalli", der Familienname von Papst Johannes XXIII., hat ihn dabei viele Jahre gewissermaßen als Markenzeichen begleitet. Nicht umsonst trägt unser Bildungshaus an der Kathedrale auch dessen Namen. "Aggiornamento" war das Programm: den christlichen Glauben im Hier und Heute verständlich zu machen. Dafür hat Leo Nowak sich als beherzter Seelsorger und eifriger Hirte unermüdlich eingesetzt. Dabei war er kein harmoniebedürftiger Leisetreter oder kleinkarierter Systemwächter, sondern ein Mann des klaren Wortes und des geschwisterlichen Dialogs. Davon kündet auch sein bischöflicher Wahlspruch: "*Alles in Christus vereinen*". Dem, was nach dem Epheserbrief (1,10) Gottes Bemühen ist, "*die Fülle der Zeiten heraufzuführen, in Christus alles zu vereinen, alles, was im Himmel und Erden ist*", wollte er nacheifern. Und so hat er – wie er 2004 schreibt – versucht, seinen Auftrag als Bischof zu sehen: "*Zu sammeln und nicht zu zerstreuen, Leben zu wecken und nicht zu zerstören. Alle in Christus zu vereinen. Wohlbemerkt alle, Christen und Nichtchristen, Evangelische und Katholische, Glaubende und Nichtglaubende, ihnen allen*" – so seine Worte – "*wollte ich verkünden, dass es einzig und allein darauf ankommt, in der Liebe zu wachsen, die uns in Jesus Christus so wunderbar geschenkt ist*."

Bewegte Wende-Zeit

In Christus alles vereinen: Das sah nach der friedlichen Revolution von 1989 und den dadurch ausgelösten gesellschaftspolitischen Veränderungen freilich anders aus als zuvor. Es war eine Zeit, die auch für das kirchliche Leben ungeahnte Möglichkeiten mit sich brachte, alle Beteiligten aber auch vor große Herausforderungen stellte. Dazu gehörte, das Verhältnis der Kirche zur Gesellschaft völlig neu zu bestimmen. Ungewohnte seelsorgerliche Aufgaben suchten nach Lösungen. Verstärkter Einsatz im sozialkaritativen Bereich war gefragt. Schon bald kam es auch auf Wunsch vieler Eltern zur Gründung von drei katholischen Gymnasien, später noch von vier Grundschulen. Und 1994 wurde schließlich aus dem Bischöflichen Amt Magdeburg, das zuvor mindestens territorial noch zum Erzbistum Paderborn gehört hatte, ein eigenständiges Bistum – mit Bischof Leo Nowak als erstem Bischof. Im Rückblick auf diese Abenteuer- und Aufbauphase hat er 2019 einmal gesagt: "*Wir waren damals voller Tatendrang und hoch erfreut über die neuen Möglichkeiten. Natürlich kann man heute fragen, ob jede Entscheidung richtig war. Aber viel Zeit zum Überlegen gab es nicht. Manches, was damals möglich war, ist heute sicher nicht mehr möglich … Vieles war ein Risiko. Einiges ist gelungen, anderes eher nicht*." Die Gründung des Bistums hat er aber weiterhin für "angemessen" gehalten, weil es angesichts unserer ostdeutschen Verhältnisse als kleine Minderheit "*eigene Entscheidungen vor Ort und hautnahe Erfahrungen*" brauche, um dieser "*Realität einigermaßen gerecht zu werden*".

In Christus alles vereinen: Das bedeutete für Bischof Leo aber nicht nur, die kirchlichen Verhältnisse anders zu ordnen. Nach der äußerlich sichtbaren Wende – so sein Anliegen und seine Sorge – müsse es auch eine "innere und geistige Wende" geben. "*Das Ziel unseres christlichen Glaubens*" – erklärte er 1991 – "*ist und bleibt der neue Mensch, der ganz aus Gott geschaffen ist. Dieser neue Mensch ist Jesus Christus. Deshalb ist er für den Christen der Weg, die Wahrheit und das Leben … Ist aber unsere Kirche*" – so seine Frage – "*der Raum, in dem diese Christusnachfolge eingeübt werden kann und die entscheidenden Impulse erhält?*" Das hat auf seine Initiative hin das "Pastorale Zukunftsgespräch" unseres Bistums von 2000 bis 2004 zu beantworten versucht. Sein Motto "*Um Gottes und der Menschen willen – den Aufbruch wagen*" regt

uns seitdem immer wieder an, aus uns selbst herauszugehen. "*Wir wollen" – wie es im Leitbild von damals heißt – "eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. Seine Botschaft verheißt den Menschen ‚das Leben in Fülle', auch dann, wenn die eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft*." Dabei sollten wir – so Bischof Leo – angesichts unserer dürftigen Rahmenbedingungen "*unsere Situation nicht nur andauernd beklagen und uns auf diese Weise ständig selbst blockieren und frustrieren, sondern diese Armut als eine Art Arm-Seligkeit … begreifen lernen, weil diese Armut dem Geist des Evangeliums entspricht*." Was wir dabei brauchen, ist – wie er auch einmal formuliert hat – "*eine ganz in Gott verwurzelte Kirche … Deshalb dürfen wir keine Abstriche machen im Gebet und beim Gottesdienst. Sonst geht Wesentliches verloren. Eine missionarische Kirche, die Menschen Hoffnung geben kann … Eine Kirche, die sich auf die Kraft des Evangeliums besinnt… Eine kontaktfreudige Kirche, der Menschen wichtiger sind als Programme … Eine offene Kirche, die nichts zu verbergen hat, die vielmehr eine frohe Botschaft verkündet und in der auch Fremde Platz und Herberge finden. Und schließlich brauchen wir*" – wie er sagt – "*eine fröhliche Kirche …, in der wir nicht verbissen um unsere eigene Anerkennung besorgt sein müssen…, weil Gott selbst auch noch da ist. Eine solche Kirche kann ruhig arm und klein sein. Das schadet überhaupt nicht, denn eine solche Kirche wird kaum vergessen, dass alles von Gott abhängt*".

Hilfe für Ost-Europa

Aus dieser Haltung heraus war es Bischof Leo 1992 auch ein wichtiges Anliegen, die "Partnerschaftsaktion Ost" zu gründen, ein diözesanes Hilfswerk zur Unterstützung von Menschen in Ost- und Südosteuropa. "*Hat uns*" – so lautete seine Motivation – "*jahrzehntelang der Westen geholfen, ist es jetzt an der Zeit, auch selbst mit anderen solidarisch zu sein*". Und so kam manche Beziehung und Partnerschaft zustande, besonders herzlich zwischen uns und dem Bistum Kaišiadorys in Litauen. Auch unsere Stiftung "Netzwerk Leben" ist ein Beispiel dafür. Mit ihrer Gründung reagierte Bischof Leo auf den päpstlich verordneten Ausstieg der katholischen Kirche aus der staatlichen Schwangerschaftskonfliktberatung 1999. Dazu kann ich mich noch gut daran erinnern, als ich, kurz nachdem ich Weihbischof geworden war, mit ihm anlässlich des sogenannten "Adlimina-Besuchs" der deutschen Bischöfe in Rom war, er mich zur Privataudienz mit Papst Johannes Paul II. mitgenommen hatte und dabei noch versuchte, auf eine für uns positive Entscheidung hinzuwirken. Leider war das, wie sich wenige Tage später zeigte, auch anderen Bischöfen nicht gelungen. Sowohl "Partnerschaftsaktion Ost" als auch "Netzwerk Leben" bemühen sich, ganzheitlich dem Leben zu dienen und werden dabei auch von nichtchristlichen Mitbürgerinnen und Mitbürgern vielfältig unterstützt. Bischof Leo ist auch wesentlich die Wiedererrichtung des Klosters Helfta 1999 und das Zustandekommen des Instituts für katholische Theologie und ihre Didaktik an der Martin-Luther-Universität Halle 2003 zu verdanken. Zudem sind auch noch andere Ordensleute und Experten aus dem Westen Deutschlands seinem Ruf gefolgt, uns zu unterstützen.

Zeit seines Lebens stellte sich Bischof Leo den immer neuen Herausforderungen mit der nötigen Gelassenheit, einem schöpferischen Mut und einer unbändigen Zuver-

sicht, verstand er sich als Wegbereiter und nicht als Nachlassverwalter. Dazu gehörte auch, dass er noch im Alter von 62 bis 67 Jahren bereit war, den Vorsitz der Jugendkommission der gesamtdeutschen Bischofskonferenz wahrzunehmen und dabei manche Turbulenzen auszuhalten. "*Niemand*" – so hat er Albert Schweitzer einmal zitiert – "*wird alt, weil er eine Anzahl von Jahren hinter sich gebracht hat. Man wird nur alt, wenn man seinen Idealen Lebewohl sagt. (…) Du bist so jung, wie deine Zuversicht, so alt wie deine Zweifel, so jung wie deine Hoffnung, so alt wie deine Verzagtheit. (…) Erst wenn die Flügel nach unten hängen und das Innere deines Herzens vom Schnee des Pessimismus und vom Eis des Zynismus bedeckt sind, dann erst bist du wahrhaft alt geworden*." Dabei hat er freilich auch manche bedrückenden Erfahrungen gemacht, sich seine positive Sicht aber offensichtlich von nichts und niemanden nehmen lassen, sondern voller Hoffnung auf die Vollendung in Gott gelebt. Bezeichnend dafür sind auch die Titel seiner Publikationen: "*Begegnung und Dialog*", "*Gib die Hoffnung nicht auf*", "*Un-glaublich*", "*Un-möglich*" und "*Un-verzagt*", letzteres mit dem Untertitel "*Ermutigungen nicht nur für Christen*".

» *Niemand wird alt, weil er eine Anzahl von Jahren hinter sich gebracht hat. Man wird nur alt, wenn man seinen Idealen Lebewohl sagt. (…) Du bist so jung, wie deine Zuversicht, so alt wie deine Zweifel, so jung wie deine Hoffnung, so alt wie deine Verzagtheit. (…) Erst wenn die Flügel nach unten hängen und das Innere deines Herzens vom Schnee des Pessimismus und vom Eis des Zynismus bedeckt sind, dann erst bist du wahrhaft alt geworden.«*

Und so hat Bischof Leo unserer Kirche ein zutiefst hoffnungsvolles und liebenswürdiges Gesicht gegeben. Dafür gebührt ihm höchstes Lob. In die Sprache seiner Geburtsstadt Magdeburg übersetzt, würde dies freilich etwas nüchterner klingen: "*Da kannste nich meckern*." Angesichts der Entwicklungen unserer Zeit schon erstaunlich wurden ihm 2007 noch das Große Bundesverdienstkreuz und 2015 der Verdienstorden des Landes Sachsen-Anhalt verliehen. Fünf Jahre lang als Weihbischof an seiner Seite und dann als sein Nachfolger schaue ich mit großer Dankbarkeit auf sein segensreiches Wirken, seine mitbrüderliche Begleitung meines Dienstes und seine herzliche Verbundenheit zurück. Vor einigen Jahren schrieb er einmal: "*Wie viel Zeit mir noch bleibt, das weiß ich nicht. Wenn ich jedoch zurückschaue, dann kann ich nur sagen, dass ich … bei allen Höhen und Tiefen meines Lebens von dem getragen wurde, der sagt: ‚Sorgt euch nicht um euer Leben …' (Mt 6,25)*." Und er fährt fort: "*Das Wort des Dichters Novalis, das mir unlängst in die Hände fiel, gilt wie eine Begleitmusik für alle Tage meines Lebens, wenn er fragt: ‚Wo gehen wir denn hin?', und antwortet: ‚Immer nach Hause!'*" Ich bin mir nicht sicher, ob Bischof Leo zuletzt, wo er sich schon konkrete Gedanken über den 70. Jahrestag seiner Priesterweihe gemacht hatte, tatsächlich bereits auf seinen Tod eingestellt war. Vielleicht wird er darum auch Gott, der ihn abberufen hat, die Frage stellen, ob das nicht noch etwas Zeit gehabt hätte. Einen Tag vor seinem



Requiem für Bischof em. Leo Nowak in St. Sebastian, Magdeburg; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Tod – so wurde mir berichtet – hat er dennoch aber schon einmal verhalten das österliche Halleluja vor sich hin gesummt. Möge der nun, auf den er sein ganzes Leben lang seine Hoffnung gesetzt hat, ihn im himmlischen Zuhause aufnehmen, alles, was er bewirkt hat, in reichem Maße vergelten und ihn sein Jubiläum auf andere Weise feiern lassen. Möge ihm die Fülle des Lebens zuteilwerden, die er so vielen Menschen unermüdlich bezeugt hat. Dank sei ihm von ganzem Herzen und Dank sei Gott, der ihn uns so lange geschenkt und erhalten hat!

„Die Empathie geht verloren“

Der Erfolg der AfD verändert schon jetzt das Land. Die aggressive Polemik der Partei gegen die Kirchen erinnert ihn an die Zeit in der DDR – mit einem wichtigen Unterschied. Im Interview mit Ulrike Scheffer und Constantin Wißmann.
für *Publik-Forum* vom 10. Juli 2026

Herr Bischof Feige, mit welchem Gefühl schauen Sie auf die Landtagswahl in Sachsen-Anhalt?

Zwischen angespannt und flau. Je öfter Umfragen kommen und neue Werte bekannt werden, desto wahrscheinlicher scheint ein Wahlsieg der als gesichert rechtsextrem eingestuften AfD[1]. Aber wir geben nicht auf. Wir versuchen, noch etwas zu bewirken – gemeinsam mit vielen anderen in der Gesellschaft.

Wie machen Sie das konkret? Als Bischof können Sie ja keine Wahlempfehlung abgeben. Menschen, die mit der AfD sympathisieren, könnten sagen, Sie tragen zur Vertiefung der Spaltung bei.

Wir haben eine Initiative gestartet unter dem Titel »Bewusst wählen«[2]. Dabei stehen wir auch in engem Kontakt mit den evangelischen Kirchen. Wir wollen Gegensätze nicht verschärfen. Aber wir wollen daran erinnern, dass Demokratie mehr ist als die Mehrheit. Sie braucht Menschenwürde, Solidarität, Dialog und die Bereitschaft, den anderen nicht zum Feind zu erklären. Damit wollen wir ins Bewusstsein rufen: Wer wählt, entscheidet auch darüber, welches Menschenbild und welches gesellschaftliche Miteinander er unterstützt. Die Gefahr ist, dass viele aus dem Bauch heraus wählen. Die wenigsten kennen das Programm der AfD genau. Noch weniger kennen die Pressemitteilungen der AfD-Landtagsfraktion. Die sind oft noch einmal deutlich schärfer.

Warum hat die AfD in Sachsen-Anhalt eine so große Anziehungskraft?

Das ist eine ganze Gemengelage. Natürlich spielt die globale Entwicklung eine Rolle, wie die autoritären Tendenzen in Europa und in den USA. Begleitet wird dies durch die Krisen der vergangenen Jahre: die Finanz- und Wirtschaftskrise, Corona mit all den Impfdiskussionen, die Migrationskrise, den Ukrainekrieg. Viele erleben das als Überforderung. Dann gibt es hier die DDR-Vergangenheit, die gekennzeichnet war von einer schwachen Zivilgesellschaft und der Erwartung, dass der Staat alles regeln soll. Zugleich herrschte ein tiefes Misstrauen gegenüber dem Staat. Das ist ein Widerspruch, aber er ist real. Hinzu

1 www.publik-forum.de/tag/afd
2 www.bewusstwaehlen.de

kommen die Erfahrungen nach der Wende, die für viele mit biografischen Brüchen und Demütigungen verbunden sind. Unzählige Arbeitsplätze gingen verloren. Und auch wenn sich die Gesamtlage wesentlich verbessert hat, herrschen in vielen Lebensbereichen weiter ungleiche Verhältnisse zwischen Ost und West. Das sitzt tief.

Wie erleben Sie diese Stimmung?

Viele Menschen sagen in Umfragen, sie lebten gern in Sachsen-Anhalt. Gleichzeitig gibt es ein allgemeines gesellschaftliches Jammern. Nach der Wende wurde dafür der Satz geprägt: »Mir geht's gut, uns geht's schlecht.« Dieses Gefühl wird jetzt politisch genutzt. Der Soziologe Steffen Mau führt die Stimmung unter anderem auch darauf zurück, dass die Bevölkerung hier stark zurückgegangen ist und weiter überaltert. Er spricht von einer Schrumpfungsgesellschaft. Eine solche aber verengt sich und wird defensiv. Fremdes empfindet man dann schneller als Bedrohung und zieht sich in Nischen zurück. Das kenne ich aus der DDR. Manche bezeichnen die DDR sogar nostalgisch als eine »gemütliche Diktatur«. Für jemanden, der diese Zeit erlebt hat, tut so ein Satz weh. Ich bin 38 Jahre in der DDR sozialisiert worden. Ich war dankbar, als die Mauer fiel, und bin es bis heute.

Sie sprechen von verbaler und mentaler Verrohung. Wie zeigt sich das?

Im Umgang miteinander. In den sozialen Medien lässt man, auf Deutsch gesagt, die Sau raus. Manche E-Mails, die ich bekomme, sind extrem unflätig und aggressiv. Dabei drückt Sprache nicht nur etwas aus, sondern prägt auch. Begriffe wie »Altparteien« wurden von der AfD gesetzt und von vielen übernommen. »Remigration« war vor



BEWUSST WÄHLEN! ist die katholische Initiative zur Landtagswahl 2026 in Sachsen-Anhalt und tritt ein für Nächstenliebe, Solidarität und Menschenwürde. Bildrechte: Bistum Magdeburg

zwei Jahren noch ein Skandalwort; inzwischen steht es auf Plakaten. Das erinnert mich an Victor Klemperers Sprachanalyse des Dritten Reichs, Lingua Tertii Imperii, kurz LTI genannt. Bislang Unsagbares wird auf einmal übernommen. Und es kommt noch etwas dazu: Empathie geht verloren. Vielen ist es egal, was in der Ukraine passiert. Man sagt, uns geht es doch auch nicht gut. Solche Sätze höre ich immer wieder. Das verändert ein Gemeinwesen.

Die AfD greift die Kirchen scharf an. Sie haben in Interviews Vergleiche zur Situation der Kirchen in der DDR gezogen. Wo sehen Sie Parallelen?

Auch in der DDR hat der Staat die Kirchen als Gegner gesehen und versucht, sie zurückzudrängen. Heutzutage er-

scheint das Ausmaß der Diffamierungen vonseiten der AfD jedoch noch ungewöhnlicher. Die SED war durch den Marxismus-Leninismus atheistisch geprägt. Religion wurde als solche bekämpft. Die Strategie der AfD ist eine andere. Sie wirft uns vor, wir seien vom Evangelium abgefallen und vom Bösen besessen. Gleichzeitig behauptet sie, sie sei die einzige Partei, die wirklich christliche Werte vertrete. In Wahrheit jedoch geht es der AfD um ein identitäres Kultur-Christentum, das mit dem Evangelium wenig zu tun hat. Das Christentum wird instrumentalisiert, um bestimmte Ziele zu erreichen.

Warum verfängt das in einem Bundesland, in dem nur eine Minderheit kirchlich gebunden ist?

Das ist ja das Kuriose. 85 Prozent der Menschen in Sachsen-Anhalt sind konfessionslos. Trotzdem gelingt es der AfD, sich als vermeintliche Retterin des christlichen Abendlandes zu profilieren[3]. In Wahrheit geht es aber um einen Kulturkampf. So attackiert die AfD auch das Bauhaus als antideutsche Kultur. Die Folgen sind nicht zu unterschätzen. Die Bundesländer haben weitreichende Zuständigkeiten bei der Kulturförderung, in der Bildungspolitik und beim Rundfunk. Wer dort regiert, kann diese Bereiche dramatisch verändern.

Die AfD vertritt allerdings auch Positionen, die sich mit denen der katholischen Kirche decken. Was sagen Sie also Katholiken, die AfD wählen wollen?

Natürlich gibt es Themen, die traditionalistische Christen emotional ansprechen können. Dazu gehört ein klassisches Familienbild, der Schutz ungeborenen Lebens und sicher auch Genderfragen. Aber man muss genauer hinsehen. Warum ist die AfD gegen Abtreibung? Geht es ihr wirklich um die Würde eines jeden Menschen und das Lebensrecht ungeborener Kinder? Nein, ihr geht es um eine »Regenerierung des deutschen Volkes«, wie sie es nennt. Das ist ein anderer Geist. Man kann nicht den Schutz des ungeborenen Lebens einfordern und zugleich sagen, man müsse notfalls auf Flüchtlinge schießen, wenn sie unerlaubt die Grenze zu Deutschland übertreten, wie es die AfD-Politikerin Beatrix von Storch getan hat. Das Lebensrecht ist unteilbar.

Im Fall einer Regierungsübernahme hat die AfD die Neuverteilung der Staatsleistungen für die Kirchen angekündigt. Man könnte sagen: In einem Land mit 85 Prozent Konfessionslosen sind Staatsleistungen an Kirchen tatsächlich kaum noch vermittelbar.

Die Frage darf man stellen. Aber man darf daraus kein politisches Strafinstrument machen. Die Staatsleistungen sind historisch und rechtlich begründet. Wenn man Staatsleistungen neu regeln will, braucht es ein Grundsätzegesetz des Bundes und Verhandlungen. Aber es geht nicht, dass eine Landesregierung einseitig Finanzmittel nach politischer Gefälligkeit umverteilt.

Welche Vorkehrungen treffen Sie?

Wir machen uns auf verschiedenen Ebenen Gedanken, auch juristisch bereiten wir uns vor. Konkret kann ich das noch nicht ausführen. Wir sind dazu mit der evangelischen Kirche im Gespräch.

3 www.publik-forum.de/religion-kirchen/attacke-von-rechts

Die Kirchen und die AfD

Vor der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt,

für *Stimmen der Zeit 151* (Heft 8/2026) 563-572.

Angesichts der im September 2026 anstehenden Wahlen zu den Landtagen in Sachsen-Anhalt und in Mecklenburg-Vorpommern sowie zum Abgeordnetenhaus in Berlin richtet sich die öffentliche Aufmerksamkeit sehr stark auf die Umfragen und Stimmungsbarometer zum Stand der Parteien in der Gunst der Bevölkerung. Dabei fällt Sachsen-Anhalt besonders auf, wo die AfD momentan (Stand: Mai 2026) auf über 40 Prozent kommt, die CDU mit rund 25 und die Linke mit 12-13 Prozent folgen, während SPD mit 6 Prozent knapp oberhalb, FDP, Grüne und BSW indes unter der Fünf-Prozent-Hürde bleiben. Erstmalig könnte die AfD sogar die absolute Mehrheit erreichen und damit eine Alleinregierung bilden. Auf jeden Fall strebt sie dies an und hat bei ihrem Parteitag in Magdeburg am 11. und 12. April 2026 bereits ein mögliches Regierungsprogramm beschlossen.

Schon seit längerem ist der AfD-Landesverband Sachsen-Anhalt als gesichert rechtsextremistisch eingestuft. Zudem haben seine Vertreter keinerlei Beißhemmungen gegenüber den Kirchen, beschimpfen sie, machen sie lächerlich und setzen sie unter Druck. Das war nicht immer so, hat im Laufe der Jahre aber zugenommen. Bei ihrer Gründung 2013 startete die AfD auf Bundesebene noch als Euro- und EU-kritische wirtschaftsliberale Partei, radikalisierte sich aber immer mehr. Dabei nutzte sie wie keine andere Partei die sich entwickelnde Polykrise aus, um sich kulturkämpferisch und autoritär zu profilieren und Wut auf das „Establishment“ zu schüren. Das Ausscheiden führender Spitzenpolitiker aus der Partei – der Sturz Bernd Luckes 2015, die Abwahl Frauke Petrys 2017 und der Austritt Jörg Meuthens 2020 – markierten die ersten bedeutsamen Kurswechsel. 2022 galt die Partei bereits aus der Sicht des Bundesamtes für Verfassungsschutz als rechtsextremistischer Verdachtsfall. Das Fass zum Überlaufen brachte aber dann ein konspiratives Treffen AfD-angehörender oder -gesinnter Akteure, Politiker und Unternehmer im November 2023 in Potsdam, bei dem es wesentlich um „Remigration“ als Kampfbegriff und Euphemismus der Neuen Rechten für Vertreibung und Deportation ging. Die Berichterstattung des Correctiv-Recherchenetzwerks darüber im Januar 2024 löste damals bundesweite Massenproteste aus. Zugleich standen in diesem Jahr Landtagswahlen in Brandenburg, Sachsen und Thüringen bevor.

Schon 2017 war es auf Bitten und Anregung der Bevollmächtigten der katholischen Bischöfe gegenüber den Bundesländern Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen zu einer Studie gekommen, die die Grundpositionen der Partei „Alternative für Deutschland" mit der Katholischen Soziallehre verglichen hat. Diese wurde federführend verantwortet durch Professorin Dr. Marianne Heimbach-Steins und das Institut für Christliche Sozialwissenschaften der Universität Münster sowie Professor Dr. Alexander Filipovic vom Zentrum für Ethik der Medien und der digitalen Gesellschaft an der Hochschule für Philosophie in München. Sie beruhte auf der Analyse des Grundsatzprogramms, des Wahlprogramms für die Bundestagswahl 2017 sowie auf der Untersuchung ausgewählter Reden von Parteifunktionären und der Facebook-Nutzung der AfD. Im Ergebnis zeigte sich bereits damals: „Die AfD definiert ihre Programmatik über Feindbilder und Krisen und verweigert die Auseinandersetzung mit großen Zukunftsfragen, ohne zukunftstaugliche Lösungen anzubieten. Die AfD möchte eine ‚deutsche Identität' sichern, ohne konkret zu sagen, was ihr an Deutschland eigentlich wichtig ist." Sie „steht für eine zutiefst unchristliche, ethno-nationale Bevölkerungspolitik, … im Spannungsverhältnis mit der Religionsfreiheit, … beruft sich auf die Soziale Marktwirtschaft, steht aber in ihren wirtschafts- und sozialpolitischen Positionen nicht klar dafür ein, … nutzt populistische Kommunikationsstrategien, … intensiv die Sozialen Medien als Teil" davon und „behauptet für sich einen Alleinvertretungsanspruch für den ‚Mut zur Wahrheit'."

Mit diesen Erkenntnissen und angesichts der sich zuspitzenden Herausforderungen Anfang des Jahres 2024 sahen sich die nord-ostdeutschen Bischöfe zu einem gemeinsamen Wort unter dem Titel „Eintreten für die Demokratie" veranlasst, das am 19. Januar veröffentlicht wurde. „Demokratische Prozesse und Institutionen" – heißt es darin zunächst– „werden angezweifelt und verächtlich gemacht. Populistische, rechtsextremistische und antisemitische Positionen werden zunehmend salonfähig. Misstrauen, Hass und Hetze treiben die Gesellschaft auseinander." Eindringlich folgt die Bitte: „Treten Sie ein für unsere freie und vielfältige Gesellschaftsordnung auf der Grundlage unserer Verfassung!" „Krude Ausweisungsfantasien" hingegen „für Migranten und ihre Unterstützer, die Ablehnung von Schutzangeboten für Geflüchtete, die Ausgrenzung von Menschen mit Behinderung, der alleinige Fokus auf Leistungsfähigkeit, die Leugnung des menschengemachten Klimawandels und die pauschale Verächtlichmachung von politischen Akteuren und Institutionen sind mit" den „Grundwerten unserer Gesellschaft unvereinbar." Erstmalig bringen die betreffenden Bischöfe dann konkret zum Ausdruck, dass sie vor ihrem eigenen Gewissen „die Positionen extremer Parteien wie dem III. Weg, der Partei Heimat oder auch der AfD nicht akzeptieren können", und bitten nachdrücklich: „Fragen Sie nach Begründungen für politische Positionen. Suchen Sie den kritischen Austausch. Bleiben Sie respektvoll im Umgang. Prüfen Sie bei Ihren Überlegungen die langfristigen Folgen für unser Zusammenleben für Ihre Familien und auch für Sie ganz persönlich. Wählen Sie verantwortungsvoll."

Einen Monat später setzte sich die gesamte Deutsche Bischofskonferenz bei ihrer Vollversammlung in Augsburg in einem Studientag auch mit der Entwicklung der AfD, ihrer Strategie und Taktik sowie den gesellschaftlichen, politischen und rechtlichen Arenen des Konfliktes auseinander. Dabei stellten sowohl Professor Dr. Wolfgang Schroeder vom Lehrstuhl für Politisches System der BRD an der Universität Kassel aus wissenschaftlicher Sicht als auch der Leiter des Katholischen Büros Erfurt, Dr. Claudio Kullmann, aufgrund seiner parlamentarischen Erfahrungen mit Abgeordneten dieser Partei ihre Erkenntnisse vor. Letztendlich verabschiedeten die Bischöfe dann in

erstaunlicher Einstimmigkeit am 22. Februar 2024 die Erklärung „Völkischer Nationalismus und Christentum sind unvereinbar“. Der großen Herausforderungen unserer Zeit durchaus bewusst, warnen sie vor jeglichen Lösungsversuchen extremistischer Art, wobei sie darunter gegenwärtig im „Rechtsextremismus die größte Bedrohung … für unser Land und für Europa“ sehen. Er behaupte nämlich „die Existenz von Völkern, die angeblich in ihrem ‚Wesen‘ und in den kulturellen Lebensgestalten scharf von den anderen Völkern abgegrenzt werden können … Das Volk ist für diese Ideologie eine Abstammungs-, letztlich eine Blutsgemeinschaft. Das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunft, religiöser Zugehörigkeit und kultureller Prägung wird von diesem Denken deshalb prinzipiell infrage gestellt, wenn nicht gar verworfen. Das Volk wird als ‚Ethnos‘ gedacht, als Gemeinschaft der ethnisch und kulturell Gleichen oder Ähnlichen. Das ist die Ideologie des völkischen Nationalismus. Nach den Gräueln des Nationalsozialismus versteht unser Grundgesetz das Volk hingegen als ‚Demos‘, d.h. als Gemeinschaft der Gleichberechtigten, die auf der Grundlage der Menschen- und Bürgerrechte unsere Gesellschaft gemeinsam aufbauen und gestalten.“ „Rechtsextremistische Gesinnungen und Konzepte“ – so heißt es weiter – „zielen fundamental auf Ab- und Ausgrenzungen. In diesem radikalisierten Denken wird die gleiche Würde aller Menschen entweder geleugnet oder relativiert und somit zu einem für das politische Handeln irrelevanten Konzept erklärt. Für die Kirche aber ist klar: Jeder Mensch besitzt eine unantastbare und unverfügbare Würde. Sie gründet in der Gottebenbildlichkeit aller Menschen und ist die Basis der Menschenrechte.“ Hingewiesen wird in der Erklärung auch darauf, dass mit der „Konzentration auf das kulturell homogen gedachte eigene Volk … notwendig …“ eine „Verengung des Solidaritätsprinzips, das in der katholischen Soziallehre zentrale Bedeutung hat und eine Leitidee der deutschen Verfassung darstellt,“ einhergehe. Alle anderen sollen, auch wenn sie in Deutschland leben, „weniger Rechte und … soziale Teilhabe genießen“. Das gelte „für Schutzsuchende, die man generell nicht mehr ins Land lassen will“ wie „für die Bedürftigen andernorts. Entwicklungszusammenarbeit mit armen Ländern“ würde „deshalb ebenso abgelehnt wie die Unterstützung von Staaten, die – wie die Ukraine – angegriffen werden und um ihr Überleben ringen“. Dagegen – so wird betont – habe der „Begriff des Gemeinwohls für die Kirche stets einen universalen Horizont,“ tritt sie „für multilaterale Zusammenarbeit und Solidarität ein – auf der Ebene der Europäischen Union ebenso wie weltweit“. Als markantes Beispiel völkisch-nationalistischer Gesinnung wird namentlich dann die AfD genannt, die zwischen „einem echten Rechtsextremismus“ und einem „weniger radikal und grundsätzlich“ daherkommenden „Rechtspopulismus“ changiere. Mit aller Klarheit sagen wir Bischöfe schließlich, dass derartige Ideologien „mit dem christlichen Gottes- und Menschenbild unvereinbar“ sind und appellieren auch „an jene, die unseren Glauben nicht teilen“, solche Auffassungen zurückzuweisen. Das bedeute für die Kirche aber nicht, dass sie sich dem Dialog mit jenen Menschen entzieht, die anderer Meinung, „aber gesprächswillig sind“.

Kirchenfeindliche Reaktionen

Einen Tag darauf schon – am 23. Februar 2024 – reagierte die AfD in Sachsen-Anhalt mit einer Pressemitteilung, verfasst von Dr. Hans-Thomas Tillschneider, dem Sprecher der AfD-Landtagsfraktion für Religionspolitik, in der es, ohne nur irgendwie auf die inhaltliche Argumentation der Bischöfe einzugehen, heißt: „Die Bischöfe tun gut daran, sich auf ihr Kerngeschäft – die Verkündung des Evangeliums – zu konzentrieren, anstatt sich in die Parteipolitik einzumischen. Die katholische Kirche hat in Deutschland

mittlerweile mehr mit der Grünen Partei gemeinsam als mit der ecclesia catholica sacra, von der die Kirchenväter sprechen. Deshalb laufen ihr die Gläubigen weg, und das ist gut so. Diese katholische Kirche ist eine dem Weltlichen komplett verfallene, zutiefst gottferne Institution. Die Sünde geht dort im Schein der Frömmigkeit einher. Wahrer Glaube an Jesus Christus ist mit einem Engagement in der AfD als einer toleranten und religionsfreundlichen Partei selbstverständlich vereinbar. Mit der Mitgliedschaft in dieser Regenbogenkirche ist wahrer Glaube an Jesus Christus nicht mehr vereinbar. Deshalb ruft die AfD-Fraktion alle wahrhaften Katholiken auf, zur Errettung ihres Glaubens aus dieser katholischen Kirche auszutreten. Wahrer Glaube braucht diese Kirche nicht!“ Einen Monat später– am 25. März 2024 – wird auch der Evangelischen Kirche in einer Pressemitteilung der AfD-Landtagsfraktion unterstellt, zu einer zweiten grünen Partei verkommen und intolerant zu sein, und deshalb empfohlen, „alle Christus-Darstellungen in den Kirchen durch Stalin-Bilder mit Regenbogenhintergrund ersetzen zu lassen“. Und wieder einen Monat später – am 22. April 2024 – wird behauptet, „dass die Politik der AfD dem Menschenbild und den Kernbotschaften der Bibel nähersteht als die antichristliche Regenbogenpolitik, die das Markenzeichen aller Altparteien ist. Gerade auf dem wichtigen Lebensfeld der Familie, der Geschlechtlichkeit und der Sexualität repräsentiert die AfD als einzige Partei überhaupt noch christliche Werte. Die AfD ist hier sogar christlicher als die Kirche selbst, deren Verfallenheit an den perversen Regenbogenkult nichts mehr mit christlichen Botschaften zu tun hat. Die AfD hält den beiden großen Kirchen den Spiegel vor, und deshalb reagieren sie mit solcher Wut. Es ist die Wut des Widersachers.“ Am 22. August 2024 verstieg sich jener Hans-Thomas Tillschneider bei einer Rede im Magdeburger Landtag sogar zu dem leidenschaftlich vorgetragenen Vergleich, die AfD-Mitglieder seien „die Drachentöter im Weltkampf zwischen den Mächten des Lebens und des Todes“, während die Vertreter der katholischen Kirche „vom Bösen besessen“ seien, und beendete seinen polemischen Beitrag mit den Worten: „Gott ist mit uns! Gott ist mit der AfD!“ Fast monatlich folgten weitere Pressemitteilungen der AfD-Landtagsfraktion in einem derart unsachlichen, aggressiven und kirchenfeindlichen Stil. Dazu gehört auch die Reaktion vom 24. September 2025 auf ein erneutes Abraten von Bischof Georg Bätzing, die AfD zu wählen, in der es heißt: „Diese Äußerung zeigt erneut, dass nicht nur die evangelische Kirche, sondern auch die katholische Kirche den Glauben an Gott, ohne den keine nationale Renaissance gelingt, nicht wiederbeleben kann. Wer die klare Trennung zwischen Wahrheit und Irrtum, Licht und Dunkelheit, Rechtleitung und Irreführung als Spaltung kritisiert, ist kein Apostel Jesu Christi, sondern ist vom Teufel geschickt.“

» Jeder Mensch besitzt eine unantastbare und unverfügbare Würde.«

Nicht weniger zynisch reagierte Hans-Thomas Tillschneider mit einer Pressemitteilung am 16. April 2026 auf die gemeinsame Stellungnahme der führenden Kirchenvertreter in Sachsen-Anhalt, Landesbischof Friedrich Kramer, Kirchenpräsident Karsten Wolkenhauer und Bischof Gerhard Feige, zu dem am 11. April 2026 beschlossenen Regierungsprogramm des AfD-Landesverbands. Die Bischöfe

hatten zum Ausdruck gebracht, dass es mit dem christlichen Menschenbild nicht vereinbar sei. Zudem stehe es – so betonten sie – für eine Abkehr von bisher selbstverständlichen Freiheitsrechten in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen: „Menschenwürde, Freiheit und Solidarität finden in diesem Gesellschaftsentwurf keine Heimat. Der Freiheit der individuellen Lebensgestaltung steht ein Rückgriff auf traditionalistisch-patriarchalische Rollenbilder gegenüber. Staatliche Denkvorgaben ersetzten die Wissenschaftsfreiheit. Religionsfreiheit wird nach politischer Zweckmäßigkeit bemessen. Eine völkisch-nationalistische Sicht verengt Kunst und Kultur. Statt Wandel mit Zuversicht zu gestalten wird Angst vor Veränderung geschürt. Statt auf ein solidarisches Miteinander wird auf Polarisierung und Ausgrenzung gesetzt. Der Rechtsstaat wird verächtlich gemacht, anstatt Vertrauen in Institutionen zu stärken.“ Demgegenüber lautete die Entgegnung wörtlich: „Die Kritik der Kirchensteuerkirchen an unserem Regierungsprogramm besteht in einem einzigen Schwall von Phrasen, wie sie auch für die Altparteien typisch sind, mehr nicht. Die Kirchenoberen mögen doch bitte nachweisen, was genau sie unter ‚Menschenwürde‘ oder ‚Freiheitsrechten‘ verstehen und inwiefern unsere Forderungen dem entgegenstehen sollen. Die Phrase ‚Angst vor Veränderung‘ wird von den Altparteien verwendet, um den Widerstand der Bürger gegen ihre Reformen, die in Wahrheit immer Verschlechterungen sind, zu psychologisieren und so zu entkräften. Der Widerstand wird nicht mehr sachlich ernst genommen, sondern als Ausdruck einer Angst abgetan. Es ist sehr enttäuschend, dass Personen, die sich selbst als Geistliche ausgeben, ein solch schäbiges Spiel mitspielen. Die im Einklang mit dem Missionsbefehl stehende Bejahung von Volk und Nation wird als ‚völkisch-nationalistische Sicht‘ abqualifiziert, was nicht mehr ist als eine Art Igitt-Äußerung. Von jemandem, der ein Theologiestudium hinter sich gebracht hat, sollte man mehr erwarten können als solche intellektuell erbärmlichen Verlautbarungen. Besonders enttäuschend aber ist, dass die Kirchensteuerkirchen auch auf das wohlfeile Patriarchats-Bashing mit einsteigen. Gerade die christlichen Kirchen sollten erkennen, dass unsere gesellschaftliche Krise wesentlich damit zu tun hat, dass uns die stabilisierende Figur des guten Vaters abhandengekommen ist. Gerade Christen, die Abraham, Isaak und Jakob als Patriarchen verehren, sollten zum Patriarchat mehr zu sagen haben. Die alte Kirche war in Patriarchate organisiert, die in den orthodoxen Kirchen, aber auch im Papsttum, weiterleben. Unsere Vorstellung von Gott selbst ist in einem Vater-Sohn-Verhältnis fundiert. Wie anders als mit satanischer Eingebung soll man es sich erklären, dass Kirchenobere abfällig über ‚patriarchalische Rollenbilder‘ sprechen? Indem die Kirchen die Phraseologie der Altparteien in all ihrer Oberflächlichkeit und Seinsvergessenheit übernehmen, bestärken sie genau jene Haltung, die zum Schwund des Glaubens geführt hat. Der Herr möge ihnen Augen und Herzen öffnen und sie auf den rechten Weg zurückführen!“

Identitäres Kulturchristentum

Warum arbeitet sich die AfD in Sachsen-Anhalt wie kein anderer Landesverband eigentlich so heftig an den Kirchen ab, diffamiert sie pauschal als Komplizen der „Altparteiendiktatur“ und der „Queer-Transgender-Regenbogenideologie“ und setzt dabei sogar auf abstruse biblizistische Klimmzüge, zählen sich in diesem Bundesland doch nur 3 Prozent zur katholischen und 11 Prozent zur evangelischen Kirche? Sicher geht es nicht um eine außerkirchliche Evangelisierung der ostdeutschen Bürgerinnen und Bürger, wohl aber um eine kulturkämpferische Ansage an fast alle Bereiche der Gesellschaft: Erziehung und Bildung, Kunst und Kultur, Forschung und Lehre, Justiz und Medien, Gesundheits- und Sozialwesen, Migration

und Integration, Weltanschauung und Religion, Tradition und Innovation, Freiheit und Toleranz, Solidarität und Barmherzigkeit, Anstand und Respekt. Dabei erscheint es zweckmäßig, die Kirchen in einen Topf mit dem bisherigen „Establishment“ zu werfen, vielleicht mit der Berechnung, in einer zu über 80 Prozent konfessions- und religionsfreien Bevölkerung das Desinteresse bzw. die Abneigung ihnen gegenüber noch zu verschärfen. Im Blick dürften aber auch Christen und Christinnen traditionalistischer oder rechtskonservativer Gesinnung aus verschiedenen Milieus sein, die sich eher zu einem „identitären Kulturchristentum“ hingezogen fühlen als zum wichtigsten Gebot der Gottes- und Nächstenliebe, beispielsweise konkretisiert durch die Prinzipien der Katholischen Soziallehre, und die für Themen wie Abtreibung, Homosexualität, Gender oder Familie emotional besonders ansprechbar sind. Süffisant hält die AfD darum den Kirchen undifferenziert und wahrheitswidrig vor, generell von den bislang dazu klassischen Vorstellungen abgefallen zu sein. Demgegenüber ist zu bemerken, dass es der AfD zum Beispiel in ihrem Umgang mit der Abtreibungsproblematik nicht – wie aus katholischer Sicht – um die einzigartige Würde eines jeden Menschen von Anfang an und ein gottgefälliges Miteinander geht, sondern darum, das eigentlich Beabsichtigte – und das ist die vermeintlich nötige Regenerierung des deutschen Volkes – nur christlich zu verbrämen. So hat die gleiche Beatrix von Storch, die immer wieder beim Marsch für das Leben gegen Abtreibung in vorderster Linie mitläuft, 2015 makabrerweise gefordert, gegebenenfalls auf Flüchtlinge zu schießen. Nach christlichem Verständnis ist Lebensschutz aber unteilbar, von der Empfängnis bis zum Tod, also auch für die große Spanne dazwischen. Dass auch ein gewisser Prozentsatz von Katholiken und Katholikinnen der AfD nahesteht und sie wählt, widerlegt nicht, dass deren Programmatik mit den christlichen Werten unvereinbar ist, sondern spiegelt nur wider, wie unterschiedlich inzwischen auch formal einer Kirche angehörende Mitglieder gesinnt sein können. Darunter sind auch Personen und Kreise, die wahrscheinlich nie in ihrem Leben die Botschaft des Evangeliums wirklich verinnerlicht oder aber jahrzehntelang auf Gehorsam gegenüber Papst und Bischöfen gepocht haben, nunmehr jedoch meinen, selbst darüber zu befinden, welchen Interessen sie ihre Überzeugung anpassen. Außer solchen taktischen Erwägungen ist natürlich auch die Person Hans-Thomas Tillschneider für diese Agitation und Propaganda von Bedeutung, der 1978 in Rumänien geboren und in Baden-Württemberg aufgewachsen ist, über den Islam promoviert und habilitiert hat und als einer dessen größter Hasser gilt, konfessionslos sein soll und als rechtsextremer „Weltanschauungsfundamentalist“ angesehen wird. Er zeichnet für die Pressemitteilungen der Landtagsfraktion und hat wohl ebenso federführend das mögliche Regierungsprogramm der AfD in Sachsen-Anhalt zu verantworten. Aber auch Ulrich Siegmund, der Spitzenkandidat, Jahrgang 1990, ehemals katholisch, 2017 ausgetreten, von den Medien als „smarter Schwiegermutter-Typ“ charakterisiert, vertritt diese Linie, jedoch nicht so übertrieben und skandalös.

»Unsagbares wird auf einmal sagbar. [...] Vorher traten diese Gruppen vereinzelt auf, jetzt vernetzt sich alles.«



Logo der katholischen Initiative "BEWUSST WÄHLEN!"; Bildrechte: Bistum Magdeburg

Schließlich stellt sich noch die Frage, wie es dazu kommt, dass die Zustimmung zur AfD in Sachsen-Anhalt und in ganz Ostdeutschland besonders groß zu sein scheint. Sicher spielen da historisch bedingt gewisse Prägungen durch die autoritäre und kollektivistische DDR-Diktatur, die das ganze Leben geregelt hat, eine Rolle. Das führt zu überzogenen Erwartungen an den (demokratischen) Staat, die er gar nicht erfüllen kann. Zwar wollten fast alle ein besseres Leben, aber nicht unbedingt eine freiheitliche Demokratie, denn Selbstgestaltung ist mühevoll und anstrengend. Das ist die Vorgeschichte. Dann kam die Wende: dramatische Transformationserfahrungen und die andauernde Ungleichheit in vielen Bereichen. Schließlich folgten noch die Finanz- und die Coronakrise, die Zuwanderung vieler Flüchtlinge und die Herausforderungen der Migration sowie der Ukraine-Krieg. Viele Leute gehen von einem allgemeinen Versagen der Politik aus, kritisieren Parteiengezeter. Außerdem ist eine zunehmende Verrohung der Gesellschaft durch Propagandakampagnen und Soziale Medien festzustellen. Unsagbares wird auf einmal sagbar. Außerdem setzen Geschichtsvergessenheit und Vergangenheitsverklärung ein. Dazu gehört auch eine so ungeheuerliche Bezeichnung wie die der DDR als „gemütliche Diktatur“. Es ist aber auch ein internationaler Trend. Da bildet sich eine Sammlungsbewegung rechtskonservativer und nationalistischer, extremistischer und rassistischer Gruppierungen. Vorher traten diese Gruppen vereinzelt auf, jetzt vernetzt sich alles. Auch die weiter voranschreitende Säkularisierung in Sachsen-Anhalt ist nicht außer Acht zu lassen. Sicher besteht ein gewisser Grundanstand fort, aber typisch christliche Haltungen, Prinzipien und Werte dürften wahrscheinlich immer weniger verstanden werden und keine so entscheidende Rolle mehr spielen. Zusammenfassend: Es gibt spezifisch ostdeutsche Gründe, aber auch solche, die überall gelten. Deshalb täuscht es auch, wenn nach der letzten Bundestagswahl auf Landkarten ein blauer Osten und ein schwarzer Westen zu sehen war. Quantitativ kamen 70 Prozent der AfD-Wähler aus dem Westen und 30 Prozent aus dem Osten. Schon lange ist die AfD ein ernstzunehmendes gesamtdeutsches Problem. Abgesehen von Co-Chef Tino Chrupalla haben die meisten führenden AfD-Politiker eine westdeutsche Sozialisation, auch ostdeutsche Landespolitiker wie Björn Höcke und Hans-Thomas Tillschneider. Zudem neigen prozentual überall weniger Ältere als Jüngere dazu, extrem zu wählen, rechts oder links. Ängste und Misstrauen werden geschürt.

Konstruktiv einmischen

Aufgrund all dessen sehen sich die Kirchen in Sachsen-Anhalt veranlasst, nicht unpolitisch zu sein bzw. sein zu können. Christlicher Glaube ist nicht nur zur eigenen Erbauung und persönlichen Vergewisserung gedacht; er tröstet nicht nur in den Unvollkommenheiten des Lebens und hat den Himmel im Blick, sondern drängt und ermutigt auch, sich tatkräftig für bessere Verhältnisse einzusetzen. Demgegenüber waren und sind totalitäre und autoritäre Systeme bestrebt, solche Aktivitäten einzuschränken, Kirchen zu instrumentalisieren oder völlig mundtot zu machen. Unter den Nationalsozialisten wurden christliche Schulen geschlossen und Verbände aufgelöst. Und im Kommunismus war es erklärtes Ziel, jegliche Religion zum Absterben zu bringen. Das Christentum sollte höchstens noch als private Gefühlsangelegenheit im stillen Kämmerlein dahinvegetieren dürfen. Und das war nicht nur eine Wunschvorstellung, sondern wurde oftmals brutal durchgesetzt. Sonderbarerweise versuchen auch heutzutage manche Gruppierungen, Religion, wenn diese sich gegenüber bestimmten Entwicklungen als zu kritisch erweist, wieder ins Abseits zu drängen.

Das aber hindert uns nicht, dem Evangelium gemäß öffentlich Position zu beziehen und uns weiterhin konstruktiv einzumischen. In diesem Sinn haben wir als katholische Kirche im Bistum Magdeburg auch unsere Initiative „Bewusst wählen“ gestartet und dazu aufgerufen, die anstehende Landtagswahl in Sachsen-Anhalt sehr ernst zu nehmen, sich mit den Parteiprogrammen und deren Folgen für sich selbst und die ganze Gesellschaft zu befassen, darüber ins Gespräch zu kommen und schließlich nicht destruktiven Stimmungen zu folgen und aus dem Bauch heraus „ins Blaue hinein“ zu wählen, sondern sich der Verantwortung vor Gott und den Menschen bewusst zu sein und eine gewissenhafte Entscheidung zu treffen. Damit wollen wir inmitten der umfangreichen und vielschichtigen Probleme unserer Zeit ein ermutigendes Zeichen der Hoffnung setzen. Wir sind dankbar, uns dabei mit vielen anderen Bürgerinnen und Bürgern aus der gesamten Gesellschaft verbunden zu wissen.

„Jede Zeit kann Bewährungszeit und Heilszeit sein“

Über die Grenzen der Diözese Magdeburg hinaus ist Gerhard Feige für sein ökumenisches Engagement und den Einsatz gegen Rechtspopulismus bekannt. Nun hat er den Papst altersbedingt um die Entpflichtung von seinen Aufgaben gebeten. Ein Gespräch über die Alte und die gegenwärtige Kirche, die spezifische Situation in Ostdeutschland – und die AfD.
Im Interview mit Annika Schmitz, für *Herder Korrespondenz* (Heft 9/2026)

Herr Bischof Feige, in der katholischen Kirche wird der Bischof gerne als Hirte bezeichnet. Wie sehr trägt ein solches Bild in der heutigen Zeit eigentlich noch?

Das Hirtenbild ist für viele keine Idealvorstellung mehr – auch, weil es einer patriarchalischen Lebensform entstammt, die heute weitgehend abgelehnt wird. Das Bild kann aber insofern funktionieren, als dass Menschen immer noch das Bedürfnis haben, sich anzulehnen, ermutigt und getröstet zu werden. Es ist Aufgabe des Hirten, Getaufte zu befähigen, ihren Glauben selbstständig zu leben. Der einzige und wirkliche Hirte aber ist Christus selbst. Alle anderen sind höchstens Abbilder. Darunter würde ich heute nicht mehr nur die Bischöfe zählen, sondern alle Seelsorgerinnen und Seelsorger. Im Barock gibt es sogar Darstellungen der guten Schäferin.

Sie sind seit 21 Jahren Bischof von Magdeburg, davor waren Sie Weihbischof und Diözesanadministrator. Ist Ihr Selbstverständnis als Bischof heute noch das von vor 25 Jahren?

Feige: Es richten sich enorme Erwartungen an das Bischofsamt sowohl seitens der Kirche als auch der Gesellschaft. Zugleich wird man mit niederschmetternder Kritik konfrontiert. Damit hatte ich so nicht gerechnet. Meine einstige Vorstellung von der Aufgabe war idealer und heiler als das, worin ich in der Wirklichkeit angekommen bin. Mir hilft Augustinus: Was ich für euch bin, erschreckt mich, was ich mit euch bin, tröstet mich. Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ.

Der Versuch, miteinander als Christen zu leben, zeigt sich auch in den synodalen Prozessen der katholischen Kirche.

Die Nähe zwischen Bischof und Gläubigen ist in Ostdeutschland seit jeher stärker verankert als in westdeutschen Diözesen. Sicherlich gab es auch Ausnahmen und Bischöfe mit einem ausgeprägten Selbstbewusstsein, aber grundsätzlich ist die Kirche hier familiärer. Insofern hat mich der Synodale Weg dahingehend etwas befremdet, weil ich mich auf einmal als eine Art Feind des Volkes Gottes empfunden habe.

Der Synodale Weg wurde als Reaktion auf den Missbrauch und seine Vertuschung in der katholischen Kirche ins Leben gerufen. Wo sehen Sie die Kirche in Sachen Aufarbeitung heute stehen?

Das Thema des Missbrauchs und seiner Vertuschung kann in der Kirche nie abgehakt werden. Es hat die Kirche in ihrem Innersten erschüttert und wird uns immer begleiten. Aus dieser Erschütterung sind auch Verbesserungen erwachsen, etwa hinsichtlich der Prävention. Aber zu meinen, wir könnten das Thema einmal hinter uns lassen, halte ich für nicht realistisch.

Hat sich Ihr Bild von der Kirche dadurch geändert?

Ja, aber das fing schon früher an. Als Kind war mein Kirchenbild sehr harmonisch, vollkommen, heil. Schon in der Jugendzeit, spätestens aber mit dem Theologiestudium hat sich das gewandelt. Denn die Theologie ist kritisch. Gerade beim Studium der Kirchengeschichte kann man leicht vom Glauben abfallen. Heute sehe ich die Kirche nüchterner. Ihr Wesen stelle ich aber nicht infrage.

Was macht denn aus Ihrer Sicht das Wesen der Kirche aus?

Die Ekklesia bringt das Irdische zum Ausdruck, die Gemeinschaft der Herausgerufenen. Und Kyriake besagt, dass Christus deren Haupt ist. Beide Begriffe weisen auf die tragenden Perspektiven. Die Kirche ist – so das Zweite Vatikanum – heilig und bedarf zugleich stets der Reinigung. Neuerlich ist mir aufgefallen, dass es manchmal beim Glaubenskenntnis im Gottesdienst stiller wird, wenn von der einen heiligen katholischen Kirche die Rede ist. Kräftig mitbeten kann das, wer versteht, dass diese Heiligkeit keine elitäre Vollkommenheit meint.

Die eine Kirche vereint viele verschiedene und teils konträre Ansichten unter ihrem Dach. Wie viel Ambiguität muss der Katholizismus aushalten können?

Es ist erstaunlich und unglaublich, dass die katholische Kirche zusammenhält. Sie versteht sich als Einheit in Vielfalt. Dabei verlaufen die Konfliktlinien quer durch sie hindurch. Das hat nicht nur mit Glaubensfragen zu tun, sondern auch mit Kulturräumen. Insofern ist die Frage, ob die Kirche weiterhin so zentralistisch gesteuert werden kann, oder sie nicht doch im Sinne der Dezentralisierung in den Kulturräumen entsprechende Lösungen finden muss. Letztlich gilt: im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem Liebe.

Auf den Kirchenmitgliedsrückgang reagieren manche ihrer Amtskollegen mit dem Aufruf zur Evangelisierung. Was halten Sie als Bischof einer Diaspora-Diözese davon?

Ich bin sehr skeptisch gegenüber Strategien und Methoden, mit denen Menschen bewusst überzeugt werden sollen. Die Religionssoziologen haben uns ernüchtert: Gesellschaftliche Entwicklungen wie die Säkularisierung, Pluralisierung und die Individualisierung schreiten voran. Ich würde zusätzlich noch die Mobilisierung und die Digitalisierung nennen. Die Welt ist unheimlich komplex geworden. Methoden zur Evangelisierung scheinen mir kaum die richtige Antwort auf diese komplizierten Phänomene zu sein.

In den Evangelien steht der Auftrag, die Frohe Botschaft in die Welt zu tragen.

Es geht nicht darum, Menschen das Evangelium überzustülpen. Die heutige Zeit fordert uns heraus, möglichst authentisch und diakonisch Kirche zu sein. Neben dem wichtigen karitativ-sozialen Dienst gibt es auch eine kulturelle Diakonie. Sie ist dann gefragt, wenn Menschen Formen brauchen – bei großen Katastrophen genau wie im alltäglichen Leben und überall dort, wo sie auf der Suche sind. Das Angebot zur Feier der Lebenswende nehmen etwa im Bistum Magdeburg in manchen Jahren an die 1000 Jugendliche an.

» Ich würde mich vor einer romantisierenden Betrachtung der Alten Kirche hüten.«

Das Angebot richtet sich an konfessionslose Jugendliche. In den Kirchenmitgliedszahlen macht sich das aber nicht bemerkbar?

Natürlich wäre es schön, mehr Mitglieder zu haben, aber das ist nicht unser erstes Anliegen. Die Aufgabe der Kirche ist es, selbstlos für die Gesellschaft da zu sein. Kirche ist kein Ofen, der sich selbst wärmt, hat Karl Rahner einmal gesagt. Es gibt außerdem nicht nur die massenhaften Austritte, sondern es lassen sich auch Erwachsene taufen – das hat es hier in der Region vor 1989 im Grunde nicht gegeben. Und auch der Anteil ausländischer Katholiken wächst.

Vielerorts haben Neue Geistliche Gemeinschaften Zulauf. Wie sieht das in Ihrem Bistum aus?

Sie sind hier so gut wie nicht vertreten. Mein Eindruck ist, dass diese Gemeinschaften vor allem in Städten präsent sind und da, wo noch volkskirchliches Milieu vorhanden ist. Auf dem Land hingegen und vor allem im ziemlich entkirchlichten Osten wäre es für sie schwierig, Anknüpfungspunkte zu finden.

Wie reagiert der ehemalige Professor für Alte Kirchengeschichte auf die Forderung, die Kirche müsse wieder zu einer urkirchlichen Form zurückfinden?

Geschichte ist nicht wiederholbar. Umstritten ist zudem, ob man aus ihr wirklich lernen kann. Ich würde mich vor einer romantisierenden Betrachtung der Alten Kirche hüten und nüchterner auf diese Zeit schauen. In den Gegenden der einstigen Volkskirche lernt man aktuell, dass Kirche wieder überschaubarer und die Existenz in der Diaspora selbstverständlicher wird. Schon der erste Petrusbrief fragt danach, wie man in der Fremde Christ sein kann. Die Kirche hatte eine starke soziale Dimension, etwa bei der Unterstützung von Waisen und Witwen und der Bestattung mittelloser Menschen. Das könnte zu denken geben.

Welchen Kirchenvater sollte jeder, der Theologie studiert, einmal intensiv lesen?

Ich empfehle, dass man sich mitten in die theologiegeschichtlichen und kirchenpolitischen Entwicklungen der frühen Jahrhunderte begibt. Ich habe meine Dissertation über Markell von Ankyra in der Darstellung seiner Gegner geschrieben. Dessen Schriften wurden vernichtet, Fragmente sind uns nur in den Gegenschriften des Eusebius von Cäsarea überliefert. Es ist spannend zu sehen, wie dort unterschiedliche Denk- und Argumentationsweisen aufeinandertreffen. Und wie man sich eigentlich gar nicht richtig verständigen konnte, weil entscheidende Begriffe noch nicht festgelegt waren. Außerdem habe ich dadurch gelernt, wie man Häretiker macht.

Wie macht man denn Häretiker?

Indem man ihnen das Etikett bereits verurteilter Theologen aufdrückt. Dann muss man sich nämlich mit ihren Positionen nicht mehr auseinandersetzen. Das erinnert mich manchmal an Situationen, die uns auch in der Gegenwart begegnen ...

Wie blicken Sie auf die Zukunft der akademischen Theologie?

Ich bin nicht sehr hoffnungsvoll. Mit dem Rückgang der Studierendenzahlen werden Lehrstühle und ganze Fakultäten infrage gestellt. Dabei ist die akademische Theologie, insbesondere an staatlichen Universitäten, äußerst wichtig. Sie darf sich nicht abkapseln und muss in den Dialog mit anderen Disziplinen treten. So habe ich das sogar schon zu DDR-Zeiten ansatzweise in Erfurt erfahren dürfen. Deutschlandweit wohl einmalig gehörte die ökumenische Theologie da bereits zu den Pflichtfächern.

Die Ökumene ist seit Jahrzehnten ein Thema, das Sie prägt und das Sie geprägt haben. Täuscht der Eindruck, dass wir in ökumenischen Gesprächen derzeit einen Stillstand erleben?

Historisch betrachtet hat sich viel verändert. Als Jugendlicher habe ich in Halle die Euphorie des Aufbruchs und die ersten ökumenischen Gottesdienste erlebt. Solche Gottesdienste sind heute selbstverständlich. Inhaltlich ist auf theologischer Ebene in unzähligen Dialogen alles besprochen worden, was besprochen werden kann. Das Potenzial ist erschöpft. Tragisch ist, dass die Rezeption nicht vorangeht und es auch keine lehramtlichen Entscheidungen gibt. Es wird kaum der Tag kommen, an dem man sich aufgrund intensiver Dialoge auf einmal einig ist. Andererseits hat mit dem Mauerfall 1989 auch niemand gerechnet – und plötzlich war er da.

Ist die Basis in Sachen Ökumene vielleicht schon weiter als das Lehramt?

Bei diesem beliebten Argument bin ich zurückhaltend. Die sogenannte Basis ist ab und an ganz schön antiökumenisch eingestellt. Vieles von dem, was in Dialogprozessen ausgehandelt wurde, ist mancherorts noch nicht in das Bewusstsein der Kirchengemeinden gedrungen.

Spielen dabei vielleicht auch die unterschiedlichen Frömmigkeitspraktiken eine Rolle; die Art, wie man seine Konfession ausübt?

Die Kirche des Wortes auf der einen und die Kirche des Sakramentes auf der anderen Seite, dieses Klischee trägt heute nicht mehr. Wir bereichern uns inzwischen gegenseitig. So scheint auch der Katholizismus in der Diaspora weniger folkloristisch und mehr der evangelischen Mentalität angepasst zu sein. Wenn man in einer Konfession sozialisiert wurde, dann fühlt man sich dort natürlich daheim. Entscheidend ist aber doch, dass heute immer weniger Menschen eine solch klassisch konfessionelle Sozialisierung erfahren.

Erschwerte Bedingungen in der Ökumene gibt es unter anderem durch den von Patriarch Kyrill unterstützten Krieg Russlands gegen die Ukraine.

Die Orthodoxie ist gelähmt. Die innerorthodoxen Probleme haben sich durch den Krieg verschärft, aber es gab sie vorher schon. Natürlich wirkt sich das auf die Gespräche mit der katholischen Kirche aus.

Vereinnahmen ein Wladimir Putin oder ein Donald Trump das Christentum? Oder wohnt dem Christentum etwas inne, was es für solche Anleihen besonders empfänglich macht?

In den römischen Götterhimmel hätte der christliche Gott vielleicht auch noch hineingepasst. Aber das Christentum setzt auf den Monotheismus und damit ist die Wahrheitsfrage verbunden. Ab da kommt es zur Konfrontation: Gibt es außerhalb der Kirche Heil? Wie ist es um die Kirche als societas perfecta bestellt? Das Zweite Vatikanum hat mit der Anerkennung der Glaubens- und Gewissensfreiheit und dem Verständnis, dass sich auch in anderen Religionen Wege zum Heil finden können, die Wende gebracht. Wer jetzt noch exklusivistisch argumentiert, tut dies nicht im Namen der Kirche.

Sie warnen seit geraumer Zeit vor einem erstarkenden Rechtspopulismus. Gab es einen Moment, in dem Sie gemerkt haben, dass Sie Ihre Stimme erheben müssen?

Genau datieren kann ich das nicht mehr, aber es ging mit dem Aufstieg der AfD einher. Bereits 2017 haben sich die katholischen nordostdeutschen Büros mit Programm und Prinzipien der AfD auseinandergesetzt. Da war schon klar, dass sich die Partei radikalisiert. 2024 haben sich dann die östlichen Bischöfe positioniert, einen Monat später folgte die gesamte Bischofskonferenz.

Was halten Sie von Aussagen, Menschen müssten einmal unter einer AfD-Regierung leben, damit sie sie nicht wieder wählen?

Davon halte ich gar nichts. Die Auswirkungen einer AfD-Regierung wären verheerend. Und es ist nicht gesagt, dass sie nach vier Jahren wieder weg wäre. In Ungarn hat es 16 Jahre gedauert, bis sich die Ernüchterung Bahn gebrochen hat. Wenn man ernst nimmt, was im Wahlprogramm der AfD in Sachsen-Anhalt steht, und dass die Partei hier als gesichert rechtsextrem eingestuft ist, dann kann ich in keiner Weise nachvollziehen, dass man sie mal zum Ausprobieren in Regierungsverantwortung bringen will.

Das Wahlprogramm für Sachsen-Anhalt sieht enorme Einschnitte bei den Kirchen vor. Gibt es schon Pläne, wie das Bistum nach der Landtagswahl mit den Konsequenzen einer möglichen AfD-Regierung umgehen will?

Nein. Zum einen hoffe ich immer noch, dass es zu einer solchen Regierung nicht kommen wird. Zum anderen wird man sehen müssen, welche ihrer Ideen die AfD überhaupt umsetzen kann, und welche Bereiche betroffen sein werden. Ich möchte nicht, dass wir wie das Kaninchen auf die Schlange starren. Wirklich vorbereiten können wir uns nicht. Wir werden damit umgehen, wenn es so weit kommen sollte.

Sehen Sie es als Widerspruch an, dass die in sich nicht demokratisch verfasste katholische Kirche sich nun so stark für den Erhalt der freiheitlichen Demokratie einsetzt?

Die katholische und die evangelische Kirche haben sich beide lange mit der Demokratie schwergetan. Seitens der katholischen Kirche haben wir erst seit dem Zweiten Vatikanum einen positiven Zugang zu ihr. Heute können wir leidenschaftlich für sie in der Gesellschaft eintreten. Wir sind innerkirchlich zwar nicht demokratisch, aber versuchen, synodaler zu werden. Und das ist auch ein Schritt in diese Richtung hin.

Wie meinen Sie das?

Schon in der Alten Kirche bedeutete Synodalität nicht Einstimmigkeit, sondern dass Mehrheiten entscheiden. Minderheiten wurden dann oft als häretisch erklärt. Daran sollten wir uns natürlich kein Beispiel nehmen. Auf und nach dem Konzil von Nizäa etwa ist es zu massiven Auseinandersetzungen gekommen. Zudem gibt es in einer Demokratie nicht nur Mehrheitsentscheidungen, sondern auch Richtwerte, die im Grundgesetz festgeschrieben und nicht verhandelbar sind. Sie betreffen vor allem die Würde des Menschen. Darauf aufbauend kann ich mir schon vorstellen, dass demokratischere Züge in der Kirche Einzug halten, ohne ihre wesentlichen Grundlagen infrage zu stellen.

Sie sind in der DDR aufgewachsen. Was bedeutet Freiheit für Sie?

Im theologischen Sinn sind wir zur Freiheit befreit. Gesellschaftlich gesprochen ist Freiheit ein kostbares und gefährdetes Gut. Nach 1989 machte sich die Erfahrung breit, dass Freiheit grauer ist als der Traum von ihr. Man muss etwas für sie tun. Es gibt nicht nur Freiheit von, sondern auch für etwas. Insofern fordert sie Verantwortung und Engagement. Sie ist nicht willkürlich und durchaus anstrengend.

Wie kann man Menschen dazu motivieren, dass sie diese Freiheit wahrnehmen?

Die meisten Menschen im Osten wollten ein besseres Leben, vielleicht aber nicht unbedingt die Freiheit in ihrer Radikalität. Ilko-Sascha Kowalczuk hat ein Buch über den Freiheitsschock geschrieben. Für viele war es eine Ernüchterung, dass Freiheit nicht unbedingt ein besseres Leben im materiellen Sinne bedeutet, sondern eine enorme Herausforderung ist. Sie hängt eben damit zusammen, dass die Zukunft offen und nicht alles festgelegt ist. Wir sind keine Marionetten in einem göttlichen Theater, sondern müssen entscheiden zwischen Gut und Böse, zwischen Wohltat und Verbrechen.

Kirchenräume werden geschlossen, damit gehen Orte der Sakralität verloren. Wo bleiben uns solche Orte erhalten, wo können Menschen ihrem Leben und etwas darüber hinaus nachspüren?

Zweifellos bieten Kirchbauten Ansätze dafür. Einen sakralen Raum zu betreten, kann etwas auslösen. Aber auch anderswo erfahren manche inzwischen gewissermaßen Transzendenzen im Diesseits. Hartmut Rosa hat in seiner Schrift „Demokratie braucht Religion“ betont, dass eine Gesellschaft nicht nur aus Arbeit, Konsum und Vergnügen bestehen kann. Sie braucht auch Resonanzräume, in denen die Seele berührt wird. Das können Natur oder Stille sein, Begegnungen mit anderen Menschen, besondere Situationen, die unter die Haut und ans Herz gehen. Dazu gehört auch die Freiheit, etwas gestalten zu können und somit eine Dimension zu erleben, die über die alltäglichen Verstrickungen hinausgeht. Hieran können wir als Kirche anknüpfen und gegebenenfalls hilfreich weiterführen.

Bei Ihrer Bischofsweihe haben Sie „Wacht und betet“ zu Ihrem Wahlspruch genommen. Jesus richtet diesen Satz kurz vor seiner Verhaftung im Garten Gethsemane an seine Jünger. Die aber schlafen ein. Wo sollten die Jüngerinnen und Jünger Jesu Christi heute wacher sein?

Jede Zeit kann Bewährungszeit und Heilszeit sein. Wachsamkeit meint, dass wir den Kairos zum Handeln nicht verpassen dürfen. Wo ist heute das Galiläa, in das uns der Auferstandene vorangegangen ist, und in wem will er uns begegnen? Ich würde sagen, in den Armen und Bedrängten, in denen, die am Rand stehen und in Not sind. Wachsam müssen wir auch innerhalb der Kirche sein. Den Vorwurf, wir seien zu sehr mit Strukturreformen beschäftigt, teile ich nicht. Reformen sind notwendig. Sie sind Teil der Evangelisierung. Denn manche Strukturen werden zu Hindernissen für die Verkündigung des Evangeliums, weil Menschen sich so sehr an ihnen stoßen.

Wacht und betet – hilft Beten eigentlich?

Nicht in dem Sinne, dass man Gott als einen Automaten versteht, in den man eine Münze reinsteckt und dann kommt die Ware heraus. Ein Schlüsseltext ist das Gebet Jesu im Garten von Gethsemane: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Für mich ist Gebet, wie es die Väter sagen, ein Atmen der Seele. Atmen bedeutet, Giftiges auszustoßen und Heilsames einzuatmen. Im Gebet drückt sich aus, dass der Glaube ein lebendiges Verhältnis zu Gott ist.

Gethsemane liegt am Fuß des Ölbergs mit Blick auf die Jerusalemer Altstadt. Das Kidrontal changiert zwischen Gericht und Verheißung. Was ist für Sie der Kern des christlichen Glaubens, der hier zum Tragen kommt?

Sich auch in der tiefsten Not nicht gehen zu lassen, sondern auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit zu hoffen und zu vertrauen.

» Wenn man ernst nimmt, was im Wahlprogramm der AfD in Sachsen-Anhalt steht, und dass die Partei hier als gesichert rechtsextrem eingestuft ist, dann kann ich in keiner Weise nachvollziehen, dass man sie mal zum Ausprobieren in Regierungsverantwortung bringen will.«

Nach dem Wahlsieg der AFD

– Kirchen werden sich weiter mit dem Evangelium zu Wort melden

Gemeinsame Pressemitteilung der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (EKM), dem Bistum Magdeburg und der Evangelischen Landeskirche Anhalts vom 7. September 2026

Nach der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt melden sich die leitenden Geistlichen zu Wort. Landesbischof Friedrich Kramer (Evangelische Kirche Mitteldeutschland) Bischof Dr. Gerhard Feige (Bistum Magdeburg, katholisch), Kirchenpräsident Karsten Georg Wolkenhauer (Evangelische Landeskirche Anhalts):

Das Wahlergebnis nehmen wir als Kirchen mit großer Sorge zur Kenntnis. Diese Landtagswahl hat die politischen Verhältnisse in Sachsen-Anhalt tiefgreifend verändert. Das Land ist gespalten. Unsere Sorge gilt dem sozialen Frieden und dem Miteinander der Menschen in unserem Bundesland. Das Wahlergebnis zeigt eine große Unzufriedenheit in weiten Teilen der Bevölkerung. Gleichzeitig stehen so viele Menschen einander selbstlos mit Rat und Tat und Zeit zur Verfügung; helfen, spenden, teilen, hören zu und stärken einander.

Unsere Sorge gilt auch den von der AfD angekündigten Folgen, die das Wahlergebnis für Kultur und Bildung, Gemeinwesen und Ehrenamt, Diakonie, Caritas und Kirchen haben wird, für innere und äußere Sicherheit. Als Kirchen bringen wir eine lange Geschichte der Resilienz mit, wir haben Diktaturen und Unterdrückung, Kriege und Krisen überstanden und werden auch weiterhin unsere Türen für alle Menschen öffnen, die Schutz und Ruhe, Heilung und Wegweisung in der Gegenwart Gottes suchen.

Landesbischof Friedrich Kramer:

"Wir Kirchen stehen auch nach der Wahl fest an der Seite jener, die mit wachsamem Blick auf die Politik der AfD schauen. Gemeinsam mit allen engagierten Bürgerinnen und Bürgern werden wir uns weiterhin für die Menschenwürde jedes einzelnen Menschen einsetzen, für Nächstenliebe und für ein solidarisches Miteinander. Wir vertrauen auf Gottes Geist, dass er uns helfen möge, Brücken zu bauen und Gräben zu überwinden."?

Bischof Dr. Gerhard Feige:

"Wir appellieren an die Wahlsieger, die Verfassung unseres Landes wie das Grundgesetz uneingeschränkt zu achten und die Würde aller?Menschen zu wahren. Wer Regierungsverantwortung übernehmen möchte, übernimmt die Verantwortung für alle?Menschen in unserem Land."

Kirchenpräsident Karsten Wolkenhauer:

"Als Kirchen sind und bleiben wir zu allererst der Botschaft des Evangeliums verpflichtet. In die Gestaltung des Gemeinwesens werden wir uns daher wie bislang pointiert, konstruktiv und verbindend einbringen. Die Gesellschaft darf von uns als Kirchen zu Recht prophetische Klarheit und faktenbasierte Diskurse erwarten. Einer Spaltung der Gesellschaft, der Schwächung demokratischer Institutionen und Einschränkung von Freiheitsrechten treten wir mit unserer Arbeit entschieden entgegen. Das Wohl aller Menschen im Land werden wir in unseren Fürbitten vor Gott bringen."

Hintergrund

In Sachsen-Anhalt leben rund 300.000 evangelische und katholische Christinnen und Christen, davon sind 235.000 evangelisch und 66.000 katholisch.



v. l.: Kirchenpräsident Karsten Georg Wolkenhauer, Bischof Gerhard Feige, Landesbischof Friedrich Kramer; Bildrechte: Evangelische Landeskirche Anhalts